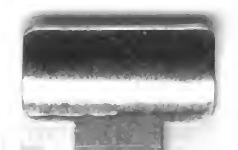
Bismarck-Por...

Otto Bismarck (Fürst von), Heinrich ...



Bismarck-Portefeuille.

Zweiter Band.

Bismarck-Portefeuille.

Herausgegeben

von

Heinrich von Poschinger.

Zweiter Band.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1898.



Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Neue Bismarck-Briefe.

Neue Bismarck-Briefe.

Nach dem Ausspruche Goethes gehören Briefe „unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann“. Diese Art von Denkmälern wird, wie die „Hamburger Nachrichten“ kürzlich mit Recht hervorhoben, um so wichtiger und wertvoller sein, je merkwürdiger und hervorragender der einzelne Mensch ist, von dem sie ausgehen. In diesem Sinne ist man von jeher darauf bedacht gewesen, an Briefschaften zu sammeln und zu allgemeiner Kunde zu bringen, was von großen und in ihre Zeit und Umgebung eingreifenden Männern herrührte, und so liegt denn in dieser Gattung von Dokumenten eine der ausgiebigsten und zuverlässigsten Quellen zur geschichtlichen Forschung vor, wie der mitlebende oder nachgeborene Freund der historischen Wahrheit sie sich überhaupt wünschen kann.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, wird eine Ergänzung der im ersten Bande des Bismarck-Portefeuilles enthaltenen Sammlung von Bismarck-Briefen [1]) nicht unerwünscht sein.

An den aus dem Herzogtum Schleswig durch den preußischen Regierungskommissar von Zedlitz ausgewiesenen Dr. Rasch.

Berlin, den 3. März 1864.

Eurer Wohlgeboren spreche ich in Erwiderung der Schreiben vom 22. und 29. Februar mein Bedauern darüber aus, daß ich nicht in der Lage bin, die von der Lokalbehörde auf dem Kriegsschauplatze gegen Sie verhängte Maßregel aufzuheben. Dieselbe findet ihre Erklärung in dem Ausnahmezustande, welchem das Herzogtum Schleswig gegenwärtig unterliegt, und es muß der dortigen obersten Zivilbehörde die Beurteilung und Entscheidung überlassen bleiben, welche Vorkehrungen sie mit Rücksicht auf den Kriegszustand für erforderlich erachtet.

v. Bismarck.

*

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten ist keiner dieser Briefe erwähnt.

An Herrn Constantin Rößler in Berlin.

Berlin, den 12. Dezember 1864.

Eure Wohlgeboren haben die Aufmerksamkeit gehabt, mir die von Ihnen verfaßte Schrift „Studium zur preußischen Verfassung" zu übersenden, und unterlasse ich daher nicht, Ihnen für dieses Zeichen einer mir zugewandten Gesinnung meinen verbindlichen Dank auszusprechen. Von dem gedankenreichen Inhalt Ihrer Schrift habe ich mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen. Wenn Männer von politischer Bildung und Erfahrung die inneren Fragen einer objektiven und eingehenden Prüfung unterziehen, so kann ich derartige patriotische Bestrebungen nur um so mehr willkommen heißen, als ich überzeugt bin, daß dieselben dazu beitragen werden, die schwebenden Differenzen in ihrem wahren Wert erkennen zu lassen.

v. Bismarck.

*

An den Geheimen Regierungsrat und Professor Dr. Fr. Ritschl in Leipzig.

Berlin, den 29. Dezember 1865.

Eure Hochwohlgeboren haben die Freundlichkeit gehabt, mir mittelst Zuschrift vom 11. d. M. die von Ihnen verfaßte Schrift über Ino Leucothea zu übersenden. Indem ich Ihnen meinen verbindlichen Dank sage, kann ich nicht unterlassen, von neuem mein Bedauern darüber auszudrücken, daß die Verhältnisse Ihnen die Fortsetzung Ihres Wirkens in Preußen nicht gestattet haben. Um so mehr freue ich mich darüber, daß Sie mir Ihre freundliche Erinnerung bewahrt haben.

v. Bismarck.

*

Schreiben an den Vorstand des preußischen Volksvereins, z. H. des Königlichen Generallieutenants a. D. v. Derenthal in Berlin.

2. Juni 1866.

Dem Vorstand des preußischen Volksvereins sage ich meinen verbindlichen Dank für die gefällige Mitteilung vom 25. v. M., aus welcher ich mit lebhafter Freude ersehen habe, daß derselbe die Sammlung von Geld und Materialien zum Besten der Königlichen Armee bereits mit Eifer in die Hand genommen hat.

Der Vorstand des preußischen Volksvereins wolle sich versichert halten, daß ich gern bereit bin, den patriotischen Bestrebungen desselben jede angängige Förderung und Unterstützung zu gewähren.

v. Bismarck.

*

An den Königlichen Generalmajor v. Kaphengst
in Rendsburg.

Berlin, den 3. Februar 1867.

Eurer Hochwohlgeboren und dem Herrn Stadt-Präsidenten Wridt sage ich meinen verbindlichen Dank für die unter dem 24. v. M. Namens der vereinigten Bürger und Garnison Rendsburgs an mich übermittelte freundliche Depesche.

Indem ich Eure Hochwohlgeboren ersuche, diesen meinen Dank in geeigneter Weise zur Kenntnis der beteiligten Personen zu bringen, spreche ich zugleich meine lebhafte Freude darüber aus, daß Bürger und Garnison Rendsburgs sich in demselben Wahlspruche vereinigt haben, in einem Wahlspruche, welchen ich nur um deswillen auf mich beziehen darf, weil ich keinen anderen Ruhm erstrebe als den, der treuste Diener unseres Königlichen Herrn zu sein.

v. Bismarck.

*

An den Geheimen Regierungsrat und Oberbürgermeister Lischke
in Elberfeld.

Berlin, den 28. Februar 1867.

Eurer Hochwohlgeboren kann ich mir nicht versagen, auf das Schreiben vom 22. d. M. zu erwidern, daß ich in der auf mich gefallenen Wahl zum Reichstage mit aufrichtigem Danke einen ehrenvollen Beweis des Vertrauens erkenne.

Wenn ich mich dessenungeachtet habe entschließen müssen, jene Wahl abzulehnen, so ist dies nur um deswillen geschehen, weil ich die Wahl im Jerichower Kreise bereits angenommen hatte, bevor das Resultat der engeren Wahl im Elberfelder Wahlkreise feststand. Es war für mich nicht möglich, der von Jerichow an mich entsandten Deputation ohne Verletzung der schuldigen Rücksichten zu erklären, daß ich ihr Mandat annehmen würde, falls ich in Elberfeld nicht gewählt würde, es aber ablehnte, wenn die engere Wahl in Elberfeld zu meinen Gunsten ausfiele.

Ich habe der Elberfelder Deputation meine Motive noch näher dargelegt und wiederhole mit meinem Danke das Bedauern, daß es mir nicht vergönnt war, einen Wahlkreis von so gewichtiger Bedeutung, wie der von Elberfeld-Barmen es ist, im Reichstage zu vertreten.

v. Bismarck.

*

An den Professor Dr. A. v. Klöden in Berlin.

1. September 1867.

Indem ich Eurer Hochwohlgeboren für die in der Zuschrift vom 20. v. M. mir ausgesprochenen freundlichen Gesinnungen meinen verbindlichen Dank sage, habe ich mit lebhaftem Interesse von dem beigefügten geographisch-statistischen Werk Kenntnis genommen.

Mit vielem Vergnügen werde ich auch fernerhin jeden Anlaß gern ergreifen, um Ihren auf die Verbreitung realpolitischer Kenntnisse gerichteten verdienstvollen Forschungen die gewünschte Unterstützung zu gewähren.

v. Bismarck.

*

An den Großherzoglich badischen Geheimen Rat und Professor Dr. Bluntschli in Heidelberg.

Berlin, den 4. Dezember 1867.

Eure Hochwohlgeboren haben mir durch die in der gefälligen Zuschrift vom 22. v. M. ausgesprochenen freundlichen Gesinnungen eine lebhafte Freude bereitet. Ich sage Ihnen für Ihre warme und offene Ansprache um so mehr meinen aufrichtigen Dank, als die anerkennenden Worte, mit welchen Sie meine öffentliche Wirksamkeit erwähnen, von einem Manne herrühren, dessen patriotische Gesinnung und hervorragende Begabung ich auch in der Zeit der Gegnerschaft niemals verkannt habe. Ich darf hieran die Hoffnung knüpfen, daß Eurer Hochwohlgeboren leitende Stimme in vollem Maße dazu beitragen wird, die Verstimmungen zu mindern, welche gegenwärtig noch in Süddeutschland der Durchführung des durch die Ereignisse des vorigen Jahres begründeten nationalen Werkes entgegenstehen.

Für die gefällige Uebersendung des von Ihnen verfaßten Werkes über das moderne Völkerrecht, von welchem ich mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen, sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank.

Wenn Sie, durch das amerikanische Vorbild angeregt, Sich die Aufgabe gestellt haben, die Grundzüge des heutigen Völkerrechts in Form eines Rechtsbuchs zu kodifiziren, so haben Sie Selbst die mannigfachen Schwierigkeiten und Hemmnisse gewürdigt, welche der bindenden Kraft eines solchen durch die Wissenschaft formulirten Kodex entgegenstehen.

Dem ungeachtet erscheint der von Ihnen angebahnte Weg als der allein gangbare um die durch wissenschaftliche Forschungen gefundenen Rechtsnormen in den internationalen Verkehr der Völker einzuführen.

Indem ich daher in Ihrer Schrift ein günstiges Anzeichen für die fortschreitende Annäherung und Ausgleichung des internationalen Rechtsbewußtseins erblicke, bin ich überzeugt, daß demselben die Anerkennung und Würdigung der öffentlichen Meinung nicht fehlen wird.

v. Bismarck.

*

An das Mitglied des Hauses der Abgeordneten Stengel.

1. Februar 1868.

Eurer Hochwohlgeboren beehre ich mich auf das Schreiben vom 29. v. M. zu erwidern, daß die Königliche Staatsregierung in Betreff des Hannoverschen Provinzial-Fonds an dem von ihr vorgelegten Gesetzentwurf festhalten muß,

und daß es mir demgemäß auch unerwünscht sein würde, eine geringere Summe als die in der Regierungs-Vorlage enthaltene vorgeschlagen zu sehen.

v. Bismarck.

*

An den Königlichen Wirklichen Geheimen Rat und Ober-Jägermeister Grafen v. d. Asseburg Excellenz auf Meisdorf.

Berlin, den 21. April 1868.

Lieber Asseburg!

In der Hofjagd-Verwaltung in Hannover habe ich Deinem und Bernstorffs Wunsche entsprechend dem Könige Vortrag erstattet. Seine Majestät wollen, daß die hannöversche Jagd in der früheren Verfassung erhalten werde, und wenn zu diesem Zweck Pachtung von Revieren nötig ist, letztere pachten. Der Finanzminister ist vollständig bereit, Seiner Majestät zu verpachten, was der König pachten will. Weniger sicher bin ich darüber, daß das Hausministerium die zur Pachtung nötigen Gelder hergeben will; doch hat Schleinitz mir gesagt, es werde geschehen. Bei Seiner Majestät schien er sich so bestimmt noch nicht ausgesprochen zu haben. Von Heydt aber geht der Widerstand nicht aus. Sobald mir von Seiner Majestät Bescheid zugeht, werde ich Dir Nachricht geben.

Indem ich Dich bitte, Bernstorff von dieser Sachlage in Kenntnis zu setzen, bin ich in alter Freundschaft

Dein

v. Bismarck.

*

An den Landesältesten des Königlich sächsischen Markgrafentums Oberlausitz v. Thielau in Bautzen.

Berlin, den 26. März 1869.

Eure Hochwohlgeboren haben die Güte gehabt, mir unter dem 5. d. M. den Bericht über den Entwicklungsgang und den Geschäftskreis der landständischen Hypothekenbank in der Königlich sächsischen Oberlausitz mitzuteilen.

Diese Mitteilung ist für mich von um so größerem Interesse gewesen, als die darin behandelten Fragen grade jetzt für die diesseitige Gesetzgebung von hervorragender Bedeutung sind, und als den Ansichten Eurer Hochwohlgeboren die vollgültige Autorität zur Seite steht, welche auf der so günstigen Entwicklung der Lausitzer Einrichtungen unter Eurer Hochwohlgeboren Leitung beruht.

Es ist mir deshalb auch eine doppelt angenehme Pflicht, Eurer Hochwohlgeboren meinen verbindlichen Dank ebensowohl für die mir erwiesene Aufmerksamkeit als für die mir gewährte Belehrung auszusprechen.

v. Bismarck.

*

An den Rittergutsbesitzer v. Bethmann-Hollweg auf
Runowo, Provinz Posen.

Berlin, den 17. Februar 1872.

Eurer Hochwohlgeboren Schreiben vom 14. d. M., in welchem Sie die nationalen und kirchlichen Zustände der dortigen Provinz und die Bedeutung des neuen Schulaufsichtsgesetzes für dieselbe so richtig würdigen, habe ich mit verbindlichem Danke empfangen.

Sehr erwünscht würde es sein, wenn recht viele derartige Stimmen in die Oeffentlichkeit gelangten, und wenn Ew. Hochwohlgeboren und Ihre Gesinnungsgenossen, durch Mitteilungen gleichen Inhalts zunächst namentlich an ihnen näher stehende Mitglieder des Herrenhauses, zum richtigen Verständnis und dadurch zum Zustandekommen des Gesetzes beitragen wollten.

v. Bismarck.

*

An den Grafen von der Schulenburg auf Beetzendorf bei
Salzwedel.

Berlin, den 12. März 1872.

Eurer Hochgeboren Schreiben vom 5. v. M. habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und bedauere mit Ihnen, daß der unmotivirte Konflikt mit der Regierung, welchen die konservative Partei bei Gelegenheit des Schulaufsichtsgesetzes mit beklagenswerter Beflissenheit herbeigeführt und vertieft hat, im Lande allerdings den Eindruck machen muß, als ob die Herren in dem bestehenden Kampfe der Zentrumsfraktion und der Polen gegen die Regierung den ersteren näher ständen als der letzteren. Daß dieselben dies nicht dauernd wollen werden, glaube ich gern, aber der entstandene Eindruck wird um so schwerer zu verwischen sein, als der Kampf, in welchem das Schulaufsichtsgesetz einen Incidentpunkt bildet, zu einer die Zeit beherrschenden Frage heranwächst. Hätte die konservative Partei einfach der Regierung, wie diese es erwartete, ein Vertrauensvotum gegeben, so wäre dieser Zwischenfall mit der Beseitigung einiger polonisirenden Schulinspektoren abgemacht gewesen. Daß derselbe eine weiterreichende und tiefergehende Bedeutung gewonnen hat, ist eine Folge, welche freiwillig durch das Mißtrauen und durch das Verhalten der Konservativen herbeigeführt wurde. In der Abstimmung derselben kann ich selbst und kann die Welt nichts anderes sehen, als ein Mißtrauensvotum gegen mich. Daß dieser Vorgang unter vielen andern für mich persönlich schmerzlichen Ergebnissen auch dazu beigetragen hat, mich im Reichstage des erprobten Beistandes Ihrer Mitwirkung zu berauben, bedaure ich auf das Lebhafteste. Eine direkte Einwirkung auf die Wahl zu üben, war aber für mich nicht thunlich.

Genehmigen Eure Hochgeboren die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

v. Bismarck.

An den Bürgermeister Hünersdorff in Gotha.

Berlin, den 7. April 1872.

Eure Hochwohlgeboren haben mir unter dem 12. vorigen Monats mitgeteilt, daß die Stadt Gotha mir die Ehre erwiesen hat, mich unter die Zahl ihrer Bürger aufzunehmen. Es hat mir zur lebhaften Freude gereicht, diese Auszeichnung aus einer der alten und geschichtlich hervorragenden Hauptstädte des Thüringerlandes entgegenzunehmen, welches durch die Pflege deutscher Wissenschaft und deutscher Gesittung stets eine hervorragende Stelle unter den deutschen Landschaften eingenommen und seine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande unwandelbar bewährt hat. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich, den Ausdruck meines herzlichsten Dankes für die mir zu teil gewordene Anerkennung den geehrten städtischen Behörden übermitteln zu wollen.

v. Bismarck.

*

An den König Ludwig von Bayern, betreffend Erwiderung eines Glückwunschtelegramms.[1])

Berlin, den 1. April 1874.

Eure Majestät haben durch huldreiches Gedenken des heutigen Tages und die so gnädigen Wünsche mich sehr beglückt. Genehmigen Allerhöchstdieselben den Ausdruck meines ehrfurchtsvollen Dankes und der Hoffnung, daß mit Gottes Beistand ich bald der Aufgabe zurückgegeben sein werde, für deren Erfüllung Eurer Majestät Gnade und Vertrauen mir unentbehrlich bleiben.

v. Bismarck.

*

An eine Fest-Versammlung in Göttingen zur Feier des zehnjährigen Gedenktages der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs.

Berlin, den 18. Januar 1881.

Für die freundliche Begrüßung des Magistrats und der Bürgervorsteher von Göttingen[2]) am heutigen Gedenktage bin ich um so dankbarer, als Göttingen für mich die Adresse für den Ausdruck der Dankbarkeit ist, die jeder Deutsche unseren Universitäten für die Bewahrung nationaler Gesinnung schuldet.

v. Bismarck.

*

---

[1]) Das Glückwunschtelegramm, welches Se. Majestät der König Ludwig II. von Bayern am 1. April an den Reichskanzler gerichtet hatte, lautete: „Am heutigen Tage gedenke Ich Ihrer, Mein lieber Fürst, mit dem besonderen Wohlwollen, welches Ich stets für Sie im Herzen hege. Möge Ihnen der Frühling das Glück voller Gesundheit wiederbringen! Hierin gipfeln die innigen Glück- und Segenswünsche, welche Ich Ihnen zur Feier dieses Tages sende. Ludwig."

[2]) Das an den Fürsten Bismarck gerichtete Telegramm, worauf derselbe antwortete, lautete: Heute — zehn Jahre nach Auferstehung des Deutschen Reichs — gedenken ihres großen Ehrenbürgers in inniger Dankbarkeit und begeisterter Vaterlandsliebe Magistrat und Bürgervorsteher der Stadt Göttingen.

An Herrn Pinkert-Waldegg in Dresden.

Berlin, den 11. Februar 1881.

Eurer Hochwohlgeboren danke ich für das im Namen des Deutschen Reformvereins mir zugesandte Telegramm und bin bereit, mit Ihnen die Hoffnung auf Anbahnung besserer sozialer Verhältnisse zu teilen, sobald wir aufhören, die Besserung derselben durch spontane Entstehung abzuwarten.

v. Bismarck.

*

An Frau Wirkliche Geheime Rat v. Liebe (aus Anlaß des Ablebens ihres Gemahls).

Berlin, den 11. April 1885.

Gnädige Frau!

Eure Excellenz bitte ich, meiner herzlichsten Teilnahme an dem schweren Schlage versichert zu sein, welcher Sie so unerwartet getroffen hat. Mit Ihnen trauern alle, denen es vergönnt gewesen ist, mit Ihrem verewigten Herrn Gemahl in persönliche und in geschäftliche Beziehungen zu treten, und ich beklage schmerzlich den Verlust, welchen Kaiser und Reich durch das Dahinscheiden meines langjährigen und hochverehrten Freundes erleiden.

v. Bismarck.[1])

*

An den Rektor der Universität Tübingen, v. Schönberg.

Berlin, den 20. April 1885.

Eure Magnificenz bitte ich, der Universität meinen verbindlichsten Dank für die hohe Ehre auszusprechen, welche dieselbe mir durch die Promovirung zum Ehrendoktor aus Anlaß meines siebzigsten Geburtstags erwiesen hat.[2])

v. Bismarck.

*

An die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin.

Varzin, den 14. Juli 1885.

Eure Hochwohlgeboren benachrichtige ich im Verfolge meines Schreibens vom 24. vorigen Monats, daß, nachdem sich die Regierungen von England, Frankreich, Italien und Belgien in entgegenkommendster Weise bereit erklärt hatten, ihre Konsularvertreter und sonstigen Organe in den betreffenden Küstenplätzen wegen der Reisenden Dr. Juncka und Dr. Schnitzler mit geeigneter

---

[1]) In meinem Werke „Fürst Bismarck und der Bundesrat" Bd. I S. 79 ist dieser Kondolenzbrief nur auszugsweise mitgeteilt.

[2]) Das Diplom wurde in einer blauen Sammetkapsel mit reichem Silberbeschläge, gefertigt von Hofjuwelier Föhr in Stuttgart, durch ein Mitglied der staatswissenschaftlichen Fakultät, Professor Dr. v. Martitz, dem Kanzler überreicht.

Weisung zu versehen, mir heute ein Telegramm des Kaiserlichen Generalkonsulats in Alexandrien zugegangen ist, wonach der Minister Bonomi gestern aus Wadi Halfa an den italienischen Generalkonsul telegraphirt hat, daß die Herren Juncker und Casati bei Dr. Schnitzler in Lado in Sicherheit seien.

v. Bismarck.

*

An den Kgl. Landrat, Geh. Regierungsrat Stürtz.

Friedrichsruh, den 13. Oktober 1885.

Eure Hochwohlgeboren bitte ich in Erinnerung an frühere Zeiten den freundlichsten Glückwunsch eines alten Kollegen aus demselben Jahrgange zu Ihrem 50jährigen Dienstjubiläum entgegenzunehmen.

v. Bismarck.

*

An den Times-Korrespondenten in Berlin, Charles Low, aus Anlaß der Ueberreichung seines biographischen Werkes über den Fürsten Bismarck.

Berlin, den 11. Dezember 1885.

Eurer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die freundliche Uebersendung Ihres Werkes [1]) und für die Ehre, welche Sie mir durch Abfassung desselben erwiesen haben. Ich werde von dem Inhalte desselben gern Kenntnis nehmen, da es für mich von lebhaftem Interesse ist, daraus zu ersehen, wie sich meine Erlebnisse und unsere mit denselben in Verbindung stehende Politik vom Standpunkte eines Geschichtsschreibers darstellen, der einer auswärtigen, aber uns befreundeten Nation angehört.

v. Bismarck.

*

An den Magistrat in Bochum.

Berlin, den 9. September 1886.

Den Bürgerbrief von Bochum habe ich zu empfangen die Ehre gehabt [2]) und freue mich, Mitglied eines Gemeinwesens zu sein, welches durch seine gewerbliche Entwicklung einen so hohen Rang nicht bloß im Vaterlande einnimmt.

Mit meinem herzlichen Danke bitte ich den Ausdruck meiner Freude entgegenzunehmen über die reiche, geschmackvolle und sinnige Ausstattung des

---

[1]) Das Werk ist betitelt: Prince Bismarck, an historical biography by Charles Lowe M. A. 1886. Cassel & Comp., London.

[2]) Die Zusendung des Ehrenbürgerbriefes war seitens des Magistrats in Bochum in besonderer Postsendung erfolgt und in dem Uebersendungsschreiben gleichzeitig das innigste Bedauern darüber ausgesprochen, „daß es uns nicht vergönnt war, denselben durch eine Deputation persönlich übermitteln zu können".

Ehrenbürgerbriefes und insbesondere über die kunstreiche und ähnliche Abbildung der verschiedenen Oertlichkeiten, in denen ich geboren und heimisch und amtlich thätig bin.

v. Bismarck.

*

An Herrn Dr. Schwetschke in Berlin.

Berlin, den 8. Juli 1888.

Ich bitte Sie, meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 3. d. M. entgegenzunehmen [1]) und habe mit Vergnügen von den sie begleitenden neuen Proben Ihrer Meisterschaft in gebundener Rede Kenntnis genommen.

v. Bismarck.

*

---

[1]) Der Brief bezieht sich darauf, daß Schwetschke „als Ausdruck seines tiefstgefühlten Dankes" für Bismarcks „aufopferungsvolles patriotisches Wirken der letzten Monate sowie nicht minder als Ausdruck gleicher Freude über dessen Zusammenarbeiten mit Kaiser Wilhelm II." dem Fürsten die Gedichte „Bismarck-Lied" (Siehe Aus Bismarcks Zeit [Heidelberg, Petters 1896. S. 106]) und „An Kaiser Wilhelm II. auf die Erlasse An die Armee! An die Marine! An mein Volk!" (ebenda, S. 104) übersandt hatte.

Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen.

Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen,

welche teils in Kohls Bismarck-Regesten übersehen,[1]) teils bisher unveröffentlicht sind. Schreiben, welche mit der Firma des Reichskanzlers in Vertretung oder im Auftrage desselben von seinen Untergebenen gezeichnet wurden, scheiden hier aus.

† An den Präsidenten der Alliance Israélite in Paris
Herrn Cremieux.

Paris, den 2. April 1868.

Mein Herr!

Ich habe mich beeilt, dem Herrn Grafen Bismarck das Schreiben zu übermitteln, welches Sie mir unterm 26. März eingesandt und in welchem Sie den Beistand Seiner Majestät des Königs, meines erhabenen Herrn, beim Fürsten Karl von Rumänien zu Gunsten der israelitischen Bevölkerung dieses Landes in Anspruch nehmen. Sie haben schon aus dem Schreiben des Konseil-Präsidenten vom 22. Februar[2]) den lebhaften Anteil ermessen können, den die Regierung des Königs an dieser Frage nimmt. Die Bereitwilligkeit, mit welcher Graf Bismarck dem in Ihrem Briefe vom 26. März kundgegebenen Wunsche Folge gegeben hat, ist hierfür ein neuer Beweis. Se. Excellenz beauftragt mich, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß der preußische Generalkonsul in Bukarest sofort auf telegraphischem Wege aufgefordert worden ist, dem Fürsten Karl die lebhaftesten Vorstellungen gegen die Gesetzesvorlage, betreffend die Israeliten, zu machen, welche soeben der rumänischen Kammer unterbreitet wurde. Genehmigen Sie, Herr Präsident, die Versicherung 2c. 2c.

Der preußische Botschafter
Graf v. d. Goltz.

*

[1]) Die mit einem Kreuze versehenen Schreiben waren zur Zeit der Abfassung der Kohlschen Bismarck-Regesten bereits veröffentlicht. Die Piecen ohne Kreuz sind hier m. W. zum erstenmal abgedruckt.

[2]) Kohl erwähnt in seinen „Bismarck-Regesten" Bd. I S. 346 ein Schreiben an die Alliance Israélite in Paris, betr. die gleiche Frage, unter dem Datum 22. März 1868.

† An Herrn Lucas.

Paris, den 6. April 1870.

Mein Herr!

Sie haben die Güte gehabt, dem Herrn Kanzler des Norddeutschen Bundes ein Exemplar eines Briefes zu schicken, welcher bestimmt war, in der „französischen Revue für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" zu erscheinen unter dem Titel: „Brief an Se. Excellenz den Herrn Grafen v. Bismarck bei Gelegenheit seiner Rede gegen die Abschaffung der Todesstrafe." Im Auftrage des Herrn Grafen Bismarck habe ich die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß er für Ihre Aufmerksamkeit bestens dankt, obwohl er bedauert, in dieser wichtigen Frage sich mit einer so hervorragenden Autorität im Widerspruche befinden zu müssen. Indessen kann der Herr Bundeskanzler nicht umhin, hinzuzufügen, daß er auch in der Zukunft der am Schlusse Ihres Briefes ausgedrückten Erwartung nicht wird entsprechen können und daß er der unversöhnliche Gegner der Abschaffung der Todesstrafe bleiben wird. Genehmigen Sie rc. rc.

Werther.[1])

*

† An den Kgl. Geh. Ober-Regierungsrat und Bürgermeister Kieschke in Königsberg.

Königsberg, den 6. Oktober 1870.

In der Angelegenheit, betreffend die Internirung des Kaufmanns Herbig und des Dr. Jacoby ist mir ein Erlaß des Herrn Bundeskanzlers d. d. Ferrières, den 28. September 1870[2]) zugegangen, in welchem die Berechtigung der Militärgewalt zur Internirung der genannten beiden Personen während des gegenwärtigen Krieges anerkannt wird. Der Herr Bundeskanzler spricht sich darüber folgendermaßen aus:

Die betreffende Militärgewalt stellt eine in das Gebiet der Kriegführung gehörige Maßregel dar. Der Umstand, daß unsere Gesetze gerade mit dem Worte ‚Kriegszustand' einen gesetzlich definirten Ausnahmezustand bezeichnen, für dessen Eintritt es keine notwendige Vorbedingung ist, daß der Staat sich wirklich in einem Kriege befinde, ist in hohem Grade geeignet, die staatlichen Rechtsverhältnisse bei wirklich eingetretenem Kriege einer falschen Beurteilung auszusetzen. Unter der Herrschaft der durch die Bundesverfassung gegebenen rechtlichen Fiktion des ‚Kriegszustandes' würde eine Maßregel, wie die fragliche Internirung, unberechtigt sein; im Gebiete wirklicher Kriegführung aber kann

[1]) Frhr. v. Werther stand damals an der Spitze der Gesandtschaft des Norddeutschen Bundes in Paris.

[2]) Auch dieses Schreiben des Kanzlers ist in Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

ich sie nicht für unanwendbar halten; es handelt sich bei derselben nicht um ein Strafverfahren, sondern um wirksame Beseitigung von Kräften, deren Hervortreten die Erreichung des Kriegszwecks erschwert. Um dies klar zu machen, bedarf es nur der Erwägung, wie vielfach während der faktischen Kriegführung die damit betraute Staatsgewalt in die Lage kommt, in die verfassungsmäßigen Rechte der Personen und des Eigentums einzugreifen. Ist der Kriegsschauplatz im Inlande, so rechtfertigt der Zweck wirksamer Verteidigung unbestritten: die Zerstörung von Privateigentum ohne vorherige Feststellung der Entschädigung (Artikel 9 der Verfassungs-Urkunde), das Abhauen von Bäumen und das Verbrennen von Häusern; das Eindringen in die Wohnungen (Art. 6); ferner Eingriffe in den Straßenverkehr; Verfügungen über Fahrzeuge und Schiffe ohne Zustimmung der Eigentümer; endlich Unschädlichmachung durch Entfernung oder Verhaftung von Personen, welche auch nur im Verdacht stehen, dem Feinde materiell oder moralisch Vorschub zu leisten (Art. 5). Diese ausnahmsweisen Rechte und Pflichten des Staates werden da niemals in Frage gestellt, wo der unmittelbare Schauplatz eines Krieges ist. Der ihnen zu Grunde liegende Rechtsgedanke ist aber von der Oertlichkeit unabhängig. Die Staatsgewalt übt dieselben Rechte und Pflichten in Bezug auf die Erreichung des Kriegszweckes aus, unabhängig von der räumlichen Entfernung, in welcher die augenfälligeren unter den Kriegshandlungen vor sich gehen, sie kann die Pflicht nicht abweisen, Vorkommnisse im Inlande, welche den Friedensschluß erschweren, nach Möglichkeit zu beseitigen. Der Zweck des gegenwärtigen Krieges ist ein Friedensschluß unter bestimmten Bedingungen; das Hindernis des Friedens liegt in der Nachhaltigkeit des gegnerischen Widerstandes. Kundgebungen, welche Frankreich in seinem Widerstande gegen die von Deutschland gestellten Friedensbedingungen ermutigen, sind wesentliche Dienste, welche der feindlichen Kriegführung zum Nachteile der vaterländischen erwiesen werden. Das braunschweigische Arbeiter-Manifest vom 5. d. M. und die Königsberger Resolution vom 14. d. M., von der französischen Presse wirksamer ausgebeutet, als in der Heimat erkennbar sein mag, haben wesentlich zur Ermutigung Frankreichs und Verlängerung seines Widerstandes beigetragen. Die republikanische Partei, welche gegenwärtig in Paris die Herrschaft errungen hat, ist in ihrer Auffassung der Lage wesentlich bestärkt worden durch die Kundgebungen der gleichgesinnten Partei in Deutschland, deren Einfluß auf die deutsche Politik dort nach Maßgabe der in Frankreich gemachten Erfahrungen beurteilt wird. Ob Manifestationen, wie die Rede des Dr. Jacoby und die unter dem Vorsitz des Kaufmanns Herbig gefaßte Resolution dem Vaterlande den Verlust von 100 oder von 1000 Menschenleben zuziehen, das vermag niemand zu berechnen, erscheint aber auch ohne Einfluß auf die Rechtsfrage, da der Nachweis einer nachteiligen Einwirkung auf die Kriegführung hinreicht, um die Pflicht der Unschädlichmachung der absichtlichen oder unabsichtlichen Bundesgenossen des Feindes zu begründen. Der

General-Gouverneur hat früher mehrere Hannoveraner, deren Haltung in Bezug auf den Krieg zu Besorgnissen Anlaß gab, durch das Mittel der Internirung ohne Strafverfahren vorübergehend unschädlich gemacht. Dagegen wurde von keiner Seite Beschwerde erhoben und doch war die Berechtigung zu jenen Maßregeln nicht anders begründet, wie die zu dem jetzigen Verfahren.

Im Auftrage des Herrn Bundeskanzlers setze ich Ew. Hochwohlgeboren hiervon mit dem ergebenen Ersuchen in Kenntnis, eine entsprechende Mitteilung sowohl an die hiesigen Stadtbehörden mit Bezug auf das an des Königs Majestät gerichtete Telegramm, als an die Mitunterzeichner des von Ew. Hochwohlgeboren an den Herrn Bundeskanzler abgesandten Telegramms gefälligst gelangen lassen zu wollen. Der Herr Bundeskanzler hat am Schlusse seines Erlasses noch bemerkt, er begreife, daß der fragliche Vorgang hier inmitten einer patriotisch erregten Bevölkerung bedeutungslos erscheinen möge, und er werde sich im Frieden jeder Verkümmerung des freien Ausdrucks von Ansichten widersetzen, die er für irrtümliche halte, deren Aeußerung aber gesetzlich nicht strafbar sei, es würden aber vielleicht auch die Herren Unterzeichner der gedachten Telegramme, wenn sie sich vergegenwärtigen wollten, daß es nicht auf den Eindruck in Königsberg, sondern auf die Eindrücke in Paris und Frankreich ankomme, das Recht der kriegführenden Militärgewalt anerkennen, welche in dem Bestreben, den Abschluß des Friedens zu beschleunigen, Einflüsse unschädlich zu machen suche, von deren Wirksamkeit sie eine Verlängerung des Krieges nach Maßgabe der in Feindes Land gemachten Wahrnehmungen besorge.

Der Wirkliche Geheime Rat und Ober-Präsident
v. Horn.

*

† Erwiderung auf eine Adresse der Bürgerschaft Straßburgs i. E. an den Fürsten Bismarck vom 24. Mai 1874, betreffend die Beschleunigung der dortigen Stadterweiterung.[1])

Straßburg, den 28. Mai 1874.

Im Auftrage Seiner Durchlaucht des Fürsten Reichskanzlers beehre ich mich, den Herren Unterzeichnern der Petition vom 12. d. M. vorläufig mitzuteilen, daß Seine Durchlaucht wegen der in so hohem Maße wünschenswerten Beschleunigung der notwendigen Neubauten der Enceinte sowie deren demnächstigen baulichen Ausführung mit dem Herrn Kriegsminister in Verhandlung steht.

Der Ober-Präsident von Elsaß-Lothringen
v. Möller.

*

[1]) Abgedruckt findet sich die gedachte Adresse im „Reichsanzeiger“, II. Quartal 1874, Nr. 123.

† Weitere Erwiderung auf die vorerwähnte Adresse der Bürgerschaft Straßburgs i. E.

Straßburg, den 29. Juni 1874.

Im Verfolg meiner Mitteilung vom 28. v. M. beehre ich mich im Auftrage des Herrn Reichskanzlers die Herren Unterzeichner der Petition vom 12. v. M. weiter ergebenst zu benachrichtigen, daß Seine Majestät der Kaiser von der Petition Kenntnis zu nehmen und Allerhöchstihr Interesse für die gestellten Anträge auszusprechen geruht haben.

Der Herr Kriegsminister hat sich bereit erklärt, die baldige Ausführung der Stadterweiterung thunlichst zu fördern. Es liegt in der Absicht, die Bewilligung der Geldmittel, welche zur Deckung der Kosten der Verschiebung der Enceinte noch erforderlich sind, bei dem Reichstag in der diesjährigen Herbstsession zu beantragen. Sobald diese Geldmittel bereitgestellt sein werden, soll schon vor Fertigstellung der neuen Stadtumwallung für diejenigen Grundstücke, welche jetzt den Rayonbeschränkungen unterliegen und demnächst in die Stadt eintreten werden, Baufreiheit gewährt werden.

Die alte Enceinte wird in ihrem jetzigen Zustande so lange beibehalten werden müssen, bis die neuen Fronten einen geeigneten Ersatz für dieselben geben.

Der Ober-Präsident von Elsaß-Lothringen
v. Möller.

*

† An den Bürgermeister von München.

München, Juli 1874.

Der Unterzeichnete hat von Seiner Durchlaucht dem Herrn Reichskanzler den ehrenvollen Auftrag erhalten, den Bürgern Münchens, welche ihren Glückwünschen für die gnädige Bewahrung seines Lebens in so freundlicher Weise Ausdruck gegeben haben, noch besonders seinen herzlichen Dank und zugleich das aufrichtige Bedauern darüber auszusprechen, daß er durch die infolge der Verwundung noch zurückgebliebene Steifheit in den Fingern am eigenhändigen Schreiben verhindert sei.

Stumm,
Königlich preußischer Geschäftsträger.

*

Mehrere Deutschamerikaner in Baltimore hatten in einer Adresse an den Fürsten Bismarck gegen den seinerzeit bekannt gewordenen, den preußischen Hof in unerhörter Weise beleidigenden Artikel der daselbst erscheinenden „Katholischen Volkszeitung“ protestirt, worauf ihnen folgende Antwort zu teil wurde:

† Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft,
Washington, den 30. Juni 1875.

Sehr geehrte Herren!

Der Herr Reichskanzler Fürst v. Bismarck hat die Adresse empfangen, welche Sie gelegentlich der empörenden Haltung eines dortigen Blattes an ihn gerichtet haben. Ich bin von dem Herrn Reichskanzler beauftragt, den Unterzeichnern dieser Adresse seinen Dank zu erkennen zu geben für diesen Ausdruck von ehrenhafter Gesinnung und von bewährter Teilnahme für ihr Geburtsland gegenüber einer verlogenen Presse, welche sich, ohne bisher Widerstand erfahren zu haben, der Empfehlung des höchsten katholischen Klerus berühmt. An Sie richte ich sonach die ergebenste Bitte, hiervon gefälligst den Urhebern und Unterzeichnern der Adresse Mitteilung machen zu wollen. Empfangen Sie, geehrte Herren, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung.

Thielemann,
Kaiserlicher Geschäftsträger.

*

Adressat unbekannt.

Varzin, den 9. November 1877.

Graf Wilhelm Bismarck dankt im Namen des Fürsten für Uebersendung einer französischen Dose, welche zwar „an einen unerfreulichen Moment unserer Geschichte anknüpft, doch immer von historischem Wert und Interesse ist“.

*

† An den Redakteur Stein in Magdeburg.

27. November 1878.

Eurer Wohlgeboren hat mich der Reichskanzler beauftragt mitzuteilen, daß er infolge Ihres Schreibens vom 26. d. M. [1]) bereit ist, den gegen Sie gestellten

---

[1]) Das Schreiben lautete: An Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck in Friedrichsruh, Magdeburg, 26. November 1878. Durchlauchtigster Fürst! Hochgebietender Herr Reichskanzler! Euer Durchlaucht haben wegen eines von mir verfaßten Artikels in der „Potsdamer Zeitung“: „Der Kronprinz als Reichskanzler“, Anklage erhoben. Ich habe Euer Durchlaucht nicht beleidigen wollen — habe ich Sie doch einst brieflich: „Mein lieber Otto“ genannt, also die höchste Verehrung damit bekundet, die man einem so hochgestellten und hochberühmten Manne erzeigen kann — aber ich habe Ihre Kräfte, die Sie dem Dienste des Vaterlandes geweiht haben, für erschöpft gehalten. Tausend andere würden an Ihrer Stelle längst zurückgetreten sein, da Sie doch nur ein Sklave Ihres aufreibenden Berufes sind und

Strafantrag zurückzunehmen. Wollen Sie daher das Gericht benennen, bei welchem die Sache anhängig ist.

Graf Bismarck,
Gerichtsassessor.

*

An den Dekan der Erlanger juristischen Fakultät.

Berlin, den 13. März 1885.

Eurer Hochwohlgeboren bin ich beauftragt, auf das gefällige Schreiben vom 9. d. M. [1]) zu erwidern, daß der Herr Reichskanzler es sich zur hohen Ehre rechnen wird, wenn die juristische Fakultät der Universität Erlangen ihm die Würde eines Doktors beider Rechte verleihen will. [2])

Graf zu Rantzau,
Wirklicher Legationsrat.

*

† An den Feinwurster Konrad Angele in Biberach.

Berlin, den 18. März 1885.

Eurer Wohlgeboren Glückwunsche zu seinem bevorstehenden Geburtstage haben den Herrn Reichskanzler sehr erfreut, und ich bin beauftragt, Ihnen dafür

---

als ein angesehener Privatmann in Muße Ihren Erinnerungen leben könnten. Beatus ille, qui procul negotiis. Ich habe wegen Herrn Camphausen (den ich viel schärfer angegriffen hatte, als Euer Durchlaucht) sechs Wochen im Gefängnis sitzen müssen, dies war die traurigste Zeit meines Lebens und ich möchte diese nicht zum zweitenmal durchmachen, bitte daher unterthänigst, Ihren Strafantrag zurückzuziehen. Beifolgenden Artikel: „Das Neueste über den Fürsten Bismarck" wollen Euer Durchlaucht als Widerruf betrachten. Mit größter Verehrung unterzeichnet Euer Durchlaucht ergebenster Diener Johann Friedrich Stein senior, Redakteur.

[1]) In der ersten Hälfte des März 1885 war seitens der juristischen Fakultät der Universität Erlangen angefragt worden, ob der Reichskanzler geneigt und in der Lage wäre, die Würde eines Doktors beider Rechte aus den Händen der Erlanger Juristenfakultät entgegenzunehmen.

[2]) Ein Schreiben der Universität, mittelst dessen dem Kanzler die Auszeichnung mitgeteilt wurde, ist nicht ergangen. Von seiten der Fakultät wurde vielmehr beschlossen, das Diplom dem Herrn Reichskanzler durch den derzeitigen Dekan und diejenigen Fakultätsmitglieder, die sich ihm anschließen wollten, überreichen zu lassen. Es haben sich angeschlossen der damals in Berlin als Abgeordneter weilende Professor v. Marquardsen und Professor Kahl, während Professor Lueder durch schwere Krankheit verhindert war, seine Absicht, ebenfalls mitzugehen, auszuführen. Eine eigentliche Ueberreichung des Diploms hat dann in Berlin aber nicht stattgefunden. Das Diplom ist vielmehr nach Verabredung mit den Söhnen des Reichskanzlers, der in jenen Tagen natürlich sehr in Anspruch genommen war, dem letzteren einfach zugeschickt worden ohne weiteres Begleitschreiben oder dergleichen. Dagegen hat der Dekan den Fürsten beim Eintritt des letzteren in die Festräume, in denen die zum 1. April 1885 geladene große Gesellschaft ihn erwartete, feierlich begrüßt.

sowie für die Uebersendung des in Ihrem gefälligen Schreiben vom 17. d. M. erwähnten Schinkens den verbindlichsten Dank des Fürsten Bismarck auszusprechen.

Graf zu Rantzau,
Geheimer Legationsrat.

*

† An die Direktion der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn,
zu Händen des Herrn A. Schneider in Blankenburg.

Berlin, den 10. April 1885.

Eurer Wohlgeboren bin ich beauftragt, auf Ihr Telegramm vom 1. d. M. zu erwidern, daß der Herr Reichskanzler es sich zur Ehre rechnet, wenn dem neu geschlagenen Tunnel von Rübeland der Name „Bismarck“ beigelegt wird.

Graf zu Rantzau,
Geheimer Legationsrat.

*

Der „Flottenverein“ zu Artern hatte seinen Kassenbestand in Höhe von 1000 Mark an den Reichskanzler gesandt, um damit, wenn möglich, ein Ruderboot für den künftigen Statthalter von Kamerun zu beschaffen. Hierauf ging nachfolgendes Antwortschreiben ein:

† An den Vorstand des Arterner Flottenvereins, zu Händen des
Herrn Moritz Liebe zu Artern.

Berlin, den 16. April 1885.

Dem Vorstand teile ich ergebenst mit, daß ich auf Veranlassung Seiner Durchlaucht des Fürsten Reichskanzlers die von dem Arterner Flottenverein gespendete patriotische Gabe zur Beschaffung eines Brandungsbootes als Beiboot des für den Gouverneur von Kamerun im Bau begriffenen Dampfers bestimmt habe. Das Boot wird den Namen „Artern“ führen. — Einen von der Summe von 1000 Mark voraussichtlich verbleibenden Rest beabsichtige ich zur Ausschmückung der Kajüte jenes Dampfers mit den Bildnissen Seiner Majestät des Kaisers und Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen zu verwenden.

v. Caprivi.

*

† An den Buchhändler und Buchdruckereibesitzer Wilhelm Mettcker in Jever.

Oldenburg, den 25. April 1885.

Der Herr Reichskanzler Fürst v. Bismarck hat mich beauftragt, beifolgenden Brief [1]) und Paket [2]) an „die Getreuen in Jever" zu übersenden.

In der Annahme, daß Ew. Hochwohlgeboren in der Lage sich befinden und geneigt sein wollen, beides an die richtige Adresse zu geleiten, beehre ich mich, Ihre gefällige Vermittlung hiefür ergebenst nachzusuchen, zugleich mit der Bitte, mir den richtigen Empfang der Sendung gefälligst zu bestätigen.

Mit der vorzüglichsten Hochachtung

ergebenst

v. Thielau,
Königlich preußischer Gesandter.

*

† An den Hofphotographen A. Bockmann zu Lübeck.

Ende Juni 1886.

Auf Ihr gefälliges Schreiben vom 20. d. M. bin ich beauftragt, zu erwidern, daß Fürst Bismarck sich freuen wird, wenn der Vertrieb der von Ihnen übersandten, sehr gelungenen Photographien [3]) ein günstiges Resultat haben wird.

Graf zu Rantzau,
Geheimer Legationsrat.

*

---

[1]) Bismarcks Brief lautet:

Berlin, den 22. April 1885.

Den „Getreuen in Jever" danke ich herzlichst für die Kibitzeier und die guten Wünsche, mit denen Sie mich auch in diesem Jahr zu meinem Geburtstage erfreut haben.

Gestatten Sie mir, meinem Dank wenigstens durch ein Ei Ausdruck zu geben, von einem Berliner Kibitz gelegt. Ich bitte Sie, dasselbe als Andenken zur Benutzung bei gelegentlichem Umtrunk der „Getreuen" freundlich entgegenzunehmen, und würde mich freuen, wenn ich einem Mitgliede Ihres liebenswürdigen Kreises für das Wohlwollen, welches Sie mir zehn Jahre hindurch bewiesen haben, meinen Dank bei gelegentlicher Anwesenheit in Berlin auch mündlich aussprechen könnte.

v. Bismarck.

[2]) In dem Paket befand sich ein silberner Becher in Gestalt eines Kibitzeies. Derselbe hat außen die Farbe des Kibitzeies, im Innern ist er vergoldet. Den Deckel bildet ein Kibitzkopf, auf der inneren Fläche mit dem Wappen des Reichskanzlers geziert. Das Ganze ruht auf einem Kibitzfuß.

[3]) Gemeint ist die bekannte prächtige Aufnahme Bismarcks im Schlapphut, umgeben von seinen zwei Hunden. Die Aufnahme fand am 14. Juni 1886 in Friedrichsruh statt.

† An den Verein Deutscher Studenten in Berlin.[1])

Anfangs September 1886.

Dem Verein Deutscher Studenten bin ich beauftragt, für die freundliche telegraphische Begrüßung vom 2. d. M. den verbindlichsten Dank des Herrn Reichskanzlers auszusprechen.

v. Rheinbaben, Landrat.

*

Adresse an Seine Durchlaucht den Fürsten v. Bismarck, Berlin.

Emden, den 20. September 1887.[2])

Durchlauchtigster Fürst, hochgebietender Herr Reichskanzler!

Das nahe bevorstehende fünfundzwanzigjährige Jubiläum Euer Durchlaucht als preußischer Staatsminister und Präsident des Staatsministeriums wird in unserem Vaterlande als ein hoher Ehren- und Freudentag begrüßt und gefeiert werden.

In solchen Tagen fühlt sich das ganze deutsche Volk von Dank erfüllt gegen die Vorsehung und wünscht Euer Durchlaucht den Ausdruck desselben darzubringen.

Von dem gleichen Wunsche erfüllt, richtet die ehrfurchtsvoll unterzeichnete Stadtvertretung an Euer Durchlaucht aus diesem freudigen Anlasse die unterthänigsten Glückwünsche mit der Bitte, als Zeichen der unbegrenzten Verehrung und tiefsten Dankbarkeit dieser Stadt und ihrer Einwohnerschaft das Ehrenbürgerrecht derselben huldreichst anzunehmen, dessen Verleihung nur ein schwaches Symbol von dem sein kann, was wir für Euer Durchlaucht empfinden, dessen Annahme uns aber hoch beglücken wird.

In größter Ehrfurcht und Ehrerbietung

Euer hochfürstlichen Durchlaucht
ganz gehorsamste Stadtvertretung von Emden.

Der Magistrat. Die Bürgervorsteher.

Hierauf erging folgende Antwort:

An den Bürgermeister in Emden.

Friedrichsruh, den 30. September 1887.

Eurer Hochwohlgeboren geneigtes Schreiben habe ich mit verbindlichem Danke erhalten.

---

[1]) Der Verein Deutscher Studenten zu Berlin hatte das Sedanfest durch eine Festkneipe in seinem Vereinslokal Karlstr. 27 begangen. Bei Gelegenheit derselben nun wurde von einem alten Herrn des Vereins in zündender Weise des Fürsten Reichskanzlers gedacht, der trotz aller Anfeindung doch bei der deutschen akademischen Jugend allezeit und in unwandelbarer Treue Bewunderung und Verehrung genieße. Die allgemeine Begeisterung, mit der diese Worte aufgenommen wurden, fand ihren Ausdruck in einem Telegramm an den Fürsten Bismarck folgenden Inhalts: „Der zur Feier des Sedanfestes versammelte Verein Deutscher Studenten sendet Eurer Durchlaucht deutschen Gruß und die Versicherung unbeirrter Ergebenheit. Einen donnernden Salamander auf Eurer Durchlaucht Wohl!" Landrat v. Rheinbaben war damals Hülfsarbeiter in der Reichskanzlei.

[2]) Auch diese Adresse ist in Kohls Bismarck-Regesten nicht erwähnt.

Zu meinem Bedauern muß ich die Anfrage Eurer Hochwohlgeboren dahin beantworten, daß Seine Durchlaucht sich vorläufig das Vergnügen versagen muß, die Deputirten der Stadt Emden zu empfangen. Der Gesundheitszustand des Herrn Reichskanzlers ist ein derartiger, daß sein hier weilender Arzt ihm absolute Ruhe zur Pflicht gemacht hat.

Eurer Hochwohlgeboren möchte ich hiernach ergebenst anheimstellen, den Ehrenbürgerbrief geneigtest hierher senden lassen zu wollen.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Eurer Hochwohlgeboren ergebenster

v. Rottenburg.

*

† An die Senatskommission für Reichs- und auswärtige Angelegenheiten in Bremen.

Hamburg, den 26. März 1888.

Nachdem ich über die tiefempfundenen und patriotischen Beileidskundgebungen der Bevölkerung Bremens anläßlich des Ablebens Seiner Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm dem Herrn Reichskanzler berichtet hatte, bin ich beauftragt worden, der bremischen Bürgerschaft den verbindlichsten Dank der Kaiserlichen Regierung für ihre warme Teilnahme zu übermitteln.

Ich beehre mich zu diesem Ende, die gefällige Vermittlung der hohen Senatskommission für Reichs- und auswärtige Angelegenheiten ganz ergebenst in Anspruch zu nehmen, und benutze mit Vergnügen auch diese Gelegenheit zur erneuten Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

v. Kusserow.

*

† An den Osnabrücker Verband der deutschen Kriegerfechtanstalt.

Friedrichsruh, den 20. November 1889.

[Der Geheime Legationsrat v. Brauer teilt mit, daß Fürst Bismarck sich mit der Ernennung zum Ehrenfechtmeister dankend einverstanden erklärt und den segensreichen Bestrebungen der Fechtanstalt fernerhin Gedeihen wünscht.] [1])

*

[1]) Der Osnabrücker Verband der deutschen Kriegerfechtanstalt, welcher bekanntlich den Zweck verfolgt, durch Sammeln freiwilliger Beiträge Waisenkindern ehemaliger Soldaten Aufnahme und Erziehung im Waisenhause zu Römhild (Meiningen) angedeihen zu lassen, hatte in einer Generalversammlung beschlossen, den Fürsten Bismarck zum Ehrenfechtmeister zu ernennen und ihm ein diesbezügliches Schreiben übersandt.

† An den Zentralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt. [1])

Berlin, den 6. März 1890.

Eure Hochwohlgeboren benachrichtige ich ganz ergebenst, daß der Reichskanzler von dem gefälligen Schreiben des Zentralvereins vom 15. Januar d. J., betreffend die Verbesserung der Schiffbarkeit der Elbe, mit Interesse Kenntnis genommen hat. Seine Durchlaucht ist mit den in Betracht kommenden Behörden in Verbindung getreten und behält sich weitere Mitteilungen in der Sache vor.

Dr. v. Rottenburg.

---

[1]) In der Sitzung vom 18. Dezember 1889 hatte der Ausschuß des Zentralvereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt einstimmig beschlossen:

Den Reichskanzler zu bitten, in Anbetracht, daß durch die Additionalakte vom 13. April 1844 und die Verhandlungen der Kommission von 1869 die Mindesttauchtiefe der Elbe bei niedrigstem Wasserstande mit 0,835 Meter festgesetzt ist, seit jener Zeit der Elbverkehr aber eine völlige Umwandlung erfahren hat, so daß das Bedürfnis einer vergrößerten Tauchtiefe unzweifelhaft gegeben ist, den Elbuferstaaten die Durchführung der Verbesserung der Schiffbarkeit der Elbe, soweit dieselbe nach den amtlichen Ermittlungen der Elbstrombauverwaltung in den einzelnen Flußstrecken erreichbar ist, zu empfehlen. Dieses Petitum hatte der Verein in einer längeren Eingabe an den Reichskanzler begründet.

Aus dem Spezialbureau des Reichskanzlers.

Aus dem Spezialbureau des Reichskanzlers.

Nachstehend lasse ich einige Schreiben folgen, welche aus dem Spezialbureau Bismarcks hervorgingen und in Kohls Bismarck-Regesten übersehen sind.

Am 1. März 1877 meldete die „Post":

In Nr. 41 der „Post" hatten wir aus der „Tribüne" eine von ihr ausdrücklich verbürgte Mitteilung von dem kürzlich (Anfang Februar) stattgehabten Empfang einer Deputation von Industriellen bei dem Fürsten Bismarck übernommen. Die Deputation sollte nach der „Tribüne", welche die Thatsache selbst als unanfechtbar hinstellte, von dem Fürsten infolge ihrer Klagen über den Finanzminister Camphausen gefragt worden sein, wen sie an Stelle desselben gesetzt zu sehen wünschte, hierauf aber die Antwort schuldig geblieben sein. Der Herr Kommerzienrat Wolff in Gladbach, der sich schon in den Zeitungen dagegen verwahrt hatte, Mitglied dieser Deputation gewesen zu sein, scheint sich an den Herrn Reichskanzler mit der Bitte um Aufklärung über diese Angelegenheit gewandt zu haben.

Hierauf erging an Herrn Wolff das nachfolgende Schreiben:

Berlin, den 24. Februar 1877.

Ew. Wohlgeboren werden ganz ergebenst benachrichtigt, daß das an den Fürsten-Reichskanzler gerichtete Schreiben vom 22. d. M. Sr. Durchlaucht vorgelegt worden ist. Das unterzeichnete Bureau ist in der Lage, Ihnen mitteilen zu können, daß der Fürst eine Deputation von Industriellen in den letztverflossenen acht Monaten überhaupt nicht empfangen hat.

Spezialbureau des Reichskanzlers.

*

Adresse an den Fürsten Bismarck.

Schönebeck, den 31. März 1885.[1])

Durchlauchtigster Fürst!
Hochgebietender Herr Reichskanzler!

Wie überall, wo deutsche, von nationalem Geist beseelte Herzen schlagen, so wird auch in unserer Stadt der morgende Tag, an welchem Euer Durchlaucht das siebzigste Lebensjahr in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische vollenden, als ein nationaler Freudentag festlich begangen werden. Und wir wissen uns eins mit unseren Mitbürgern aller Klassen und

---

[1]) Auch das obenstehende Datum ist in Kohls Bismarck-Regesten unerwähnt.

Stände, wenn wir zu diesem Festtage Euer Durchlaucht unsere ehrerbietigsten Glückwünsche hiermit darzubringen wagen und insbesondere wünschen, daß Gottes Gnade Ihnen noch ein langes Leben von unerschütterter Gesundheit und unverminderter geistiger Schaffenskraft schenken möge, Euer Durchlaucht Selbst und Ihren Angehörigen zur Freude, dem Kaiserlichen Gebieter zur Stütze, dem Vaterlande zur Wohlfahrt.

Mit diesem Wunsche wagen wir die ganz gehorsamste Anzeige zu verbinden, daß die städtischen Behörden einstimmig beschlossen haben, Euer Durchlaucht das Ehrenbürgerrecht unserer Stadt zu verleihen und, sofern Sie dasselbe nicht ablehnen sollten, die Urkunde darüber in Form eines kalligraphischen Kunstwerks ausfertigen zu lassen.

Die Begründung des Beschlusses lautete wie folgt:

„Am 31. Januar cr. hat eine Versammlung von hiesigen Bürgern bei Erörterung der Frage, in welcher Weise die Stadt Schönebeck sich an einer Ehrengabe für den Reichskanzler Fürsten von Bismarck anläßlich der Feier seines siebzigsten Geburtstages beteiligen könne, den Gedanken angeregt, dem um die politische Einigung und Machtstellung unseres Deutschen Vaterlandes hochverdienten Staatsmanne das Ehrenbürgerrecht der Stadt Schönebeck zu verleihen.

Zu einer Zeit, da die Bedeutung des großen Staatsmannes wiederum leuchtend hervortritt, und zwar durch sein kolonialpolitisches Wirken und durch sein Bestreben, im friedlichen Wettstreit der Völker dem deutschen Gewerbfleiße neue Bahnen zu brechen, folgen wir dieser Anregung um so bereitwilliger, je mehr unsere industrielle Stadt die Hoffnung hegen darf, dereinst an dem Aufschwunge teilzunehmen, welcher dem deutschen Gewerbfleiße durch die Erschließung neuer Handels- und Unternehmungsgebiete in Aussicht steht."

Euer Durchlaucht werden uns und alle unsere Bürger zu tiefempfundenem Danke verpflichten, wenn Sie durch huldvolle Annahme einer Gabe, die an und für sich keinen Wert hat, aber immerdar das Höchste ist, was eine Stadt zu bieten vermag, unserer Gemeinde die Ehre erweisen, der vornehmste ihrer Bürger zu sein.

Euer Durchlaucht

ganz gehorsamste

der Magistrat

Blüthgen.

*

(Spezialbureau des Reichskanzlers.)

An den Bürgermeister Herrn Blüthgen in Schönebeck a. E.

Berlin, den 30. Juni 1885.

Eurer Wohlgeboren beehre ich mich mit der Bitte, die Verzögerung meiner Antwort zu entschuldigen, auf Ihr gefälliges Schreiben vom 14. d. M. zu erwidern, daß bei der Perlustrirung des Schreibens des Magistrats von Schönebeck, d. d. 31. März, allerdings das freundliche Anerbieten der Erteilung des Ehrenbürgerrechts an den Herrn Reichskanzler übersehen worden ist. Wäre dies nicht geschehen, so hätte ich mich schon früher des mir jetzt gewordenen Auftrages entledigen können, indem ich mir die ergebene Mitteilung erlaube, daß Seine Durchlaucht sich durch die Erteilung des Ehrenbürgerrechts Ihrer Stadt sehr geehrt fühlen wird.

Graf zu Rantzau,
Geheimer Legationsrat.

*

Adresse an den Fürsten Bismarck in Berlin.

Bochum, den 1. Juni 1885. [1])

Durchlaucht!

Die ehrerbietigst unterzeichneten städtischen Behörden zu Bochum haben den bevorstehenden denkwürdigen Tag, an welchem Euer Durchlaucht auf eine verdienst- und ehrenvolle 50jährige Amtsthätigkeit zurückblicken, nicht vorübergehen lassen wollen, ohne Ihnen neben den aufrichtigsten Glückwünschen zu dem freudigen Jubelfeste ein äußeres Zeichen der Huldigung und Verehrung darzubringen.

In dankbarer Würdigung der hohen Verdienste, welche Euer Durchlaucht sich um die so bedeutsame äußere und innere Entwicklung unseres Deutschen und Preußischen Vaterlandes mit aufopfernder Hingebung für Kaiser und Reich erworben haben, und zur Bethätigung unserer aufrichtigsten Verehrung wagen wir es, Euer Durchlaucht das Ehrenbürgerrecht der Stadt Bochum hierdurch anzutragen, um den größten Staatsmann fortan ganz den Unsrigen nennen zu können. Indem wir uns der Hoffnung schmeicheln, recht bald einen günstig lautenden Bescheid über die Annahme dieser den Städten zustehenden höchsten Ehrenbezeigung zu empfangen, ermangeln wir nicht, Euer Durchlaucht die darüber auszufertigende Urkunde später zu überreichen.

Euer Durchlaucht ehrerbietigste

Der Magistrat. Die Stadtverordneten.

*

(Spezialbureau des Reichskanzlers.)

An den Oberbürgermeister Herrn Bollmann in Bochum.

Berlin, den 11. Juni 1885.

Eurer Hochwohlgeboren bin ich beauftragt, auf das gefällige Schreiben vom 1. d. M. zu erwidern, daß der Herr Reichskanzler durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Bochum sich sehr geehrt fühlen wird.

Graf zu Rantzau,
Geheimer Legationsrat.

*

An den Wirklichen Geheimen Legationsrat, Staatssekretär des Auswärtigen Amts Herrn Grafen Herbert v. Bismarck-Schönhausen, Excellenz zu Berlin.

Lippehne, den 20. Mai 1886. [2])

Hochgeborener Graf!
Hochgeehrter Herr Staatssekretär!
Euer Excellenz

bitte ich, mir in einer Ihren erlauchten Herrn Vater betreffenden Angelegenheit Ihren Rat gütigst erteilen zu wollen.

Es ist im Werke, am hiesigen Wendelsee, aus dem am 24. Juni 1842 Ihr Herr Vater Durchlaucht mit eigener Lebensgefahr den Landwehrreiter Hildebrandt vom Tode des Er-

---

[1]) Kohl erwähnt in seinen Bismarck-Regesten nur den Ehrenbürgerbrief Bochums, den er zum Abdruck bringt.

[2]) Auch das obenstehende Schreiben ist in Kohls Bismarck-Regesten unerwähnt.

trinkens errettete und damit die Rettungsmedaille erwarb, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck einen Denkstein zu errichten.

Zu diesem Zwecke hat ein besonderes Komite, dem ich angehöre, die nötigen Schritte gethan, und es steht die Durchführung in naher Aussicht und voraussichtlich die Aufstellung und Einweihung des Denkmals am Jahrestage, den 24. Juni d. J.

Die Stadt Lippehne aber hat es in der Absicht, mit der Uebergabe des Werkes an die Oeffentlichkeit zugleich die Kreirung des Gefeierten als Ehrenbürger der Stadt Lippehne zu bewirken.

Bei den vielen ähnlichen Ansinnen, die aus dem Reiche und aus dem Auslande an Se. Durchlaucht, den Fürsten-Reichskanzler herantreten, habe ich die Besorgnis, daß dieses Vorgehen nicht für genehm gelten und Ihren aus den hervorragendsten Stellen gefeierten Herrn Vater belästigen und vielleicht nicht Annahme finden könnte.

Euer Excellenz bitte ich deshalb, gütigst mir mitzuteilen, ob die Stadt auf Annahme hoffen darf und versichere, daß die mir zugehende Auskunft vor indiskreter Behandlung sicher ist.

Euer Excellenz
ganz gehorsamster

Arlt,
Bürgermeister.

*

(Spezialbureau des Reichskanzlers.)

An Bürgermeister Herrn Arlt in Lippehne.

Berlin, den 28. Mai 1886.

Eure Wohlgeboren bin ich beauftragt, auf das an den Herrn Staatssekretär Grafen Herbert von Bismarck gerichtete gefällige Schreiben vom 20. d. M. zu benachrichtigen, daß der Herr Reichskanzler sich durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Lippehne in hohem Grade geehrt fühlen wird.

Rottenburg,
Geheimer Ober-Regierungsrat.

Unterredungen mit Bismarck
während des Krieges mit Frankreich.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Unterredungen mit Bismarck.

Unter vorstehendem Titel ließ der Schriftsteller A. v. Unger vor mehreren Jahren ein Buch erscheinen, dem ein guter Gedanke zu Grunde lag; denn ebenso wie wir ein Recht darauf haben, eine vollständige Sammlung von Bismarcks Reden zur Verfügung zu haben, müssen wir darauf halten, auch eine erschöpfende Sammlung seiner denkwürdigen, unter vier Augen gehaltenen Aussprüche zu besitzen. Ungers Publikation ist zu meinem Bedauern ein Torso geblieben; er hat sich darauf beschränkt, ziemlich ohne System das abzudrucken, was ihm gerade am nächsten lag; vielleicht thue ich ihm aber auch unrecht, und es trifft den Verleger die Schuld, der das Werk nicht weiter zu führen gewillt war. Das Bismarck-Portefeuille will versuchen, den Torso zu ergänzen, und zwar zunächst durch Mitteilung von Unterredungen mit Bismarck, welche in fremder Sprache geführt worden sind und wovon wir bisher eine Uebersetzung ins Deutsche, wenigstens eine annähernd zuverlässige, noch nicht besitzen. [1])

Um zu zeigen, welch große historische Schätze es hier noch zu heben gilt, beginne ich hier zunächst mit Unterredungen Bismarcks während des französischen Krieges. Bismarck zeigt sich in denselben in einer wunderbaren Größe. Ja, ich kenne keine Quelle, woraus sein glühender Patriotismus, seine Gabe der politischen Negotiation, seine dämonische Kraft mehr in die Augen springt, als aus den folgenden Aufzeichnungen, die alle noch dieses für sich haben, daß sie nicht etwa von Bismarcks Leuten in seinem Sinne redigirt sind, sondern von denen, die er bekämpfte, niederwarf und unter seinen Willen beugte. Auch ist es um so angezeigter, sich zeitweilig wieder einmal in die gewaltigen und ruhmreichen Ereignisse des Kriegsjahres 1870/71 zu vertiefen, als das inzwischen herangewachsene neue Geschlecht nur zu leicht geneigt ist, die Errungenschaften jenes in der Geschichte einzig dastehenden Krieges als etwas Selbstverständliches

---

[1]) Eine Ausnahme macht nur der unterm 1. September 1870 mitgeteilte d'Orcetsche Bericht, der nach der „Münchner Allgem. Ztg." reproduzirt werden konnte.

hinzunehmen, ohne des Mannes zu gedenken, der das Reich in dem heißen und todbringenden Feuer des blutigsten aller Völkerkriege zu einem festen Ganzen zusammengeschmolzen hat.[1])

Gespräche Bismarcks mit dem Frhrn. v. Wimpffen bei Gelegenheit der Kapitulationsverhandlungen von Sedan.

Donchery, 1. September 1870.

1. Referat des Generals v. Wimpffen. (Sédan, par le général Wimpffen. Paris et Lacroix 1871.)[2])

Noch ehe Wimpffen auf seine Verhandlungen mit Bismarck zu sprechen kommt, gibt er dem Leser eine Schilderung des Kanzlers, die zeigt, wie sehr ihm derselbe imponirt hatte, die übrigens auch von der Feinheit seiner eigenen Beobachtung Zeugnis ablegt. Ueberaus zutreffend ist die Behauptung, jedes Wort, das Bismarck spreche, scheine mit Sorgfalt von ihm ausgesucht zu sein, um ohne Mühe den beabsichtigten Effekt hervorzubringen. Bismarck erschien ihm bei den Kapitulationsverhandlungen einerseits als der verführerischste, andererseits als der gefährlichste Mann, den man sich denken könne. Ebenso unbeugbar als Moltke, verstehe er es meisterlich, sich in ein Geschäft einzulassen und dann sich daraus wieder zurückzuziehen, sich versöhnlich oder hart wie Stein zu zeigen, Hoffnung oder Verzweiflung zu erwecken und genau zu ermessen, wie viel er von der Gegenpartei erreichen kann. Dazu komme bei ihm noch eine Kühnheit, die vor nichts in Erstaunen gerate, und die ihn häufig veranlasse, sein Ziel ohne Umschweife zu proklamiren — so sicher sei er in der Wahl der Mittel, dasselbe zu erreichen. Doch nun zur Geschichtserzählung.

Etwa um 10 Uhr trafen General Faure (Generalstabschef des V. Corps) und General Castelnau in Donchery ein. Sie wurden in einen Konferenzsaal geführt, in dem sie bereits verschiedene preußische Offiziere vorfanden. General Wimpffen trat, seinem eigenen, ihn ehrenden Zeugnis nach, mit einer gewissen Befangenheit in die sich vorbereitenden Unterhandlungen ein. „Ich legte mir," so schreibt er, „die Frage vor, ob es geraten sei, in Gegenwart so vieler Personen mit dem General v. Moltke und dem Grafen v. Bismarck, also den beiden bedeutendsten Männern der Gegenwart (jeder auf seinem Gebiet), zu diskutiren. Aber nur einen Augenblick beschlich mich dieser Zweifel, den ich alsbald als meiner unwürdig zurückdrängte. Dann war ich entschlossen, die Debatte zu führen."

Die Herren v. Moltke und v. Bismarck traten ein. Nach kurzer Begrüßung überreichte General v. Wimpffen sein Beglaubigungsschreiben und fügte

---

[1]) Vgl. Bismarck, Thiers und Jules Favre, Vortrag des Dr. Hermann Möller aus Neu-Ulm im Kaufmännischen Verein am 10. Februar 1898. „Chemnitzer Tageblatt" Nr. 37 vom 12. Februar 1898.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten ist das obige Werk nicht erwähnt.

alsbald hinzu, daß er persönlich gewillt gewesen sei, den Kampf fortzusetzen, daß er indessen den entgegenstehenden Beschlüssen seines Souveräns nachgegeben habe. Er hoffe nunmehr auf ehrenvolle Bedingungen, Abzug der ganzen Armee mit Waffen und Gepäck unter allen Ehrenbezeigungen, wie sie einer tapferen Truppe zu teil zu werden pflegten. Diese verpflichte sich dagegen, während der Dauer dieses Krieges gegen die deutschen Armeen nicht mehr zu fechten.

Hierauf antwortete Graf Bismarck: „Kein Zweifel, daß der tapfere Widerstand, den Ihre Armee geleistet hat, die ehrenvollsten Bedingungen verdient, denn Sie haben mit 70000 Mann gegen 220000 Mann gefochten. Wir lassen der energischen Führung wie der Bravheit Ihrer Soldaten, die den Kampf fast einen ganzen Tag lang hinzuziehen wußten, volle Gerechtigkeit widerfahren, aber Frankreich ist es, das uns den Krieg erklärt hat. Deutschland verlangt die schnelle Wiederherstellung des Friedens; wir dürfen deshalb kein Mittel vernachlässigen, das im stande ist, die Dauer des Kampfes abzukürzen. Eines der wirksamsten Mittel zu diesem Behufe ist es, Frankreich einer Armee zu berauben, die nicht nur in sich selber von Wichtigkeit ist, sondern insonderheit auch dadurch eine Bedeutung hat, daß sie die Cadres für neu zu bildende Armeen abzugeben vermag. Wir haben uns deshalb dahin entschieden: Ihre Armee legt die Waffen nieder und wird kriegsgefangen nach Deutschland geführt."

General v. Wimpffen erwiderte, daß diese Bedingungen unannehmbar seien; es wäre nicht gut, die französische Armee für niedergeschlagener anzusehen, als sie in Wahrheit sei; er für sein Teil sei entschlossen, noch einmal an die Entscheidung der Waffen zu appelliren.

„Jeder Widerstand von Ihrer Seite ist vergeblich," so nahm jetzt General v. Moltke das Wort. „Sie haben keine Lebensmittel, die Munition ist erschöpft, die Armee dezimirt. Zudem umfaßt unsere Artillerie die Stadt von allen Seiten. Sie vernichtet Ihre Truppen, noch ehe Sie fähig gewesen sind, auch nur eine einzige Bewegung mit ihnen auszuführen." General v. Moltke fügte hinzu, daß ein französischer Offizier, den General v. Wimpffen wählen möge, sich von der Wahrheit der seinerseits gemachten Angaben überzeugen könne, und schloß damit, daß, wenn die Uebergabe nicht erfolge, das Bombardement bei Beginn des Tages wieder aufgenommen werden würde.

Wimpffen suchte auch jetzt noch die deutschen Forderungen zu bekämpfen. Er berief sich auf frühere Kapitulationen, auf Mainz, Genua, Ulm und fragte, ob die Zusage, während der Dauer des Krieges gegen Deutschland nicht zu dienen, nicht als genugsame Garantie erscheine.

„Vielleicht," so nahm Graf Bismarck jetzt erneut das Wort, „würde sich auf dieser oder einer ähnlichen Basis diskutiren lassen, wenn Sie ein dauerbares und fest etablirtes Gouvernement besäßen. Aber sind Sie sicher, morgen noch dasselbe zu haben wie heute? Und können Sie gutsagen, daß das eine die

Abmachungen des andern ratifiziren wird? Sie können es nicht, und das ist der Grund, warum wir uns nach andern Sicherheiten umthun müssen."

Wimpffen erwiderte, daß keine Macht in Frankreich stark genug sein würde, die Offiziere zur Brechung ihres Ehrenworts zu veranlassen.

„Wir vertrauen dem Ehrenwort Ihrer Offiziere," antwortete Graf Bismarck, „und vielleicht wird es möglich sein, gegen die Zusage, nicht gegen uns dienen zu wollen, Ihren Offizieren gewisse Vorteile zu gewähren; aber dies kann sich nicht auf die Soldaten erstrecken. Im übrigen wird bei den Formalitäten wenigstens nach Möglichkeit alles vermieden werden, was die Empfindlichkeit Ihrer Truppen schwer verletzen könnte. Sie werden Ihre Waffen in den Magazinen niederlegen, wo wir dieselben alsdann in Empfang nehmen werden, und Sie werden sich beim Verlassen der Festung keiner der üblichen Förmlichkeiten unterwerfen müssen." Graf Bismarck schloß dann, indem er auf den Friedensschluß zu sprechen kam, damit, daß er Preußens festen Willen betonte, außer einer Geldentschädigung von vier Milliarden auch noch die Abtretung von Elsaß und Lothringen als Friedensgarantie zu verlangen. „Denn Frankreich," so setzte er hinzu, „bedroht uns unaufhörlich, und es ist unerläßlich, daß wir zum wirksamen Schutze eine gute, vorgerückte strategische Grenze haben."

Wimpffen erwiderte, der Geldpunkt werde mutmaßlich keine Schwierigkeiten schaffen, aber Elsaß und Lothringen . . . „nie". Gingen sie dennoch verloren, so würden sie einen beständigen Streitpunkt zwischen Deutschland und Frankreich bilden.

„Frankreich," so fuhr Graf Bismarck fort, „konnte uns Sadowa nicht vergeben; um wie viel weniger wird es geneigt sein, uns den Sieg zu verzeihen, den wir nun selbst über dasselbe errungen haben. Es wird immer Revanche fordern, und weil wir dies wissen, eben deshalb liegt uns daran, so praktische Garantien wie Straßburg und Metz in Händen zu haben."

Wimpffen versuchte die beständigen Kriegsgelüste Frankreichs zu bestreiten, wies auf den industriellen Aufschwung des Landes, auf seine Vorliebe für die Künste hin und betonte, daß nur in dem Verzicht auf jede Territorialabtretung eine wirkliche Friedensgarantie zu finden sei. Graf Bismarck erwiderte:

„Nach den Anstrengungen, die Deutschland gemacht, würde es Preußen zürnen, wenn sich der König mit Versprechen und Geld begnügen wollte. Es verlangt nach materiellen Garantien, welche seine Ruhe sichern, denn es ist vielleicht nicht im stande, in fünfzig Jahren einen ähnlichen Krieg mit gleich großen Opfern zu führen. Sie müssen sich also noch heute als Kriegsgefangener erklären, wie wir es beschlossen haben."

„Oder wir nehmen in aller Tagesfrühe das Bombardement der Stadt wieder auf," fügte General v. Moltke hinzu.

Hierauf erbat sich Wimpffen Bedenkzeit. Er gedenke, die ihm und der Armee gestellten Bedingungen zuvor einem Kriegsrat französischer Generale

vorzulegen. Bis 9 Uhr früh sollte der Entscheid in Händen des Generals v. Moltke sein. Dieser drang zunächst auf sofortige Entschließung; erst auf eine Erklärung des Grafen Bismarck hin willigte er in die begehrte Frist bis 9 Uhr früh.

Hiermit schloß diese denkwürdige Unterredung. General Wimpffen kehrte nach Sedan zurück. Um 1 Uhr hielt er vor dem Schloß. Der Kaiser schlief bereits, wurde geweckt, Wimpffen trat ein. „Sire, man legt uns harte Bedingungen auf; ich habe vergeblich bessere zu erringen getrachtet; nur Eure Majestät können uns möglicherweise aus dieser Situation befreien."

„General," antwortete der Kaiser, „um 5 Uhr früh begebe ich mich in das deutsche Hauptquartier und werde sehen, ob der König uns günstiger gesonnen ist."

Wimpffen verabschiedete sich beim Kaiser und suchte sein Hotel auf. Aber er vermochte nicht zu schlafen. Ruhelos durchlief er die Stadt und wachte bis zum Morgen. Um 7 Uhr trat der Kriegsrat zusammen, um die endgiltigen Beschlüsse zu fassen.

2. Referat des Kapitäns d'Orcet vom 4. französischen Kürassier-Regiment[1]) („Récit militaire" etc.).

Wir wurden in ein Empfangszimmer im Erdgeschoß gewiesen, wo wir mindestens zehn Minuten den Mann erwarteten, welcher uns den Willen des Königs Wilhelm anzeigen sollte. General v. Moltke trat herein, begleitet vom Grafen v. Bismarck, vom General v. Blumenthal und von einigen Offizieren. Nach ziemlich kurzer Begrüßung fragte er den General Wimpffen, ob er Vollmacht zu endgiltigen Beschlüssen besitze, und auf dessen bejahende Antwort wünschte er diese Vollmacht zu prüfen, was darauf geschah. General Wimpffen stellte hierauf den General de Castelnau und den General Faure vor. Als General v. Moltke darauf gefragt hatte, welches die Stellung dieser beiden Generale sei, antwortete General Faure, daß er als Generalstabschef des Marschalls Mac Mahon gekommen sei, um den General Wimpffen zu begleiten, aber ohne irgend welche amtliche Eigenschaft. General Castelnau (Adjutant des Kaisers) sagte, daß er komme, um eine mündliche und offiziöse Mitteilung von seiten Seiner Majestät zu überbringen, daß diese Mitteilung aber nur am Ende der Besprechung ihren Nutzen haben werde, an welcher Besprechung teilzunehmen

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten unerwähnt. Mit d'Orcets Darstellung stimmt fast wörtlich diejenige Ducrots überein, enthalten in dem Werke: La journée de Sedan par le général Ducrot (in Kohls Bismarck-Regesten gleichfalls nicht citirt). Weitere beachtenswerte Quellen über die Kapitulations-Verhandlungen zwischen Bismarck—Moltke und Wimpffen und mehrfache Gespräche des Bundeskanzlers findet man bei: 1. Verdy, Der Zug nach Sedan in der Deutschen Rundschau, Bd. I S. 54, und 2. Valfrey, Histoire de la diplomatie du gouvernement de la défense etc. Paris 1871, Bd. I S. 103 ff.

er übrigens keine andere Berechtigung habe. General v. Moltke stellte hierauf, mit der Hand auf die Betreffenden weisend, dem General Wimpffen den Grafen v. Bismarck und den General v. Blumenthal vor. Darauf setzte man sich.

Wir waren folgendermaßen gruppirt: Mitten im Zimmer stand ein viereckiger Tisch mit roter Tischdecke. An einer der Seiten dieses Tisches saß General v. Moltke mit Herrn v. Bismarck zu seiner Linken und dem General v. Blumenthal zu seiner Rechten. An der entgegengesetzten Seite des Tisches saß General Wimpffen allein ganz vorn; hinter ihm, fast im Schatten, die Generale Castelnau und Faure, sowie die andern französischen Offiziere; es waren außerdem in demselben Empfangszimmer sieben oder acht preußische Offiziere anwesend, von denen der eine auf ein Zeichen des Generals v. Blumenthal sich an den Kamin stellte, auf den er sich stützte, um alles, was gesprochen wurde, aufzuschreiben. Nachdem man sich gesetzt, herrschte während eines Augenblicks Stillschweigen. Man merkte, daß General Wimpffen nicht recht wußte, wie er die Besprechung einleiten solle; aber da General v. Moltke keine Miene verzog, so entschloß er sich, zu beginnen.

„Ich möchte," sagte er, „die Kapitulationsbedingungen erfahren, welche Seine Majestät der König von Preußen uns zu bewilligen geneigt ist."

„Dieselben sind sehr einfach," erwiderte General v. Moltke, „das ganze Heer ist mit Waffen und Bagage kriegsgefangen; den Offizieren bleiben ihre Waffen als Beweis der Achtung für den von ihnen gezeigten Mut, aber dieselben sind Kriegsgefangene wie die Unteroffiziere und Soldaten."

„Diese Bedingungen sind recht hart, Herr General," erwiderte General Wimpffen, „und ich glaube, daß das französische Heer wegen seines Mutes ein besseres Los verdient. Könnten wir nicht eine folgende Bedingungen enthaltende Vereinbarung treffen? Wir übergäben Ihnen die Festung und ihr Geschütz. Sie ließen das Heer sich mit seinen Waffen, seinem Heeresgerät und seinen Fahnen zurückziehen unter der Bedingung, während dieses Krieges nicht mehr gegen Preußen zu dienen; der Kaiser und die Generale würden sich persönlich und schriftlich zu denselben Bedingungen verpflichten; alsdann würde dieses Heer in einen von Preußen in der Vereinbarung bezeichneten Teil Frankreichs oder nach Algerien geführt, um daselbst bis zum Friedensschlusse zu bleiben."

General Wimpffen fügte einige weitere Ausführungen im selben Sinne hinzu, indem er den Frieden als nahe bevorstehend anzusehen schien. Aber General v. Moltke blieb kühl und antwortete nur, daß er an den Bedingungen nichts ändern könne. General Wimpffen drang von neuem in ihn; er suchte zuerst das Mitgefühl zu erregen, welches seine persönliche Stellung dem General v. Moltke einflößen konnte. „Ich kam," sagte er, „vor zwei Tagen aus Afrika, aus den entlegenen Teilen der Wüste. Ich hatte bisher einen makellosen Ruf als Soldat, und da giebt man mir ein Kommando, während der Kampf schon

entbrannt war, und zu meinem Unheil sehe ich mich genötigt, meinen Namen mit einer traurigen Kapitulation zu verknüpfen, für welche ich so die ganze Verantwortlichkeit auf mich nehmen muß, ohne selbst die Schlacht eingeleitet zu haben, deren Folge diese Kapitulation ist. Sie, der Sie gleich mir General sind, Sie müßten besser als sonst jemand das ganze Bittere meiner Lage verstehen; es ist Ihnen möglich, mir diese Bitterkeit zu mildern, indem Sie mir ehrenvollere Bedingungen bewilligen; warum wollen Sie es nicht thun? Ich weiß wohl," fügte er hinzu, „daß die Hauptursache unsers vollständigen Mißerfolges der Unfall ist, welcher gleich im Anfang der Schlacht dem tapfern Marschall zustieß, der vor mir kommandirte; dieser wäre vielleicht nicht Sieger gewesen, aber er hätte wenigstens einen ehrenvollen Rückzug ausführen können. ... Was mich anbetrifft, so hätte ich, wenn ich schon vom Anfang des gestrigen Tages an das Kommando geführt hätte, ich will nicht sagen, es besser gemacht als der Marschall Mac Mahon und die Schlacht gewonnen, aber doch einen Rückzug möglich gemacht oder wenigstens, mit besserer Kenntnis meiner Truppen, dieselben zu einer gewaltigen Anstrengung sammeln können, um einen Durchbruch der feindlichen Linien zu bewirken. Statt dessen überträgt man mir das Kommando mitten in der Schlacht, ohne daß ich die Situation oder die Stellungen meiner Truppen kenne; trotz alledem hätte ich vielleicht einen Durchbruch oder einen Rückzug bewerkstelligen können, wenn nicht ein auf persönliche Verhältnisse bezüglicher Zwischenfall eingetreten wäre, den ich übrigens hier nicht zu berichten brauche." General Wimpffen meinte ohne Zweifel die Verwirrung in den Befehlen, die daraus hervorging, daß am Morgen der Marschall Mac Mahon dem General Ducrot das Kommando übergeben hatte. Bis 10 Uhr morgens waren die Befehle von Ducrot gegeben worden.

Diese seine eigene Verteidigung im Auge habende Rede des Generals Wimpffen zog sich länger als billig hin, machte aber gar keinen Eindruck auf den General v. Moltke, welcher das Verhalten eines jeden kannte. Endlich gab der General Wimpffen, verletzt durch die unbewegliche Haltung des Herrn v. Moltke, seiner Rede eine lebhaftere Färbung: „Uebrigens kann ich," sagte er, „falls Sie mir nicht bessere Bedingungen bewilligen können, nicht die annehmen, welche Sie mir auferlegen wollen. Ich werde an die Armee, an ihr Ehrgefühl appelliren, und es wird mir gelingen, mich durchzuschlagen oder ich werde mich in Sedan verteidigen."

Es muß konstatirt werden, fügt an dieser Stelle der Berichterstatter hinzu, daß der General Wimpffen von dem, was er sagte, selber nicht sehr überzeugt zu sein schien.

General v. Moltke unterbrach ihn: „Ich habe, das können Sie mir glauben, große Achtung vor Ihnen; ich verstehe vollkommen Ihre Lage; aber ich bedaure, von dem, was Sie verlangen, nichts thun zu können; was jedoch einen Ausfallversuch betrifft, so ist für Sie ein solcher ebenso unausführbar,

als die Verteidigung in Sedan. Sie haben freilich wirklich ausgezeichnete Truppen, Ihre Elite-Infanterie ist vorzüglich (er meinte ohne Zweifel die Zuaven, Jäger zu Fuß, Turcos und die Marine-Infanterie), ihre Kavallerie ist kühn und unerschrocken, Ihre Artillerie ist bewundernswert und hat uns großen Schaden, nur zu viel Schaden zugefügt; aber ein großer Teil Ihres Fußvolks ist entmutigt; wir haben heute mehr als 20000 Unverwundete gefangen genommen ... Es bleiben Ihnen gegenwärtig nicht mehr als 80000 Mann. Unter solchen Umständen werden Sie nicht unsre Linie durchbrechen können, denn erfahren Sie, daß ich Sie gegenwärtig noch mit 240000 Mann und 500 Kanonen umschlossen halte. Von diesen 500 Kanonen sind schon 300 aufgestellt, um Sedan zu beschießen. Die 200 andern werden morgen bei Tagesanbruch so aufgestellt sein. Falls Sie sich davon überzeugen wollen, kann ich einen Ihrer Offiziere in die verschiedenen Stellungen führen lassen, welche unsre Truppen einnehmen, und er wird die vollständige Richtigkeit dessen was ich Ihnen sage, bezeugen können. Was Ihre Verteidigung in Sedan betrifft, so ist diese für Sie ebenso unausführbar; Sie haben nicht für achtundvierzig Stunden Lebensmittel und Sie haben keine Munition mehr."

Einen neuen Ton anschlagend erwiderte General Wimpffen in eindringlicher Weise: „Ich glaube, daß Ihr Interesse, selbst vom politischen Standpunkt aus betrachtet, es gebietet, uns die ehrenvolle Kapitulation zu bewilligen, auf welche die Armee, die zu befehligen ich die Ehre habe, ein Recht hat. Sie wollen Frieden schließen, und sicherlich wollen Sie ihn bald schließen; mehr als jedes andre Volk ist das französische edel und ritterlich und daher empfänglich für Großmut und Rücksichten, die man ihm erweist. Wenn Sie Bedingungen gewähren, welche das Selbstgefühl der Armee schonen, so wird auch die Stimmung im Lande dadurch gehoben; dies wird in den Augen der Nation das bittere Gefühl der Niederlage mildern, und ein unter solchen Auspizien geschlossener Friede kann ein dauerhafter werden; denn Ihr großmütiges Benehmen wird wieder freundschaftliche Beziehungen anbahnen, so wie sie zwischen zwei großen Nachbarvölkern bestehen sollen, und wie Sie selbst sie wünschen müssen. Wenn Sie dagegen an harten Bedingungen festhalten, werden Sie natürlich Zorn und Haß in den Herzen aller unserer Soldaten entflammen; die Eigenliebe der ganzen Nation wird aufs tiefste verletzt; denn sie wird sich mit dem Heer eins fühlen und dieselben Regungen empfinden wie dieses. Sie würden so alle unedeln Instinkte wachrufen, welche der Fortschritt der Zivilisation eingeschläfert hat, und Sie würden Gefahr laufen, einen endlosen Kampf zwischen Frankreich und Preußen zu entzünden."

Diesmal war es Herr v. Bismarck, der die Antwort übernahm; er that dies in folgender Weise: „Ihre Beweisführung, General, erscheint auf den ersten Anblick begründet, sie ist aber dennoch thatsächlich unhaltbar. Man darf schon im allgemeinen im Leben nur selten auf Dankbarkeit rechnen — niemals

auf die Dankbarkeit eines Volkes; man kann an die Erkenntlichkeit eines Souveräns glauben, allenfalls auch noch an die seiner Familie; man kann selbst unter gewissen Voraussetzungen sein volles Vertrauen darein setzen; aber, ich wiederhole es, man darf nichts von der Dankbarkeit einer Nation erwarten. Wenn das französische Volk ein Volk wie andre Völker wäre, wenn es fest begründete Institutionen besäße, wenn es, wie das unsrige, Ehrfurcht und Achtung vor seinen Institutionen hätte, wenn der Thron seines Souveräns sicher begründet stünde, so könnten wir an die Erkenntlichkeit des Kaisers und seines Sohnes glauben und dieser Erkenntlichkeit einen gewissen Wert beimessen; aber in Frankreich sind seit achtzig Jahren die Regierungssysteme so wenig dauerhaft, so zahlreich gewesen, sie haben mit einer so befremdlichen Schnelligkeit gewechselt, und dieser Wechsel lag so außerhalb des Bereiches jeder möglichen Voraussicht, daß man in nichts auf Ihr Land rechnen kann, und daß es ein Akt der Thorheit wäre, wenn ein Nachbarvolk auf die Freundschaft irgend welches französischen Herrschers Hoffnungen gründete; das hieße ein Gebäude aus Glas aufführen. Und außerdem wäre es sinnlos, zu glauben, daß Frankreich uns je unsre Erfolge verzeihen könnte; euer Volk ist reizbar, neidisch, eifersüchtig und von maßlosem Stolze. Seit zwei Jahrhunderten hat Frankreich dreißigmal Preußen den Krieg erklärt, Deutschland" — fügte er, sich verbessernd, hinzu. „Und diesmal, wie immer, entsprang die Kriegserklärung der Eifersucht, weil ihr uns nicht den Sieg von Sadowa verzeihen konntet, und doch hatte Sadowa euch nichts gekostet und euren Ruhm in keiner Weise beeinträchtigt. Allein ihr glaubtet, daß der Kriegsruhm etwas sei, worauf ihr allein Anrecht hättet. Ihr habt neben euch nicht eine Nation dulden wollen, die euch gewachsen ist. Ihr habt uns Sadowa nicht vergeben zu können geglaubt — ihr werdet uns niemals Sedan verzeihen! Wenn wir jetzt Frieden schlössen, in fünf, in zehn Jahren, sobald ihr euch stark genug fühltet, würdet ihr den Krieg wieder aufnehmen; das wäre der ganze Dank, den wir von der französischen Nation zu erwarten hätten. Unser Volk ist im Gegensatze zum eurigen ehrlich und friedliebend, nicht von Eroberungssucht verzehrt und nur nach friedlichen Zuständen verlangend. Wir wollen unsern Kindern den Frieden sichern, und um dies zu können, müssen wir zwischen uns und euch ein Glacis einschieben. Wir bedürfen eines Landstriches und eines Festungsgürtels, der uns dauernd gegen die Angriffe Frankreichs schützt."

General Wimpffen antwortete hierauf Herrn v. Bismarck: „Eure Excellenz täuschen sich in dem Urteile, welches Sie über die französische Nation fällen; Sie knüpfen dieses an unsre Zustände von 1815 und lassen sich durch die Verse einiger Dichter oder die Auslassungen gewisser Journale beeinflussen. Heute sind die Franzosen ganz andre als damals; weil das Kaiserreich den allgemeinen Wohlstand gefördert, sind alle Gemüter dem Gelderwerb, den Geschäften, den Künsten zugewandt; jeder sucht sein Behagen, seine Genüsse zu

vermehren und denkt weit mehr an seine Privatinteressen als an den Ruhm der Nation. Man ist in Frankreich nahe daran, die Eintracht aller Völker zu proklamiren. Sehen Sie auf England! Was ist aus jenem Jahrhunderte alten Haß zwischen Frankreich und England geworden? Sind nicht die Engländer heute unsre besten Freunde? Was Deutschland anbetrifft, so wird es ebenso sein, wenn nicht unzeitgemäße Härte erloschene Leidenschaften von neuem entflammen."

Jetzt ergriff wieder Herr v. Bismarck das Wort; er hatte eine Bewegung des Zweifels gemacht, als er die nach der Meinung des Generals Wimpffen zwischen Frankreich und England bestehende Freundschaft rühmen hörte. „Ich unterbreche Sie hier, General. Nein, Frankreich ist dasselbe, welches es früher war. Frankreich hat den Krieg gewollt und Kaiser Napoleon hat den Krieg erklärt, um seine Dynastie fester zu begründen. Wir wissen wohl, daß der vernünftige und geistig gesunde Teil Frankreichs nicht zum Kriege trieb; dennoch hat derselbe diesen Gedanken bereitwillig aufgenommen. Wir wissen wohl, daß ebensowenig die Armee das uns feindlichste Element Frankreichs war; der Teil Frankreichs, welcher zum Kriege trieb, war vielmehr derjenige, welcher die verschiedenen Regierungen einsetzt und wieder beseitigt. Der Pöbel und die Journalisten (er betonte dieses Wort) verdienen eine Strafe. Wir müssen bis Paris vordringen. Wer weiß, was noch geschehen wird? Vielleicht wird sich bei Ihnen eine jener Regierungen konstituiren, denen nichts heilig ist, welche willkürlich Gesetze schaffen. Eine solche Regierung würde die Kapitulation nicht anerkennen, die Sie heute namens der Armee abschlössen; sie würde vielleicht die Offiziere zwingen, das uns gegebene Ehrenwort zu brechen; denn man würde sich jedenfalls bis aufs äußerste verteidigen wollen. Wir wissen recht wohl, daß man in Frankreich schnell Soldaten ins Feld stellt; aber solche junge Mannschaften kommen einer kriegsgewohnten Truppe nicht gleich, und was man überdies nicht improvisiren kann, ist das Offiziercorps, ja nicht einmal das Unteroffiziercorps. Wir wollen Frieden, aber einen dauerhaften Frieden, und zwar unter den Bedingungen, die ich Ihnen schon bezeichnet habe. Das Los der Waffen hat die besten Soldaten, die besten Offiziere der französischen Armee in unsere Hände gegeben; sie freiwillig in Freiheit zu setzen, wäre Wahnsinn, hieße den Krieg verlängern, und dem steht das Interesse unserer Völkerschaften entgegen. Nein, General, welchen Anteil wir auch an Ihrer persönlichen Lage nehmen, so schmeichelhaft auch unsere Meinung von Ihrer Armee sein mag, so können wir Ihrem Gesuch doch nicht willfahren und die Bedingungen abändern, welche Ihnen auferlegt worden sind."

„Nun gut," erwiderte General Wimpffen mit Würde, „auch mir ist es unmöglich, eine solche Kapitulation zu unterzeichnen; wir werden den Kampf wieder aufnehmen."

Darauf nahm General Castelnau das Wort und sagte mit zögernder

Stimme: „Ich glaube, daß der Augenblick gekommen ist, um die Botschaft des Kaisers zu überbringen.“ — „Wir hören Ihnen zu, General,“ sagte Herr v. Bismarck. — „Der Kaiser,“ fuhr General Castelnau fort, „hat mich beauftragt, Seiner Majestät dem König von Preußen zu bemerken, daß er ihm seinen Degen bedingungslos übersandt und sich ihm persönlich auf Gnade und Ungnade ergeben habe. Er that dies aber in der Hoffnung, daß der König, von einer so vollständigen Verzichtleistung gerührt, dieselbe vollauf würdigen und der französischen Armee eine ehrenvollere Kapitulation bewilligen werde.“ — „Ist das alles?“ fragte Herr v. Bismarck. — „Ja“, erwiderte General Castelnau. — „Aber wessen Degen hat eigentlich Kaiser Napoleon III. übergeben? Ist es das Schwert Frankreichs oder sein eigener Degen? Wenn es das Schwert Frankreichs ist, so könnten die Bedingungen erheblich modifizirt werden und Ihre Botschaft hätte einen äußerst ernsten Charakter.“ — „Es ist nur der Degen des Kaisers,“ erwiderte General Castelnau. — „In diesem Falle,“ sagte schnell, fast freudig General v. Moltke, „ändert das nichts an den Bedingungen,“ und er fügte hinzu: „Der Kaiser wird für seine Person alles erhalten, was er irgend wünschen wird.“

Diejenigen, welche dieser Scene beiwohnten, hatten den Eindruck, daß recht wohl eine geheime Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn v. Bismarck und General v. Moltke vorhanden sein könne, und daß jener im Grunde sich die Beendigung des Krieges gern hätte gefallen lassen, während der General ihn fortzusetzen wünschte. Bei den letzten Worten Generals v. Moltke wiederholte General Wimpffen: „Wir werden die Schlacht wieder beginnen.“ — „Der Waffenstillstand,“ versetzte General v. Moltke, „läuft morgen früh um 4 Uhr ab; genau um 4 Uhr werde ich das Feuer eröffnen lassen.“

Alle Generale und Offiziere hatten sich erhoben. Es war Auftrag gegeben worden, ihre Pferde bereit zu halten. Es herrschte eisiges Stillschweigen, und jeder glaubte noch die Worte zu hören: „Genau um 4 Uhr werde ich das Feuer eröffnen lassen.“

Das Wort wieder ergreifend, sagte darauf Herr v. Bismarck zu General Wimpffen: „Ja, General, Sie haben tapfere, heldenmütige Soldaten, und ich bezweifle nicht, daß sie morgen eine glänzende Tapferkeit zeigen und uns erhebliche Verluste bereiten werden; aber was wird das nützen? Morgen abend werden Sie nicht weiter gekommen sein als heute, und Sie werden bloß das unnütz vergossene Blut Ihrer und unserer Soldaten auf dem Gewissen haben. Lassen Sie sich durch den augenblicklichen Unmut nicht veranlassen, unsere Besprechung abzubrechen. Der Herr General v. Moltke wird Sie hoffentlich davon überzeugen, daß ein Versuch ferneren Widerstandes Thorheit wäre.“

Man setzte sich wieder, und General v. Moltke ließ sich folgendermaßen vernehmen: „Ich versichere Ihnen nochmals, daß Sie sich unmöglich durch unser Heer durchschlagen können, selbst wenn Ihre Truppen in der allerbesten

Verfassung wären; denn abgesehen von der großen Ueberzahl unserer Leute und unserer Artillerie, habe ich Stellungen inne, von denen aus ich nach Ablauf einiger Stunden Sedan in Brand schießen kann. Diese Stellungen beherrschen alle Punkte, an denen Sie eine Durchbrechung unseres Sie einschließenden Kreises versuchen könnten, und sie sind so stark, daß sie unmöglich genommen werden können." — „O, diese Stellungen sind wohl nicht so stark, wie Sie sagen," fiel General Wimpffen ein. — „Sie kennen nicht die Topographie der Umgegend Sedans," erwiderte General v. Moltke. „Folgender Umstand ist charakteristisch für den Mangel an Umsicht, den Sie bewiesen haben: im Anfang des Feldzugs haben Sie an alle Ihre Offiziere Karten von Deutschland verteilen lassen, aber das Studium der Geographie Ihres eigenen Landes vernachlässigt, da Sie keine Karten desselben hatten. Nun wohl, ich sage Ihnen, daß unsere Stellungen nicht nur sehr stark, sondern furchtbar und uneinnehmbar sind."

General Wimpffen fand keine Erwiderung auf diese herbe Bemerkung, deren Richtigkeit er nur zu sehr anerkennen mußte. Nach kurzem Schweigen begann er wieder: „Ich werde von Ihrem dankenswerten Anerbieten Gebrauch machen und einen Offizier zur Besichtigung der von Ihnen erwähnten furchtbaren Streitkräfte abschicken. Nach seiner Rückkehr und nach Erstattung seines Berichts werde ich mich entscheiden." — „Sie brauchen niemand hinzuschicken," erwiderte kühl General v. Moltke. „Sie können mir glauben, und überdies bleibt Ihnen zum Ueberlegen nicht viel Zeit. Denn es ist Mitternacht; um 4 Uhr läuft der Waffenstillstand ab und ich werde Ihnen keinen Augenblick Aufschub gewähren." — „Dennoch," bemerkte General Wimpffen, welcher, ohne weiter darauf zu bestehen, den Entschluß, die Stellungen des Feindes zu prüfen, aufgab, „dennoch müssen Sie zugeben, daß ich nicht allein einen solchen Beschluß fassen darf; ich muß meine Kollegen befragen; ich weiß nicht, wo ich sie alle zu dieser Nachtzeit in Sedan auffinden könnte, und ich werde Ihnen unmöglich eine Antwort bis 4 Uhr geben können. Sie müssen mir also durchaus eine Verlängerung des Waffenstillstandes gewähren."

Da Herr v. Moltke sich hartnäckig weigerte, neigte sich Herr v. Bismarck zu ihm und flüsterte einige Worte, welche zu besagen schienen, daß der König um 9 Uhr ankommen werde, und daß man seine Ankunft abwarten müsse. Nach Beendigung dieses mit leiser Stimme geführten Zwiegesprächs sagte General v. Moltke zum General Wimpffen, daß er ihm eine Verlängerung bis 9 Uhr bewillige, daß dies aber die letzte Frist sei.

Einige Stunden später war die Kapitulation unterzeichnet und das französische Heer kriegsgefangen.

Unterredung Bismarcks mit dem englischen Gesandtschaftssekretär Malet, betreffend die Vereinbarung einer Zusammenkunft Bismarcks mit Jules Favre.

Meaux, den 15. September 1870.

Nach dem „Daily Telegraph" und einer Depesche von Lord Lyons und Earl Granville.[1])

Wenn die französische Regierung zu unterhandeln wünscht, so möge sie zu diesem Zweck einen Bevollmächtigten schicken; wir werden mit jedem verhandeln, den sie damit beauftragt!

Die Friedensbedingungen anlangend, komme es Deutschland auf den Besitz von Metz und Straßburg — nicht der geschleiften, sondern der wohl befestigten, als eines Bollwerks gegen französische Rachekriege, an. Auf gewaltige Entschädigungssummen sehe es weniger und Schiffe brauche es nicht, da es für jetzt keine Seemacht sei.

Erste Unterredung Bismarcks mit dem bonapartistischen Agenten Régnier.

Ferrières, 19. und 20. September 1870.

Nach Régnier, Quel est votre nom? M. ou N.

20. September 1870.

Régnier, der sich die Aufgabe gestellt hatte, einen Friedensschluß zwischen Preußen und der napoleonischen Dynastie zu stande zu bringen, trifft um zehn Uhr vormittags in Ferrières ein. Er legte seinen Reisesack im Vorsaal nieder und verlangte einen Rat oder Adjutanten Bismarcks zu sprechen. Er wurde in einen Saal des Erdgeschosses geführt, in welchem sich mehrere Personen befanden; die erste, an die er sich wendete, war der Graf v. Hatzfeldt. Nach den ersten Worten des Unterhändlers über seine direkte Ankunft aus

---

[1]) Kohl erwähnt in den Bismarck-Regesten nur das Datum der Zusammenkunft, nicht aber die bei dieser Gelegenheit geführten Gespräche.

Unterredung Bismarcks mit Jules Favre in Schloß Haute Maison und Ferrières, s. Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale Bd. I S. 290, 291, 335—389, 410—412, 469, Bd. IV S. 257. Deposition Jules Favres in Trianon beim Prozeß Bazaines „Vossische Ztg." Nr. 275 v. 23. 11. 73, 4. Beil. u. v. 25. 11. 73, 3. Beil. Jules Favre et le comte de Bismarck, Entrevue de Ferrières. Documents officiels. Publiés par Georges D'Heylli Paris, 58 S. Diese Quellen ergänzen den bereits ins Deutsche übertragenen Jules Favreschen Bericht über die Verhandlungen in Ferrières, abgedruckt in Bd. V des Archivs des Norddeutschen Bundes S. 327 ff. u. S. 657 ff. u. bei Unger, Unterredungen mit Bismarck Bd. I S. 56—82. Der Bericht, den Jules Favre über die beiden Unterredungen seinen Kollegen erstattete, wurde durch ein Rundschreiben Bismarcks an die Vertreter des Norddeutschen Bundes d. d. Ferrières, 27. September (Glasers Archiv Bd. V S. 137) rektifizirt.

Hastings und seinen Wunsch nach einer Unterredung mit Herrn v. Bismarck erwiderte der Graf, der Kanzler sei bei dem Könige, sodann habe er um 11 Uhr Herrn Jules Favre, den er am Tage vorher bei der Ankunft in Ferrières angetroffen habe, eine Audienz bewilligt; er glaube daher nicht, daß es dem Kanzler möglich sein werde, den Unterhändler jetzt zu empfangen, er werde demselben aber die Ankunft Régniers melden. Der Graf schrieb nur ein Wort, und fünf Minuten später betrat Graf Bismarck das Zimmer des Grafen v. Hatzfeldt, in welches der letztere Régnier hatte eintreten lassen; nach einigen höflichen Fragen über die Schwierigkeiten der Reise führte Bismarck selbst den Franzosen in sein Kabinett im ersten Stockwerk. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und bat Régnier ein Gleiches zu thun. Der letztere öffnete seine große Brieftasche, entnahm daraus die photographische Ansicht von Hastings, auf welche der Kaiserliche Prinz die Worte: „Mein lieber Papa, ich schicke Ihnen diese Ansichten von Hastings; ich hoffe, daß sie Ihnen gefallen werden. Louis Napoleon“ geschrieben hatte und zeigte sie dem Kanzler. Nachdem derselbe sie einige Zeit betrachtet hatte, sah der Franzose ihn fest an und sagte: „Ich komme, Herr Graf, Sie um einen Paß zu bitten, welcher mir gestatten würde, nach Wilhelmshöhe zu gehen und diese Photographie Seiner Majestät zu übergeben.“ Der Kanzler sah den Franzosen gleichfalls fest an; es trat ein kurzes Schweigen ein, dann nahm Bismarck das Wort:

„Mein Herr, unsre Lage ist folgende: Was kann man uns anbieten? mit wem können wir verhandeln? Es ist unsre ausdrückliche Absicht, die gegenwärtige Lage dazu zu benutzen, um in Zukunft, wenigstens auf lange Zeit hinaus, einen neuen Krieg mit Frankreich zu vermeiden, eine Veränderung der Grenzen Frankreichs ist unerläßlich für uns.

„Andrerseits befinden wir uns zwei Regierungen gegenüber, einer thatsächlich und einer rechtlich bestehenden; wir können ihre Position nicht ändern und es ist schwierig wenn nicht unmöglich für uns, mit der einen oder der andern zu verhandeln.

„Die neutralen Mächte würden erfreut sein, wenn die Situation sich aufklärte. Die Kaiserin-Regentin hat das Gebiet verlassen; seitdem hat sie kein Lebenszeichen von sich gegeben. Nach der Einnahme von Sedan hätte man unterhandeln sollen; einige von mir bei einer Zusammenkunft, bei welcher die Herren de Castelnau und Pietri zugegen waren, gesprochene Worte würden, wenn man gewollt hätte, Anlaß zu ernsten Vorbesprechungen haben geben können; man scheint sie aber nicht haben verstehen zu wollen.

„Die provisorische Regierung der Verteidigung will oder kann diese Bedingung der Gebietsverringerung nicht annehmen, schlägt aber einen Waffenstillstand vor, welcher ihr gestatten solle, das französische Volk hierüber zu befragen. Wir können leicht warten; wir haben hier 400 000 Mann, welche in dem besetzten und eroberten Gebiet leben; wenn Metz und die anderen Städte

sich ergeben, werden wir 500 000 bis 600 000 Mann haben; sie können so den ganzen Winter bivouakiren.

„Sobald wir einer Regierung, welche de facto et de jure über die von uns vorgeschlagenen Grundlagen zu verhandeln in der Lage ist, gegenüberstehen, werden wir unterhandeln. Für jetzt haben wir keinen Anlaß, unsre Forderungen bezüglich einer Gebietsabtretung mitzuteilen, da letztere ja in toto abgelehnt worden ist."

Der Franzose antwortete, seiner Ansicht nach habe Ihre Majestät, die Kaiserin, nach den ersten ihrem Sohne gegebenen Küssen, auf die Flotte oder in das Gebiet zurückkehren — sie könne dies vielleicht noch jetzt thun — und durch Proklamationen von ihrer Existenz Kenntnis geben müssen; die Befürchtung, man könne annehmen, daß sie aus dynastischem Interesse der nationalen Verteidigung Hemmnisse bereitet hätte, hat sie daran gehindert.

Der Kanzler unterbrach ihn und sagte: „Das ist wahr, aber Vergangenes ist vorbei, beschäftigen wir uns mit der Gegenwart. — Was die Gegenwart anlangt, so würden wir uns nur glücklich fühlen können, leichtere Bedingungen als diejenigen anzunehmen, welche von dem Verteidigungsausschuß in Paris öffentlich würden angenommen werden können. Bazaine und Uhrich würden, wenn sie eine Kapitulation abschließen, dies im Namen der Kaiserlichen Regierung thun können." Bismarck sagte dem Unterhändler, Jules Favre glaube auf die Garnison rechnen zu können. Der Franzose erbot sich, sogleich nach Metz zu gehen.

„Wenn Sie acht Tage, sogar vier Tage früher gekommen wären, wäre noch Zeit gewesen; jetzt fürchte ich, ist es zu spät." (Bismarck sieht nach seiner Uhr und bemerkt, daß die für die Zusammenkunft mit Jules Favre festgesetzte Stunde lange vorüber ist.) Er erhebt sich.

„Haben Sie die Güte, Seiner Kaiserlichen Majestät die Versicherung meiner Ehrerbietung zu überbringen, wenn Sie nach Wilhelmshöhe kommen."

Régnier ließ auf dem Schreibtisch seine Papiere, die erste Nummer der Zeitung „La Situation", welche am Tage vor seiner Abreise in London erschienen war, zurück und sagte, indem er sich empfahl, er werde die Papiere am Abend, nachdem der Paß hinzugekommen sei, an sich nehmen, wenn er die Ehre habe, sich von dem Kanzler zu verabschieden.

Graf Hatzfeldt bot dem Franzosen sein Zimmer zum Schlafen an. Derselbe sprach mit Vergnügen über die Erinnerungen, welche er den Tuilerien bewahre, wie er gern sehen würde, daß alles auf das beste zu Ende gehe, wie man darüber erstaunt gewesen sei, keine Lebenszeichen von seiten der Kaiserlichen Partei zu bemerken. Der Unterhändler ruhte eine halbe Stunde in einem Sessel; er wurde von Bediensteten geweckt, welche ihm ein Diner servirten. Château-la-Rose, frappirter Moët und Kaffee vervollständigten die gastfreundliche Aufnahme. Er nahm einige Bissen und begann sich auf das Gespräch für die Abendaudienz, welche er sicher zu erhalten glaubte, vorzubereiten.

Um sieben Uhr ließ ihm Bismarck, welcher bei dem König gespeist hatte, sagen, er sei ermüdet, werde ihn aber um acht Uhr empfangen.

Um acht Uhr wurde er vorgelassen; er setzte sich und begann:

1. Ich werde sogleich nach Metz und Straßburg gehen, um mit den beiden Kommandanten zu sprechen, ich werde abmachen, daß, wenn die beiden Plätze übergeben werden müssen, dies im Namen des Kaisers geschieht;

2. Man müsse durch eine Proklamation die Mitglieder des Senats, des gesetzgebenden Körpers und des Staatsrates nach der Stadt . . . . zum . . . zusammenberufen;

3. An das Volk müsse eine andere Proklamation gerichtet werden, in welcher zu konstatiren sein würde, daß die Linke durch die gewaltthätige Art, mit welcher sie die Macht an sich gerissen habe, uns jetzt zwinge, einen unvorteilhafteren Frieden abzuschließen, als wir es sonst gethan haben würden; die provisorische Regierung der Nationalverteidigung beweise, trotzdem sie sich ursprünglich und förmlich verpflichtet habe, niemals einen Daumen breit Gebiet abzutreten, durch seinen Aufruf an das französische Volk zur Ratifikation dieser Thatsache, daß sie selbst diese für unerläßlich erachte. Zur Erreichung dieses Zieles sei es nicht nötig, einen Bürgerkrieg zu riskiren, was sicherlich ohne den Patriotismus der Regentin, welche es vorzog, sich augenblicklich zu entfernen, eingetreten sei; es wäre, um nachher so schnell nachzugeben, nicht nötig gewesen, einen Teil Frankreichs in einer so schrecklichen Weise zu verwüsten, daß die kommenden Generationen noch daran denken würden. Denn der Feind habe, das müsse zugegeben werden, abgesehen von den Siegen, welche er seiner numerischen Ueberlegenheit verdanke, weniger Schaden in Frankreich angerichtet, als in einem Umkreise von zwanzig Meilen um Paris die Regierung der Nationalverteidigung, welche nichts verteidigt, sich aber mit der Absetzung der Beamten beschäftigt habe. (Bismarck unterbrach ihn, um diesem Satz lebhaft zuzustimmen und sprach über den unnötigen Vandalismus, welcher das Abbrechen der Brücken veranlaßt habe; das habe sie nicht eine Stunde in ihrem Marsche aufgehalten.) Im Hinblick auf diesen so öffentlich manifestirten Entschluß des Ausschusses der Nationalverteidigung bestehe der Zweck, für welchen er errichtet worden sei, nicht weiter, und seine Mission sei daher beendet. Alle Beamten der Kaiserlichen Regierungen würden vom Sonnabend, 1. Oktober ab ihre Thätigkeit wieder aufnehmen. Die Kaiserin-Regentin, welche geglaubt habe, seit vierzehn Tagen kein Lebenszeichen von sich geben zu sollen, damit man sie später nicht verleumderischerweise anklagen könne, im dynastischen Interesse der Verteidigung Hemmnisse bereitet zu haben, werde von dem gedachten Tage ab die Zügel der Regierung wieder ergreifen; von diesem Datum ab würden nur diejenigen Handlungen Gültigkeit haben, welche in ihrem Namen, in der gewöhnlichen Form von berufenen Beamten oder solchen Beamten vorgenommen worden sind, deren Entlassung die Kaiserliche Regierung nicht angenommen habe.

In nächster Zeit, wofür der Termin später von Seiner Majestät festgesetzt werden würde, werde die Wahl der Regierung in jeder Gemeinde dem französischen Volke unterbreitet werden; dieser Akt könne aber nicht unter dem Druck der fremden Waffen und auch nicht zur Entscheidung gelangen, wenn die Wähler nicht mit der nötigen Ruhe bei einem so feierlichen Akt beschließen könnten; die Kammern würden schon jetzt unter Verzichtleistung auf die ihnen von der Verfassung gewährten Privilegien, wenn ihnen diese Berufung des Volkes vorgeschlagen werde, selbst gemeinsam die der allgemeinen Abstimmung aller Bürger vorzulegende plebiscitäre Formel ausarbeiten.

Zu diesem Zeitpunkte werden wir, wie der Ausschuß der Nationalverteidigung weiß, nicht mehr in der Gewalt des Feindes sein, die Leidenschaften werden sich beruhigt haben, und wie auch die Abstimmung ausfallen möge, sie wird ruhig und in Kenntnis der Sache angenommen und gewissenhaft beobachtet werden, wir übernehmen dafür die Verpflichtung in aller Form. Ein allgemeiner Gnadenerlaß und die Aufhebung der Verbannungsgesetze werden der Berufung an die Volksabstimmung vorangehen.

Bismarck erwiderte hierauf:

„Mein Herr, das Schicksal hat entschieden, mit der Anerkennung dessen länger zu warten, ist nicht das Zeichen eines unbeugsamen, sondern eines unentschlossenen Charakters; nichts kann uns aufhalten, was es auch sei. Machen Sie, daß wir jemand finden, mit dem wir verhandeln können, und Sie werden Ihrem Vaterland einen großen Dienst leisten. Ich werde Ihnen einen allgemeinen Geleitschein geben lassen, welcher Ihnen gestatten wird, in allen deutschen Gebieten und allen von den Truppen besetzten Landesteilen zu reisen, ein Telegramm wird vor Ihnen nach Metz gelangen und Ihnen den Eintritt in die Stadt erleichtern. . . . Wollen Sie mir diese Zeitung, ‚La Situation‘, erste Nummer, überlassen?“

Es war 11 Uhr; Bismarck ließ Herrn v. Hatzfeldt rufen und empfahl ihm den Franzosen für die Nacht; es wurde eingewilligt, daß dem letzteren der nötige Paß gegen Mitternacht zugestellt werden sollte, nachdem derselbe im Großen Generalstabe unterzeichnet worden sei, der Unterhändler wurde zu einem Schlosser geführt, wo das für einen General, den man seit zwei Tagen erwartete, bestimmte Zimmer frei war, dies war das einzige neben einem Zimmer bei dem Verwalter des Herrn v. Rothschild, wo am vorhergehenden Tage Herr Jules Favre geschlafen hatte; das letztere wurde dem Unterhändler angeboten, da aber Favre am nächsten Tage wieder kommen sollte, so fürchtete derselbe Indiskretionen und zog das erstgedachte Zimmer vor. Gegen Mitternacht klopfte der die Befugnisse des Unterpräfekten wahrnehmende Polizeileutenant an die Fensterladen und brachte den ordnungsmäßigen Geleitschein. Derselbe lautete:

Die Befehlshaber der verbündeten Truppen ersuche ich ergebenst, Herrn Régnier, welcher sich von hier nach Deutschland begiebt, un-

gehindert passiren lassen und ihm die Reise nach Möglichkeit erleichtern zu wollen.

Ferrierès, den 20. September 1870.

v. Bismarck.

Man willigte ein, daß um 6 Uhr ein dem Herrn v. Rothschild gehörender Wagen den Franzosen erwarten sollte.

Zweite Unterredung Bismarcks mit dem bonapartistischen Agenten Régnier.

Nach Régnier, Quel est votre nom? M. ou N. S. 35—45.

Ferrières, den 28. September 1870.

28. September 1870 abends 8 Uhr. Der Unterhändler Régnier wird in das Arbeitszimmer des Kanzlers geführt. Bismarck kam demselben entgegen, reichte ihm die Hand und ließ ihm Erfrischungen serviren; Régnier setzte sich und begann:

„Veni, vidi, ich habe traurige Dinge gesehen, und bin unter großen Schwierigkeiten angekommen; meine schlechten Studien im Lateinischen sind schuld, daß ich mich des Schlusses dieser berühmten Phrase nicht erinnere, aber Sie sind stärker im Lateinischen als wir. Ich kann mir, ebenso wie mein Vaterland, und ich glaube ganz Europa, ganz besonders dazu gratuliren, das Glück gehabt zu haben, von Anfang an einen jener vollendeten und so seltenen Männer vor mir zu haben, bei denen es, um verstanden zu werden, nicht nötig ist, ein Wort zu sprechen, und welche, um ihre Gedanken andern mitzuteilen, der Sprache nicht bedürfen; diese stumme Unterhaltung, eine teilweise Gemeinschaft der Interessen, die Gewißheit, daß, wenn sie exclusiv sind, sie niemals aufrichtig sein können, die Gewohnheit, eine Frage vor dem Entschlusse nach allen Richtungen hin, mögen sie noch so verwickelt und zahlreich sein, zu erwägen, den Erfolg nicht zu mißbrauchen — diese Ursache der großen menschlichen Katastrophen, — die absolute Loyalität bei Geschäften, diese so seltene Vereinigung dieser hieroglyphischen Kennzeichen bilden eine jener Sprachen, welche verloren gegangen sind oder welche wenigstens die Mehrzahl der Menschen, die Diplomaten eingeschlossen, nicht kennen. Diese Abschweifung war nicht unnütz, weil sie meine Basis bei der Abreise und das Gelingen meines Zieles erläutert. Vorigen Dienstag den 20. September 7 Uhr morgens bin ich abgereist, nachdem ich unter der Adresse des Herrn Grafen v. Hatzfeldt ein für Sie bestimmtes Schreiben zurückgelassen hatte. Ich bin, ohne aufgehalten zu werden, Mittwoch abend um 4 Uhr im Hauptquartier Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl angekommen. Nachdem ich mich an den Generalstab gewendet hatte, wünschte der Prinz, daß ich ihm vorgeführt werde. Ich zeigte ihm mein Krankenpflegerabzeichen und legte ihm dar, ich sei Vorsitzender einer internationalen englischen Gesellschaft, man habe uns so viel von der schrecklichen Anhäufung

von Verwundeten in Metz erzählt, daß das Menschlichkeitsgefühl ganz Europas darüber erregt sei; wir hätten uns an einen großmütigen Feind gewendet, der uns gütigst genehmigt habe, die Thatsache festzustellen, und der uns später, wie wir hofften, gestatten werde, Erleichterungen zu verschaffen.

Seine Königliche Hoheit sagte zu mir: ‚Das ist sehr gut, mein Herr, für jedermann; aber jetzt . . . für mich. Herr v. Bismarck hat mich von Ihrem Wunsch, nach Metz hineinzugehen, in Kenntnis gesetzt und überläßt mir, zu beurteilen, ob ich darin etwas Unzuträgliches finde.‘ Ich fragte ihn, ob nicht ein an meine Adresse gerichtetes Telegramm vorhanden sei. Er verneinte dies. Ohne den letzten Brief, welchen ich die Ehre hatte, an Sie zu richten, zu erwähnen, setzte ich ihm auseinander, wie nützlich es sein könne, wenn die Regierung der Regentin in einer nicht besetzten Stadt die Kammern, den Senat und einen Teil der Armee unter einem Marschall von Frankreich um sich versammle und selbst über den Frieden verhandle; als Mittel zur Erfüllung meiner noch mehr im allgemeinen als im Interesse der Dynastie liegenden Absichten hätte ich gebeten, mich nach Metz hineinzulassen. Er bewilligte es; ich erhielt die Ermächtigung, sogleich hineinzugehen. Ich hatte noch das Vergnügen, daselbst einen sehr liebenswürdigen, sehr gut französisch sprechenden Herrn, den Oberst Baron v. Willisen, zu finden, welcher einen Vetter bei den Vorposten besuchen wollte, mich in seinem Wagen mitnahm und mich, nachdem ich aus demselben gestiegen war, bis zu den Vorposten führen ließ, zusammen gegen acht Kilometer weit. Endlich, eine Stunde nachdem ich den Prinzen verlassen, war ich bei den preußischen Vorposten, welche benachrichtigt worden waren. Es wurde lange Zeit geblasen. Ich kündigte meine Rückkehr für den folgenden Tag an. Nachdem ich erst einmal bei den französischen Posten war, führte mich der Anführer derselben — ich glaube, ein Kommandant der Franktireurs der Vogesen — in einer Stunde in seinem Wagen nach dem französischen Hauptquartier. Um 9½ Uhr führte mich der Marschall, welcher sich in sehr guter Gesundheit befand und seine Partie Billard spielte, in sein Kabinet. Das Fehlen Ihres Telegramms, welches ich so kühn gewesen war Ihrer Beurteilung zu unterbreiten, hatte mich überrascht. Ich mußte plötzlich meinen Plan, den ich auf der Reise liebgewonnen, ändern. Nach Verlauf von zwei Stunden war alles abgemacht und niedergeschrieben; der Marschall gab mir unbedingte Vollmacht, und ich ließ es ihn unterzeichnen. Es war kein langes Memorandum; bei Ihnen wäre ein Wort zu viel gewesen, ich ließ ihn auch nur seinen Namen neben den des Kaiserlichen Prinzen auf eine andere Photographie setzen, von der ich Ihnen gegenüber noch nicht gesprochen habe; hier ist sie.“

(Er zeigte sie dem Kanzler.)

„Da meine Anwesenheit nicht länger nötig war, wollte ich sogleich abreisen; denn wenn ich nicht irre, kostet uns jede Stunde eine Million Francs.

Um 1 Uhr morgens ließ ich den Parlamentär eine halbe Stunde lang

die Trompete blasen; aber Ihre Vorposten wollten zu meinen Gunsten und mit Recht ihre Gebräuche nicht verletzen. Ich war gezwungen, bei unsern Vorposten zu verbleiben, und benutzte diese aufgezwungene Mußezeit dazu, meiner Gewohnheit nach die vorhergegangene Unterredung niederzuschreiben.

Um 6 Uhr morgens, Sonnabend, den 24., ließ ich das Signalhorn von neuem blasen; um 7 Uhr war ich in Ihren Linien, und um 9 Uhr war ich nach einem mir nicht sehr angenehmen Ritt von zwei Stunden vor Seiner Königlichen Hoheit. Der Prinz fragte mich, ob meine Sendung Erfolg gehabt habe; ich erwiderte ihm, meiner Meinung nach müsse die politische Frage von überwiegender Wichtigkeit der militärischen Frage gegenüber sein; ich möchte die letztere aber keineswegs opfern, sie vielmehr nutzbar machen; den Teil seiner Frage, welcher ihm später sicherlich vorgelegt werden müsse, könne ich zu seiner Kenntnis bringen; der Marschall habe sich mit seiner Armee mir ganz zur Verfügung gestellt; ich könne von jetzt ab der preußischen Armee ungefähr 120 000 Mann frei und vollständig verfügbar machen, indem eine genügende Truppenmacht zur Belagerung der Stadt zurückgelassen werde, welche unfehlbar früher oder später gezwungen sein würde, sich zu ergeben. Der Prinz versetzte, er glaube mir sagen zu können, daß ohne die Stadt sich nichts thun lassen werde. Ich dachte bei mir: Es wäre eine hübsche Seite in der Geschichte, Metz eingenommen zu haben. Der Herr General Coffinières, erwiderte ich ihm, welcher den Oberbefehl in der Stadt führt, hat sein Kommando von Seiner Majestät; er ist unabhängig von dem Marschall, und aus mir bekannten Gründen habe ich es nicht für nützlich gehalten, denselben aufzusuchen. In dem Augenblick, wo ich glaubte, die Audienz sei zu Ende, sagte der Prinz zu mir: ‚Ich habe Telegramme für Sie erhalten; in dem einen heißt es: Sie sind zu früh gereist; in dem zweiten: Sie haben keinen von beiden zurückgelassen.‘ Ich verstand das zweite; er ließ mich merken, daß er selbst es auch verstehe; das erste beunruhigte mich, ich sprach vor Seiner Hoheit aus, was ich dachte, und ich kam zu dem Schlusse, daß Sie ein Mittel zu finden gewußt hätten, den Waffenstillstand nicht zu unterzeichnen.“

Graf Bismarck, der dem Unterhändler mit den Augen folgte, lächelte und bemerkte, der Waffenstillstand sei in der That nicht unterzeichnet worden.

Régnier fuhr in seiner Erzählung zu Bismarck fort:

„Ich war also nicht mehr durch die Wahlen am 2. Oktober zur Eile angetrieben. Ich bat, nach Metz zurückkehren zu dürfen, und benutzte ein Gesuch des Großherzogs von Hessen um Freilassung mehrerer hessischer und anderer Gefangenen des internationalen Hülfsvereins. Ich sprach die beiden Marschälle und verabredete alles von neuem; ich bin, ohne den Prinzen wieder zu sprechen, aufgebrochen, und nach einer ununterbrochenen aber sehr beschwerlichen Reise bin ich Dienstag, den 27. September, um 11 Uhr abends in Ferrières angekommen.

„Haben [1]) Sie jetzt die Güte, mir zur Vervollständigung meiner Bildung eine Geographie- und eine Rechenlektion zu erteilen. Die Frage der ‚pounds, shillings and pence', wie die Engländer sagen.

„Quid! Für alle Grundstücke und alles bewegliche Eigentum des Staates und gewisser gemischter Anstalten, wie Leihhäuser und Sparkassen.

„Quid! Ueber die Staatsangehörigkeit derjenigen, welche innerhalb einer Frist von 290 Tagen von der Unterzeichnung des Vertrags ab geboren werden.

„Quid! Ueber die Aufhebung der Abgaben bei Besitzänderungen zu Gunsten derjenigen, welche innerhalb drei Monaten erklären, daß sie ihr Eigentum verkaufen und das Gebiet verlassen wollen, letzteres während der drei nächsten Jahre.

„Quid! Ueber die Eisenbahnlinien, welche in beiden Gebieten liegen und Privatbesitz sind.

„Quid! Ueber die Pensionen und erworbenen Rechte der Beamten, sowie über die Lasten und Privilegien.

„Quid! Ueber den auf die abgetretenen Gebietsteile entfallenden verhältnismäßigen Teil der Staatsschulden.

„Ich werde Eurer Excellenz nicht sagen, daß ich wie Sie den schwachen Teil Ihrer Position kenne, welche drohend und auf den ersten Anblick unerschütterlich erscheint. Seit acht Tagen hat mir dieses unglückliche Volk, welches nicht weiß, was auf zehn Meilen Entfernung vorgeht, und sich noch Illusionen macht, erzählt, was es sieht und hört; ich weiß, daß Sie auch Ihre Bedrängnisse haben und wie wir weit von jenen Schreihälsen abstehen, welche einen Krieg unterhaltend finden, über den man, in der Nähe des Herdes seine Pfeife rauchend, Nachrichten liest. Ich glaube, daß für Eure Excellenz dieser Moment eine der merkwürdigsten Phasen Ihres schon so außerordentlich merkwürdigen Daseins ist. Fürchten Sie, sich Gewissensbisse zu bereiten; aber nein, ich irre mich, denn dann wäre der Minister Bismarck nicht mehr er selbst.

„Die Muttersprache ist nicht ein Beweis der Nationalität; die patriotischen Gesinnungen der Bevölkerung sind nicht zweideutig, sie sind im Grunde französisch im Elsaß wie in Lothringen, und eine allgemeine Volksabstimmung würde unter gewöhnlichen Bedingungen, selbst wenn sie von Ihnen geleitet würde, dies sicherlich beweisen; aber, Verzeihung, ich vergesse, daß die allgemeine Volksabstimmung und Sie entgegengesetzte Pole sind.

„Wenn aber Vae victis! ein deutsches Wort geworden ist, so würde eine Linie, ausgehend von den beiden Breisach, über Colmar, durch Zabern geschützt, über Val-de-Villé und Sainte-Marie-aux-Mines, geschützt durch die Höhen von

---

[1]) Diese Worte bis zur Erwiderung Bismarcks wollte Régnier nach einer Anmerkung in der englischen Uebersetzung an Bismarck richten. Daß sie in Wirklichkeit so gefallen und daß Bismarck die Geduld gehabt haben sollte, solche Phrasen anzuhören, erscheint sehr zweifelhaft.

Königsberg, führend, sodann dem Kamme der Vogesen bis zum Donon folgend, um hierauf als Grenze den Lauf der Saar zu rechnen, also Lorchingen, Saarburg, Philippsburg, Wistringen, Saar-Union, Bitsch enthaltend, und bei Zweibrücken zu enden, eine vom strategischen Gesichtspunkt und dem Gesichtspunkt der Verteidigung aus sehr gut entworfene Linie bilden; dieselbe wird Ihnen fremde Länder, patriotische französische Bevölkerungen einverleiben, welche auf lange Zeit hinaus sich dem germanischen und besonders dem preußischen Element nicht werden assimiliren können. Meine einzige Hoffnung bei Unterzeichnung dieses Vertrages, ich möchte zu sagen wagen, meine Gewißheit dabei ist, daß Sie ein Orkan sind, der nicht auf leichte Weise gelenkt werden kann. Wenn Bismarck tot sein wird, wenn ein Prinz, welcher jung in die trügerische Lockspeise des militärischen Ruhms gebissen hat, König sein wird, nach zwanzig Jahren, werden Sie unfehlbar mit Ihren östlichen Nachbarn zusammenstoßen; dann werden Sie uns unsere beiden Provinzen anbieten; sie werden uns zufallen, ohne daß wir den Degen ziehen. Es wird da ein schreckliches Aufeinandertreffen, das dritte, geben; Sie werden als Sieger daraus hervorgehen, und es wird eine Aera langen Friedens mit einem Westreich von 70 bis 80 Millionen, einem asiatischen Moskoviterreich mit 150 Millionen, einer amerikanischen Republik, welche später vielleicht ein Kaiserreich von 100 Millionen sein wird, mit einem abgeschlossenen, durch Industrie, Handel und Künste reichen Frankreich eintreten. Letzteres wird — das muß sein Ruhm in der Zukunft sein — mit Spanien und Italien den großen lateinischen, 120 Millionen starken Bund bilden. Dann wird noch England, auf seine zwei Inseln, vielleicht auf eine beschränkt, bestehen und wie Sydon und Tyrus über die Unbeständigkeit der Dinge dieser Welt nachdenken.

„Dieser Traum wird Wirklichkeit werden, und mein von den Menschen der gegenwärtigen Generation verfluchter Name wird in der Geschichte den Platz einnehmen, welcher seinem so reinen und großen, in diesem erhabenen Augenblick aber auch so tief gebeugten Patriotismus zukommt."

Bismarck erwiderte nach längerem Nachdenken:

„Die Verhandlungen über den Waffenstillstand sind abgebrochen worden. Ich habe in Herrn Jules Favre nur einen Advokaten gefunden. Ich bin überrascht und bedauere, daß Sie, der Sie ein praktischer Mann zu sein scheinen, nachdem Sie nach Metz mit der Gewißheit gegangen sind, ohne irgend welche Beunruhigung bezüglich Ihrer Papiere wieder zurückkommen zu können — was noch niemals bewilligt worden ist —, nicht mit einem förmlicheren Nachweis Ihrer Berechtigung zum Unterhandeln zurückgekommen sind als mit einer Photographie mit der Unterschrift des Marschalls und einem Brief an seine Frau, aus welchem ich allerdings ersehe, daß verabredet ist, Sie sollten ihm antworten. Aber, mein Herr, ich bin seit mehr als zwölf Jahren Diplomat; das kann für mich nicht ausreichend sein. Ich bedaure es, sehe mich aber ge-

zwungen, jede weitere Verbindung abzubrechen, bis Sie ausgedehnte Vollmachten haben."

Régnier sprach sein Bedauern aus, sich so grausam getäuscht zu haben, dankte dem Kanzler indessen für seine ihm bisher bewiesene Güte. Der letztere erwiderte:

„Mein Herr, ich würde sicherlich mit Ihnen über Friedensbedingungen unterhandelt haben, wenn Sie nur im Namen des Marschalls an der Spitze von 80000 Mann hätten verhandeln können. Haben Sie Bedenken dagegen, wenn ich dem Marschall etwa folgendes Telegramm schicke:

„‚Ermächtigt Marschall Bazaine Herrn Régnier, bezüglich der Uebergabe der Armee von Metz zu unterhandeln?'"

Régnier ließ hinzufügen: „Auf Grund der mit dem letzteren vereinbarten Bedingungen."

Am Abend des folgenden Tages ließ Bismarck dem Unterhändler durch den Grafen Hatzfeldt folgende Antwort des Marschalls mitteilen:

„Ich kann diese Fragen nicht bejahend beantworten.

„Ich habe Herrn Régnier gesagt, daß ich über die Kapitulation der Stadt Metz nicht verfügen könne."

Dieser Antwort gegenüber war es notwendig, daß jede weitere Beziehung aufhörte, bis Régnier ausgedehntere Vollmachten habe. Graf Hatzfeldt sagte ihm, er sei sicher, daß Bismarck seine Meinung nicht ändern werde.

Vier Unterredungen zwischen Bismarck und dem amerikanischen General Burnside zur Einleitung von Friedensverhandlungen.[1])

Versailles, zwischen 6. und 9. Oktober 1870.

Nach Jules Favre: „Simple récit d'un membre du Gouvernement de la défense nationale," Bd. I S. 436.

Am 3. Oktober 1870 hatte Jules Favre den Besuch des General Burnside und des Colonel Forbes aus dem Hauptquartier erhalten, welche ihre guten Dienste zur Herstellung des Friedens anboten. Es sollte der Versuch gemacht werden, ob es nicht möglich sei, zwischen Frankreich und Preußen eine Gemeinsamkeit der Ansichten bezüglich eines Aufhörens des Krieges herbeizuführen; sie fragten Jules Favre, ob

---

[1]) Kohl erwähnt in seinen Bismarck-Regesten nicht eine einzige der oben mitgeteilten vier Unterredungen.

er es nicht für angezeigt erachte, ihnen eine bezügliche Note zu übergeben. Jules Favre dankte ihnen für ihre freundliche Intervention, glaubte aber, eine solche Note ihnen nicht übergeben zu können; als der General ihn aber fragte, ob er damit einverstanden sei, daß über die Unterredung dem Grafen Bismarck berichtet werde, nahm Favre dies Anerbieten an und bezeichnete kurz zwei wichtige zu erörternde Punkte. Der erste betraf den Friedensschluß auf Grundlage der Integrität des französischen Gebiets; der zweite einen Waffenstillstand, um die Berufung einer Nationalversammlung zu ermöglichen.

Am 9. Oktober 1870 erhielt Jules Favre zum zweitenmal den Besuch des General Burnside, der den nämlichen Begleiter wie das erstemal bei sich hatte. Der General teilte dem französischen Minister mit, er habe vier Besprechungen mit Bismarck gehabt, welcher sich mit dem König ins Einvernehmen gesetzt habe; der Amerikaner teilte sodann den Hauptinhalt der bei diesen Zusammenkünften gepflogenen Gespräche mit.

Nachdem es zuerst geschienen habe, als ob Graf Bismarck jede Waffenstillstandskombination zurückweise, sei derselbe selbst darauf zurückgekommen; er habe die Notwendigkeit, eine Nationalversammlung einzuberufen, eingesehen, fordere aber folgende Bedingungen:

1. Waffenstillstand auf eine Dauer von 48 Stunden behufs Ausführung der Wahlen. Zu dem Zweck ungehinderter Verkehr zwischen Paris und Tours.
2. Einwilligung Preußens in die Ausführung freier Wahlen in den besetzten Departements, ausgenommen in Elsaß und Lothringen.
3. Ausschluß der Operationen bei Metz von dem Waffenstillstande.
4. Ablehnung der Verproviantirung während des Waffenstillstands.

Jules Favre erklärte in einer besonderen Note diese Bedingungen für unannehmbar, womit diese Friedensverhandlung ihr Ende erreichte. Bismarck beantwortete diese Favresche Note nicht weiter.[1])

---

[1]) Nach dem Hérissonschen Tagebuch gab Burnside dem Grafen Hérisson zu verstehen, daß er es wäre, der zu diesen Verhandlungen die Initiative ergriffen, daß er bei Herrn v. Bismarck zu unseren Gunsten geredet, daß aber der Kanzler sich nichts daraus mache, ob diese Zusammenkunft einen Erfolg habe oder nicht, daß es ihm ganz gleichgiltig sei, und daß außerdem, wann immer die Unterhandlungen beginnen würden, der, welchen die Deutschen den „eisernen Kanzler“ nennen, aus dem französischen Kuchen die von den preußischen Siegern eroberte Portion herausschneiden würde. „Er wiederholte mir noch, daß Herr v. Bismarck mehrmals gesagt, es sei unzweifelhaft, daß unsere Spaltungen das Werk der Armeen seines Herrn vollenden würden.“ Vergl. auch die Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale, Bd. VI, Nr. 1461 c, S. 40—43.

Unterredung Bismarcks mit dem Maire von Versailles, Rameau, über die Erlaubnis zur Vornahme von Wahlen für die einzuberufende französische Nationalversammlung im Departement der Seine und Oise und, davon ausgehend, über die allgemeine politische und militärische Lage.

Versailles, 7. Oktober 1870.[1])

Nach den Versailler Kommunalakten, Régistre Nr. 33 de 1870, délibérations du conseil municipal.

Am 7. Oktober 1870 gegen Mittag erschien der Maire von Versailles in der Rue de Provence Nr. 10 (Haus Jessé), wo Graf Bismarck wohnte, und ließ letzterem seine Karte übergeben, um von ihm empfangen zu werden.

Der Maire wurde in einen im Erdgeschoß neben dem Speisesaal gelegenen Salon geführt und wartete hier einige Augenblicke.

Bald holte ihn ein Diener, der ihn Excellenz titulirte, ab und führte ihn nach dem ersten Stockwerk in ein Zimmer, welches zugleich als Schlafzimmer und Kabinet für den Grafen Bismarck diente.

Der Maire, welcher meinte, daß diese Konferenz gewissermaßen einen amtlichen Charakter habe, sagte, nachdem er die Person, vor welche er geführt worden war, gefragt hatte, ob er die Ehre habe, mit dem Herrn Grafen v. Bismarck zu sprechen, auf die bejahende Antwort zu demselben: „Ich bin der Maire der Stadt Versailles und zwar so: Am 5. September d. J. haben der vom Exkaiser ernannte Bürgermeister sowie die Beigeordneten ihre Entlassung genommen, und am selben Tage bin ich auf revolutionärem Wege zum Bürgermeister ernannt worden; drei Wochen später hat jedoch eine allgemeine Abstimmung wegen Bildung eines Gemeinderats stattgefunden, und ich habe 5150 von 5250 abgegebenen Stimmen erhalten; infolgedessen hat mich der Gemeinderat zum Bürgermeister ernannt. Erkennen Sie mich als Bürgermeister der Stadt an?"

Nachdem Graf Bismarck bejahend geantwortet hatte, begann die Konferenz.

Bevor hierüber berichtet wird, wäre es vielleicht nicht ohne Interesse, einige Worte über die Erscheinung des Herrn v. Bismarck und die begleitenden Nebenumstände zu sagen.

Graf v. Bismarck ist ein Mann von großer Statur, von augenscheinlich außerordentlicher Kraft; er scheint kaum fünfzig Jahre alt und nicht in die Uniform eines Kürassierobersten zu gehören, er besitzt aber die Allüren eines solchen. Unter einem großen Schlafrock erschien eine Art Militärkostüm, und diese Verbindung des Soldaten und Diplomaten zeigte sich überall mit einer

[1]) Kohl setzt in seinen Bismarck-Regesten diese Unterredung fälschlich auf den 12. Oktober, irregeführt durch Russels Kriegstagebuch. Die oben mitgeteilte Quelle kennt derselbe nicht.

gewissen Zuvorkommenheit (am Schlusse der Unterredung glaubte er sich sogar wegen des Hausgewandes, in welchem er den Bürgermeister empfangen hatte, entschuldigen zu müssen). Auf dem Kamin stand sein Helm mit einer Art Kappe überzogen, welche er manchmal hochhob; auf der Kommode lag ein Revolver. Der als Bureau dienende Tisch, an welchem er saß, war mit übereinander liegenden Zeitungen und Papieren bedeckt, deren Titel schwer zu sehen waren.

Im Laufe des Gesprächs nahm Bismarck Gelegenheit, über die Zeitungen zu sprechen, er erwähnte den „Gaulois“, wobei er eine Handbewegung machte, wie wenn er denselben auf dem Tisch bezeichnete. Er hatte auch eine Anzahl geöffneter Briefe vor sich; einer derselben, von dessen einer Seite drei Viertel der Breite abgeschnitten waren, umschloß das Papier, auf welchem die Verordnung vom 1. Oktober stand, von welcher später die Rede sein wird; von diesem Briefe bemerkte Bismarck, ohne ihn sehen zu lassen, daß er von Gambetta sei. Es ist unnötig, hinzuzufügen, daß das Haus, das Vestibül und die Treppe mit Posten besetzt war, und daß an der Thür selbst (außen) drei als Thürhüter dienende Personen sich befanden.

Der Maire von Versailles erwähnte, daß er, da Graf v. Bismarck von Herrn Lefebvre-Portalis über einige Stellen des von dem letzteren geschriebenen Briefes Aufklärungen wünsche, gekommen sei, diese Aufklärungen zu geben, da der Herr Lefebvre-Portalis nach Pontoise zurückgereist sei.

Der erste Punkt des Briefes, nämlich: ob die preußischen Heere der Vornahme der Wahlen zur Nationalversammlung im Departement Seine-et-Oise am 16. Oktober d. J. sich widersetzen würden, bildete, Herrn v. Bismarck zufolge, keinerlei Schwierigkeit. Die Deutschen wünschten nichts mehr, als daß Frankreich eine Regierung bilde oder sich gebe, mit welcher sie es in der Folge zu thun hätten.

Der zweite Punkt, die Notwendigkeit, daß ein Abgesandter der in Tours sitzenden Regierung behufs Einleitung der Volksabstimmung eintreffe, schien ihm dagegen große Schwierigkeiten darzubieten, weil er glaubte, daß das Eintreffen einer direkt aus Tours nach dem Departement Seine-et-Oise kommenden Person notwendig sei; als ihm aber auseinandergesetzt wurde, daß dieser Abgesandte (in Ermangelung eines französischen Präfekten von Seine-et-Oise) ein Unterpräfekt des Departements, selbst der Bürgermeister des Hauptortes, im Falle höherer Gewalt infolge Unterbrechung der Verbindungen auf bloße Uebersendung eines Delegationsdekrets hin sein könnte, hat er erklärt, daß er ein weiteres Hindernis nicht mehr sehe.

Es blieb noch der dritte, ein wenig umfangreiche Punkt: das Verlangen, alle Maßregeln zur Ausführung der Volksabstimmung zu gestatten, das heißt die Vornahme der Wahlen einer jeden Gemeinde am Hauptorte des Kantons, die Entsendung der Delegirten, die Anschlagzettel, Listen, Protokolle, Wahlzettel u. s. w.; indessen einige Erläuterungen über die geringe Zahl der Wähler

in den einzelnen Gruppen, die Zusammenkunft ohne Waffen und in Verbindung mit der Bedingung, daß die feindlichen Linien nach Paris hin nicht überschritten werden dürften, hatten sehr schnell alle Hindernisse weggeräumt. Es gab keine solchen mehr!

„Das ist sehr gut," sagte darauf Herr v. Bismarck, „ich sehe, wie Sie nötigenfalls würden handeln können; aber würden Sie es ohne Befehl, ohne ein amtliches Schriftstück von Ihrer Regierung thun, und besitzen Sie ein solches?"

Der Bürgermeister erwiderte, er würde niemals sich erlauben, ohne Befehl Wahlen vornehmen zu lassen, und, wiewohl er keine Anordnung erhalten habe, würde es ihm genügen, daß er moralisch und vollkommen von dem Vorhandensein einer am 30. September in Tours ergangenen Verordnung, betreffend die Festsetzung der Wahlen auf den 16. Oktober, überzeugt sei, um das Erforderliche zur Vornahme der Wahlen zu veranlassen.

„Sie haben nicht irgendwie Kunde, daß diese Verordnung inzwischen aufgehoben oder abgeändert ist?" versetzte Herr v. Bismarck, und auf die verneinende Antwort des Bürgermeisters fügte er hinzu: „Nun wohl, ich bin dessen sicher und werde Ihnen den Beweis dafür liefern."

Hierauf las er dem Bürgermeister die Verordnung der Regierung der Nationalverteidigung, datirt Paris, den 1. Oktober 1870, vor, welche, indem sie einen Gegensatz zwischen den beiden Teilen der Regierung schuf, die weitere Aufschiebung der Wahlen bis zu dem Augenblick anordnete, in welchem dieselben im ganzen Gebiete der Republik vorgenommen werden könnten, und welche jede dieser Verordnung zuwider vorgenommene Handlung für nichtig erklärte.

Graf v. Bismarck schien darauf Gewicht zu legen, die Namen aller Unterzeichner dieser Verordnung vorzulesen.

Der Bürgermeister, welcher zuerst sein Erstaunen, sodann seine Erregung bei der Verlesung der Verordnung nicht verbergen konnte, bemerkte, daß er verpflichtet sei, dem Gemeinderat über diese Unterredung und besonders über das Vorhandensein dieser Verordnung vom 1. Oktober Bericht zu erstatten; daß man aber behufs Suspendirung der Ausführung der Verordnung vom 30. September den Text der Verordnung vom 1. Oktober vor Augen und in den Händen haben müsse, daß er deshalb den Grafen v. Bismarck um die Erlaubnis bäte, Abschrift von derselben nehmen oder nehmen lassen zu dürfen.

Letzteres bewilligte Bismarck, rief einen Sekretär und übergab demselben ein Papier, wobei er einige Worte deutsch zu ihm sprach, und sagte zu dem Bürgermeister:

„Herr Bürgermeister, Sie können in einer Stunde die Abschrift der Verordnung abholen lassen."

„Sie sehen wohl," fuhr v. Bismarck fort, sobald der Sekretär wieder gegangen war, „daß ich nicht derjenige bin, welcher die Vornahme der Wahlen

am 16. verhindert; schon als sie auf den 20. Oktober festgesetzt waren, hatte mich der Kronprinz gefragt, ob ich gegen die Vornahme der Wahlen in den von uns besetzten Departements Bedenken trüge, und ich habe sogleich geantwortet, daß ich nichts dagegen einzuwenden haben würde.

„So ist es auch bei den Konferenzen über den Waffenstillstand gewesen, von mir sind dieselben nicht abgebrochen worden. Eine Waffenruhe von 15—20 Tagen war ein erheblicher, von Deutschland an Frankreich bewilligter Vorteil. Jeder Tag bildete für das letztere einen Vorteil, denjenigen der Organisation der allgemeinen Verteidigung, für Deutschland dagegen ein Verlust, nämlich eine Verzögerung in seinem Vorrücken; wir mußten dafür Entschädigungen haben.

„Wenn ich Toul und Straßburg verlangte, so nahm ich den Augenblick, wo diese beiden Plätze uns gehören würden, nur fünf bis sechs Tage voraus. Aber besonders für Paris war es ein enormer Vorteil, sich in jeder Hinsicht wieder aufzubessern, materiell mit Lebensmitteln, moralisch durch politischen Verkehr mit dem übrigen Frankreich; wir durften diesen Punkt, die Beendigung der Blockade, nicht zugestehen, oder wir mußten durch Erlangung der militärischen Position, welche Paris beherrscht, einen Ausgleich schaffen.

„Ich habe den Mont Valérien niemals genannt, Herr Jules Favre allein hat davon gesprochen. Bezüglich der Einschließung sagte er zu mir: ‚Wie wollen Sie denn die konstituirende Nationalversammlung in Paris versammeln, wenn es cernirt ist?‘ Ich habe erwidert: ‚Berufen Sie dieselbe doch nach Tours oder anderswohin!‘ — ‚Wie könnten dann aber die Deputirten von Paris dorthin gelangen?‘ Ich habe erwidert: ‚Wenn 43 von 750 fehlen, das würde die Session der Versammlung nicht verhindern.‘ Kurzum, Herr Jules Favre hat gebeten, darüber der Regierung der Nationalverteidigung berichten zu dürfen, und ist nicht wieder gekommen! Dann sind die Zeitungsartikel erschienen, welche sagten, daß ich den Mont Valérien beanspruchte! Man hat die Verbreitung dieses Irrtums zugelassen, und ich bin überzeugt, daß man aus anderen Gründen die Ausführung der Wahlen am 2. Oktober suspendirt und die Vorbesprechungen abgebrochen hat. Ich habe übrigens immer das System der Verbreitung falscher Nachrichten oder Lügen durch die Presse getadelt, mit welchem das Kaiserreich Mißbrauch getrieben hat, und welches Ihre Republik fortsetzt.“

Als der Maire eine ungläubige Miene machte, Herrn v. Bismarck aber nicht unterbrach, fuhr dieser fort: „Ich könnte Ihnen davon einen Beweis gelegentlich eines Gefechts geben, welches in den letzten Tagen bei L'Hay stattgefunden hat. Ich habe hier die amtlichen Berichte und Schriftstücke über die erlittenen Verluste. Unsere Truppen haben auf einem und demselben Raume des Schlachtfeldes und nur bis zu dem Punkte, wo die Geschosse Ihrer Forts ohne Kraft niederfielen, die französischen und deutschen Toten aufgehoben und

beerdigt; es waren mehr als 450 Franzosen und 85 Deutsche; das begreift sich auch leicht, unsere Truppen hatten Deckung, schossen aus mit Schießscharten versehenen Mauern heraus, während Ihre Soldaten vollständig ohne Deckung waren. Ich spreche dabei nun nicht von den Verlusten, welche unsere Feldartillerie, deren Treffsicherheit bekannt ist, den Ihrigen zugefügt hat; man schätzt sie auf wenigstens ebenso hoch wie die obige Ziffer — das haben wir nachweisen können —, weil die auf weitere Distanz Getroffenen zu nahe an Ihren Forts niedergefallen waren, so daß wir sie nicht auflesen konnten. Wir können also sagen 900 tote Franzosen gegen 85 deutsche Tote. Nun denn! Ihre Zeitungen haben gesagt: ungefähr 400 kampfunfähige Franzosen gegen mehr als 500 Deutsche."

Dann kam Graf Bismarck auf die politische Frage zu sprechen und fuhr, ganz langsam und in gesuchten Ausdrücken redend, wie wenn er einem Bevollmächtigten einen vollständigen Plan darlegen wollte, fort:

„Wir führen den Krieg nicht, um das Land ewig zu besetzen, sondern zur Sicherung des Friedens. Sie versetzen uns also nicht in die Lage, die Bedingungen eines solchen mit Ihnen zu erörtern, wenn Sie nicht eine Gewalt, eine Regierung bilden, von der wir die Gewißheit haben, daß sie namens Frankreichs Verpflichtungen eingehen kann. Die deutschen Heere werden in keiner Weise in die Wahl der Regierung, welche Frankreich sich geben will, sich einmischen und dem Zusammentritt der Wahlversammlungen und der Thätigkeit derselben keine Hindernisse bereiten, vorausgesetzt, daß die strategischen Linien, besonders nach Paris hin, nicht überschritten und die militärischen Dispositionen davon nicht betroffen werden.

„Das Verteidigungssystem, welches die französische Regierung angenommen zu haben scheint, zwingt Deutschland zu einer dauernden Besetzung; das kann die schrecklichsten Katastrophen herbeiführen. Die deutschen Heere, welche auf französischem Boden leben, und welche übrigens die nötigen Lebensmittel aus ihrem eigenen Lande, mit dem sie Verbindung haben, beziehen können, werden es sicherlich länger aushalten als die Stadt Paris. In einem gegebenen Augenblick wird diese Stadt doch ihre Thore zwei Millionen Hungrigen öffnen müssen, welche, selbst wenn die deutschen Heere aus der nächsten Umgebung sich zurückgezogen haben sollten, erschöpft nach allen Richtungen des Umkreises hin wenigstens drei Tagemärsche oder 18 Lieues zu Fuß durchlaufen müssen, ohne ein Stück Brot finden zu können. Nun ist unter derartigen Umständen unmöglich, einen solchen Weg zurückzulegen, die zwei Millionen Ausgehungerten sind also dem Untergange geweiht."

Auf die Erwiderung des Maires, Bismarcks Darlegung beruhe auf der falschen Voraussetzung, daß Paris sich selbst überlassen sei und keine Hülfe erhalte, versetzte derselbe:

„Frankreich wird Menschen zusammenbringen, aber keine Armee. Um

eine Armee zu bilden, muß man zuerst Menschen, sodann Waffen haben, welche diese Menschen zu gebrauchen verstehen. Wenn die Franzosen Zeit gehabt hätten, den richtigen Gebrauch des Chassepots zu erlernen, würden die Deutschen niemals dahin gekommen sein, wo sie sich heute befinden. Aber es bedarf außerdem einer Organisation (Artillerie, Kavallerie, Geniewesen, Intendantur, Lazarette, Transportmittel, Verpflegungsgegenstände aller Art). Das läßt sich nicht aus dem Stegreif schaffen. Es werden Monate vergehen, bevor dies alles hergestellt ist und die Waffen aus Amerika angekommen sind; Paris wird seine Thore vorher öffnen. Was können bis dahin Ihre Franctireurs und Ihre Mobilgardisten thun? Sie werden niemals gegen ein Corps von zehntausend Mann regulärer Truppen mit Artillerie standhalten.

„Schließlich bedürfen Ihre Leute außer den Waffen und der Organisation, um eine Armee zu bilden, Offiziere, und zwar Offiziere, zu welchen sie Vertrauen haben. Was soll man von Ihren Generalen (ich sage dies nicht von allen) sagen, welche immer, einen oder zwei Kilometer von ihren Truppen entfernt, beim Kaffeetrinken waren, wenn der Kanonendonner begann, welche ihre Soldaten bis in die Straßen ihres Lagers mit Kartätschen beschießen ließen, ohne sich über das Erscheinen des Feindes zu vergewissern? Die deutschen Truppen konnten aus einem Gehölz heraustreten und eine Batterie von 40 Geschützen auffahren, bevor die französischen Soldaten etwas davon ahnten und zu den Waffen gegriffen hatten.

„Deutschland will den Frieden und wird Krieg führen, bis es denselben erreicht, mögen die Folgen auch noch so bejammernswert vom Standpunkt der Humanität aus sein, mag Frankreich auch wie Karthago und andere Völker des Altertums untergehen. Dieser Friede wird durch eine Festungslinie zwischen Straßburg und Metz und außerdem durch diese beiden Plätze selbst gesichert werden, welche Deutschland gegen einen zu befürchtenden neuen Angriff Frankreichs schützen; die dazwischen liegenden kleinen Festungen haben keine Wichtigkeit."

Der Maire, welcher diese ganze Auseinandersetzung schweigend angehört hatte, bemerkte, daß dieselbe zu Ende sei, und da er sich zu einer Widerlegung nicht veranlaßt fühlte, glaubte er, indem er sich zum Gehen anschickte, daß der Augenblick gekommen sei, einige Worte über die Lage der Stadt Versailles infolge der deutschen Occupation zu sprechen; die an die Mairie gerichteten Requisitionen allein würden mehr als 700 000 Franken in 15 Tagen ausmachen.

Graf v. Bismarck erkannte an, daß die Stadt durch die dauernde Einrichtung des Hauptquartiers sehr überlastet sein müsse, und forderte den Maire auf, anläßlich der dem Departement Seine-et-Oise auferlegten Kriegskontribution von einer Million, bei welcher die Stadt Versailles mit 400 000 Franken figurirte, ein Gesuch an den König zu richten.

Der Maire erwiderte, daß dies geschehen sei; darauf teilte er Herrn v. Bismarck den Inhalt des Briefes mit, welchen er am 30. September

an den General v. Blumenthal behufs Vorlegung an den Kronprinzen gerichtet hatte. Bismarck bemerkte dazu: die Erlaubnis zur Reise nach Tours würde sehr wahrscheinlich nicht erteilt werden; überdies sei es wenig wahrscheinlich, daß die Regierung der Delegation die von der Stadt zur Regelung dieses Punktes verlangten Vollmachten und Mittel bewillige.

Als der Maire sich empfahl, weigerte er sich anfangs, seine Hand in die ausgestreckte des Grafen zu legen. „Aber persönlich werden Sie sich doch nicht weigern, monsieur le maire," sagte der Kanzler. Worauf Monsieur Rameau entgegnete: „Sie haben mich zu höflich empfangen, Herr Graf, als daß ich in meinem Charakter als Privatmann Ihnen den Händedruck verweigern könnte, doch hätte ich nimmer geglaubt, daß ich ihn jemals einem Feinde meines Landes erwidern würde."

Unterredungen Bismarcks mit dem General Boyer, betreffend die Erlangung einer Konvention für den Abzug der in Metz eingeschlossenen Bazaineschen Armee.

Versailles, 14. und 15. Oktober 1870.

(Nach der Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale. Déposition des Lémoins Bd. IV S. 246 ff. Déposition de M. le général Boyer.)[1]

1. Unterredung am 14. Oktober 1870.

Bevor der Marschall Bazaine den General Boyer in das deutsche Hauptquartier nach Versailles schickte, hatte er einen großen Kriegsrat einberufen. Die Versammlung hatte am 10. Oktober stattgefunden. Der Marschall hatte sich entschlossen, die Generale zusammenberufen und bei Herrn v. Bismarck einen Versuch zur Erlangung eines militärischen Abkommens zu machen, um die Armee freizumachen, weil in diesem Augenblick, militärisch gesprochen, nichts mehr zu machen war. Es war anerkannt worden, daß dem Heere die Lebensmittel zu mangeln begannen, daß die Pferde erschöpft waren und den Dienst zur Bespannung der Batterien nicht mehr und noch viel weniger den Reitereidienst leisten konnten, mit einem Worte, daß die Pferde in einem Zustande vollständiger Erschöpfung sich befanden.

In der Versammlung kam man überein, daß ein Versuch unternommen werden sollte, daß der Augenblick gekommen sei, bei der deutschen Regierung den Versuch zur Erlangung einer militärischen Konvention (so bezeichnete der Marschall die Sache) zu machen, die uns den freien Abzug mit kriegerischen

[1]) Die obenstehende Quelle wird in Kohls Bismarck-Regesten vermißt.

Ehren gestattete. Der Kriegsrat beschloß gleichzeitig, daß, wenn die Vorschläge der deutschen Regierung nicht annehmbar wären, ein letzter Versuch mit den Waffen gemacht werden sollte.

Boyer reiste von Metz lediglich mit folgendem Auftrage ab: den Grafen v. Bismarck zu fragen, welche Bedingungen er der Armee auferlegen würde. Boyer hatte den Befehl, Bismarck mitzuteilen, daß die Armee die Bedingungen der Kapitulation von Sedan nicht annehmen werde. Der General brach am 12. Oktober in Begleitung von zwei Ordonnanz-Offizieren des Prinzen Friedrich Karl auf; er wurde während des ganzen Weges nicht aus den Augen gelassen; es war ihm absolut verboten, sich mit irgend jemand in Verbindung zu setzen. Er kam am 14. um 6 Uhr morgens in Versailles an und wurde vor den Gouverneur des Platzes geführt. Derselbe ließ dem General so lange, bis er empfangen werden konnte, ein Zimmer anweisen. Gegen 8 Uhr morgens brachte ihn der Gouverneur selbst in einem Wagen, dessen Vorhänge, damit ihn niemand in Versailles sähe, heruntergelassen waren, nach einem Hause in der Rue du Satory, dessen Nummer der General sich nicht mehr erinnert. Dort wurde er noch strenger als bisher überwacht: er hatte zu Wächtern zwei Unteroffiziere, die ihn nicht einen Schritt weit verließen.

Gegen 10 Uhr morgens kam einer der Offiziere, die den General Boyer begleitet hatten, und sagte ihm, daß er bald von Herrn v. Bismarck werde empfangen werden. Er wurde auch um 1 Uhr zum Kanzler geführt. Er fuhr in Begleitung eines preußischen Offiziers in einem offenen Wagen durch die Stadt. Das veranlaßte eine gewisse Erregung in der Stadt; die Vorübergehenden, welche den General sahen, grüßten ihn; der letztere konnte die Grüße nur erwidern, nicht aber ein Wort wechseln.

Der General verblieb von 1 Uhr bis gegen 4 Uhr bei Bismarck. Der letztere stellte Betrachtungen aller Art an, er besprach die allgemeine Lage. Er sprach über die Lage, welche durch die Revolution vom 4. September für Frankreich geschaffen sei, über die Sendung des Herrn Thiers nach Europa, von der Zusammenkunft, die in Ferrières zwischen Jules Favre und ihm stattgefunden hatte. Bismarck gab sein Urteil über die Männer, über die Rolle, welche sie gespielt hatten, und über gewisse Mitglieder der Regierung der nationalen Verteidigung ab; er sprach von der amerikanischen Sendung der Generale Sheridan und Burnside, welche aus Paris zurückgekehrt waren, wohin sie mit seiner Genehmigung in der Absicht sich begeben hatten, den Versuch zur Herstellung einer Verbindung zwischen der deutschen und der französischen Regierung zu machen.

Bismarck fragte den General, was der Marschall Bazaine verlange. Der General legte ihm dar, daß die Armee nach den Kriegsereignissen, an welchen sie beteiligt gewesen, glauben könne, sie habe die Ehre ihrer Fahnen rühmlich verteidigt und habe in ihrer gegenwärtigen äußersten Notlage Anspruch darauf,

nicht eine Kapitulation, sondern eine militärische Konvention zu verlangen, die ihr die kriegerischen Ehren belasse.

Herr v. Bismarck erwiderte ihm, das ginge ihn nicht an; das sei Sache des Königs, des Kriegsministers, des Herrn v. Moltke; es sei ihm unmöglich, dem General augenblicklich eine Antwort zu geben; er werde am selben Abend noch mit dem König sprechen und werde dem General am folgenden Tage Bescheid geben. Er fügte hinzu:

„Da Ihr Auftrag lediglich ist, eine militärische Abmachung zu verlangen, so muß ich Ihnen im voraus sagen, daß Ihnen der Rat des Königs keine anderen Bedingungen als die bei Sedan bewilligten zugestehen wird."

Der General Boyer erwiderte: „Auf diesen Grundlagen ist, das kann ich Ihnen versichern, eine militärische Abmachung unmöglich."

„Ich aber kann," sagte Bismarck, „dem König und seinem Rate gegenüber politische Erwägungen geltend machen, und ich kann für die französische Armee Bedingungen erlangen, welche ich Ihnen morgen mitteilen werde."

Der General drang in Bismarck, ihn die politischen Rücksichten wissen zu lassen, welche er geltend machen wolle. Bismarck setzte ihm den Plan auseinander: mit Ihrer Majestät der Kaiserin-Regentin zu verhandeln, da die deutsche Regierung die Regierung der Nationalverteidigung nicht anerkenne. Aber für die Verhandlung mit der Kaiserin gedachte Deutschland sich Vorteile vorzubehalten, welche ebenso wertvoll waren wie diejenigen, welche seine damalige militärische Stellung gegenüber der Armee von Metz gab.

„Sie werden also, Herr Graf, dem König und seinem Rate die Unterhandlung mit der Kaiserin vorschlagen?"

„Ja gewiß. Haben Sie die Regierung der Nationalverteidigung anerkannt?"

„Nein," erwiderte der General, „die Armee hat sie nicht anerkannt. Wir haben keinerlei Nachricht von der Regierung des 4. September erhalten. Wir haben davon zufällig am 14. September durch Ankunft einiger infolge Auswechslung befreiter Kriegsgefangener gehört; am selben Tage haben wir das Unglück von Sedan, die Gefangennahme des Kaisers und die Einsetzung der Regierung des 4. September erfahren. Wir haben einige Zeitungen, welche diese Offiziere sich hatten verschaffen können, gehabt, wir haben eine Anzahl Verordnungen gelesen, aber wir haben von der Regierung selbst weder eine Mitteilung erhalten, noch ist irgend ein von ihr abgesandter Beamter erschienen: die Regierung der Nationalverteidigung existirt für uns nicht; wir kennen nur die Regierung der Regentin. Wir haben dem Kaiser den Eid geleistet; wir werden unserm Eide treu bleiben, bis das Land anders entschieden hat."

Darauf entwickelte Bismarck dem General den Plan: der Regierung der Regentin durch eine Manifestation der Armee die Treue zu versichern und so zu bezeugen, daß die Armee entschlossen sei, Ihrer Majestät der Kaiserin in

dem Falle Folge zu leisten, wenn dieselbe sich zur Unterzeichnung von Friedenspräliminarien entschließen sollte.

Boyer bemerkte dem Grafen Bismarck, daß dies unmöglich zu erreichen sei. Der Marschall könnte nicht jeden einzelnen befragen; es wäre schwierig, die Meinung der Armee zu erfahren; das hieße eine Art Pronunziamento verlangen, was nicht zu den Gebräuchen der französischen Armee gehöre.

Bismarck setzte hinzu: „Diese Kundgebung des Heeres ist unerläßlich, denn die Kaiserin würde sich nicht auf Verhandlungen einlassen, wenn sie bei ihren Handlungen sich nicht von der Armee gestützt fühle. Sie werden von Ihrer Majestät die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien erlangen müssen. Unter diesen Bedingungen werden Sie mit militärischen Ehren unter Mitnahme Ihrer Waffen, Kanonen und Ihres Materials abziehen. Wohlverstanden bleibt der Platz Metz unbeteiligt, und es steht ihm frei, sich mit seinen eigenen Mitteln zu verteidigen." Diese Berücksichtigung hatte der General Boyer gemäß seinen Instruktionen verlangt.

Boyer sagte darauf folgendes: „Gehorcht die Armee der Kaiserin, oder wird sie aufgerufen, derselben sich anzuschließen, so würde die erste Pflicht des Marschalls Bazaine bei Zustimmung des Kriegsrats sein, die öffentlichen Gewalten, wie sie vor dem 4. September bestanden, nach einem vorher bestimmten Punkte des Landes zusammen zu berufen und ihnen zu sagen: Sie waren am 4. September zu einer Sitzung vereinigt, Sie waren in dem Augenblick, als die Versammlung überfallen wurde, in Beratung, nehmen Sie dieselbe da wieder auf, wo sie in diesem Augenblick war. Was auch Ihre Entscheidung sei, wir nehmen sie an, das heißt, wenn Sie erklären: das Kaiserreich ist erloschen, so sind wir Soldaten der Nation und werden Ihnen gehorchen. Wollen Sie eine Anfrage an das Volk richten, so wird Ihnen das Heer dabei helfen. Wie Sie auch entscheiden, das Heer ist bereit, Ihrer Entscheidung Achtung zu verschaffen."

Dies wurde in Versailles zwischen Bismarck und dem General Boyer vereinbart. Es erübrigte noch, zu erfahren, ob diese Bedingungen von dem Könige und seinem Rate in Versailles und von dem Kriegsrate in Metz angenommen werden würden. General Boyer verließ Bismarck um 4 Uhr und wurde nach seiner Behausung zurückgeführt. Er fand auf der Avenue de St. Cloud eine feste Masse Franzosen stehen, welche ihm bei seinem Heraustreten aus Bismarcks Hotel eine Ovation bereiteten. Die Menge schrie: „Es lebe Frankreich, es lebe der General!" grüßte ihn und bot ihm die Hand.

2. Unterredung mit Boyer am 15. Oktober 1870.[1])

Um die Mittagsstunde wurde der französische Unterhändler aus Metz General Boyer benachrichtigt, daß der Kanzler auf dem Wege zu ihm sei. Er

[1]) Horst Kohl hat in seinen Bismarck-Regesten das Datum dieser zweiten Unterredung vom 15. Oktober vollständig übersehen.

erschien einige Augenblicke später und sagte dem General, daß der König seinen Rat berufen habe: Anfangs sei jede Möglichkeit einer Konvention auf der von dem Marschall angegebenen Grundlage verworfen worden; er, Bismarck, habe sodann erwidert, daß noch eine andere Grundlage vorzuschlagen sei. Bismarck machte sodann politische Erwägungen geltend, und der Rat hatte sich seiner Ansicht angeschlossen. „Erlangen Sie also," fügte der Kanzler hinzu, „von der Kaiserin die Bereitwilligkeit zur Unterzeichnung der Präliminarien eines Friedensvertrages, erlangen Sie von der Armee, daß sie ihre feste Absicht, der Kaiserin zu gehorchen, erklärt, so werden Sie unter diesen Bedingungen erhalten, was ich Ihnen gestern gesagt habe: die Armee wird mit militärischen Ehren unter Mitnahme ihrer Kanonen und Fahnen abziehen. Der Platz Metz bleibt von dieser Abmachung ganz ausgeschlossen, er steht außerhalb dieser Frage. Aber Sie müssen sich an die Kaiserin wenden. Das ist die einzige noch bestehende Gewalt, die einzige, mit der ich verhandeln kann. Ich will nicht mit der Regierung in Paris und noch viel weniger mit der in Tours verhandeln. Sind Sie sicher, daß Ihnen die Armee folgen wird?"

Boyer erwiderte, was er schon am Tage vorher gesagt hatte.

Der Kanzler setzte hinzu: „Ziehen Sie vor, nach Wilhelmshöhe, dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte des Kaisers Napoleon, zu gehen? Ich werde Ihnen oder dem Offizier, der mit diesen Verhandlungen beauftragt werden wird, die nötigen Geleitscheine geben lassen."

Boyer erwiderte, er könne über die Idee, daß der Kriegsrat einen Unterhändler zum Kaiser Napoleon schicken sollte, nicht sprechen, weil für sie der Kaiser außer Frage sei, nachdem der Fall von Sedan und die Gefangennahme des Kaisers sie dem letzteren gegenüber in eine Lage versetzt habe, über welche ihm nicht zustehe zu urteilen, aber er glaube, daß die Armee sich von diesem Augenblick an als allein der Regierung der Regentin verpflichtet ansehen würde.

Es war gegen 2 Uhr; der Kanzler war anderthalb Stunden bei dem General gewesen. Der letztere bat den Kanzler um die Erlaubnis zur Abreise, da die Sache dränge. Er reiste an demselben Abend in Begleitung der nämlichen beiden Offiziere ab.

Am 17. Oktober nachmittags traf Boyer wieder in Metz ein.

*

Ich lasse hier unter Benutzung derselben Quelle (Enquête parl. sur les actes du Gouvernement de la défense etc., Bd. IV S. 56, 261, Déposition Boyer) noch einige weitere Details über die Unterredungen Bismarcks mit Boyer folgen.[1])

Der Ausgangspunkt der Bismarckschen Deduktion war, daß er mit der

[1]) Es steht aber nicht fest, ob die betreffenden Punkte in der Zusammenkunft vom 14. oder vom 15. Oktober erörtert worden sind.

Regierung der Nationalverteidigung nicht verhandeln wolle, daß er nur mit der Regierung der Kaiserin-Regentin unterhandle. Bei dieser Gelegenheit sprach Bismarck seine Ansicht über die Männer des 4. September aus. Er sprach von General Trochu, wobei er bemerkte, daß er denselben für einen ehrenhaften Mann halte, und daß er nach den Mitteilungen der Herren Sheridan und Burnside in der That glaube — dies sind Bismarcks eigene Worte —, Trochu sei der einzige ehrenhafte Mann dieser Regierung und besonders der einzige wirkliche und aufrichtige Republikaner.

Dies wäre die Meinung der Herren Sheridan und Burnside. Bezüglich der anderen im Stadthause sitzenden Mitglieder der Regierung hätten diese Herren ihm gesagt, sie hätten bei denselben keinen großen, ehrenhaften und ehrenwerten Grundsatz angetroffen; diese Leute wüßten gar nicht, was eine Republik sei; die Idee einer Republik wie der ihrigen, das heißt der Republik der Vereinigten Staaten, sei in ihr Gehirn noch nicht eingedrungen.

Mit einem Wort, diese Amerikaner wären mit dem Gedanken zurückgekehrt, daß das Stadthaus ein von Affen bewohntes Irrenhaus sei. Das sei trivial, aber das sei Bismarcks Ausdruck, welcher, wie er dem General Boyer sagte, nur den Ausdruck der amerikanischen Abgesandten wiederholte.

Bezüglich des Herrn Thiers sagte der Kanzler sodann: „Seit einiger Zeit werde ich von vielen Leuten um Gewährung einer Unterredung gebeten; jedermann will mit mir unterhandeln. In diesem Augenblick erhalte ich Projekte aus London; einen Tag kommt Herr v. Persigny, den anderen Herr v. Lavalette, — nicht der ehemalige Minister des Aeußern, sondern der Redakteur einer Zeitung — jetzt wünscht Herr Thiers nach Versailles zu kommen; Herr Thiers ist ein Mann, den man immer empfängt, ich kann seinen Wunsch nicht ablehnen; ich habe ihm mitteilen lassen, daß ich ihn empfangen würde, und habe ihm einen Geleitschein geschickt.

„Er spielt in diesem Augenblick in Europa eine recht klägliche Rolle, er hat für seinen Ruf zu lange gelebt. Er hätte sich mit dem Ruhme, den er durch sein vergangenes Leben, durch sein großartiges Talent erworben, begnügen sollen; die Rolle, die er jetzt spielt, ist armselig und nahe daran, lächerlich zu werden. Um Ihnen eine Idee davon zu geben, kann ich Ihnen die letzten Worte mitteilen, die der Kaiser von Rußland zu ihm bei seiner Verabschiedung in St. Petersburg gesagt hat. Herr Thiers hatte sich zuerst nach Oesterreich begeben; er war daselbst mit vieler Höflichkeit, mit vielen Achtungsbezeigungen, fast herzlich aufgenommen worden. Von dort begab er er sich nach St. Petersburg, wo er gleichfalls höflich, aber mit etwas mehr Kälte, in einem Wort, mit der ihm gebührenden Achtung aufgenommen wurde; dennoch sind die Worte, mit welchen ihn der Kaiser von Rußland verabschiedet hat: ‚Wenn Oesterreich in den Kampf eintritt und für Frankreich Partei er-

greift, so erkläre ich Oesterreich augenblicklich den Krieg.' Mit diesem Komplimente hat Herr Thiers St. Petersburg verlassen.

„Herr Thiers kehrte nach Wien zurück; er wurde hier ganz anders aufgenommen wie das erstemal. Man kannte nun in Wien die Anschauungen des St. Petersburger Kabinets; man empfing ihn kalt. Von dort reiste er nach Florenz, wo er jetzt ist; was thut er da? ich weiß nichts davon; ich habe ganz andere Sorgen im Kopfe, als mich damit zu beschäftigen, was Herr Thiers in Florenz thun könnte."

Hinsichtlich des Herrn Jules Favre erzählte Bismarck dem General Boyer über die Unterredung in Ferrières: „Mit einem Wort, Herr Jules Favre ist ein großer Komödiant; er hat mir vollständig etwas vorgespielt, aber das hat nicht lange gedauert; er hat mir selbst die Augen geöffnet, als er in den Zeitungen jene larmoyante Scene drucken ließ, welcher ich beigewohnt habe, und bei welcher ich wirklich Mitleid mit ihm hatte; jetzt habe ich begriffen, daß man mit mir sein Spiel trieb, aber er wird mich dazu nicht wieder bekommen."

In Betreff der Verhandlung mit Burnside bemerkte Bismarck nur, daß dieselbe keinen Erfolg hätte haben können. Er erwähnte dieselbe nur ganz beiläufig, mehr wohl um dem General Boyer jene kleine Boshaftigkeit über den Eindruck zu sagen, welchen die Haltung der Mitglieder der Regierung des Stadthauses auf jene Herren gemacht habe. Ueber die Unterhandlung, welche diese Herren hätten versuchen können, sprach Bismarck nicht.

Ueber die eigentlichen Zielpunkte seiner Politik ließ sich Bismarck nicht des näheren gegenüber Boyer aus. Er setzte ihm lediglich seinen Plan und die Bedingungen auseinander, unter denen er die Armee aus Metz herauslassen wolle, ohne auf andere Erörterungen einzugehen. Bismarck sagte zu ihm: „Aus diesen Rücksichten können Sie auf meine Unterstützung bei dem Kriegsrat, der heute abend bei dem König stattfindet, rechnen. In Bezug auf den militärischen Gesichtspunkt wird man meinen Rat nicht verlangen, aber ich werde politische Gründe geltend machen können, und wir würden zu einem Frieden gelangen können, wenn die Kaiserin in die Unterzeichnung der Präliminarien willigte, welche ich zu erlangen wünsche." Bismarck setzte hinzu: „Die Kaiserin wird diese Bedingungen annehmen und unterzeichnen müssen, so exorbitant dieselben auch erscheinen mögen."

Die Lage Frankreichs schilderte Bismarck mit folgenden Worten: „Frankreich befindet sich in diesem Augenblick in vollständiger Verwirrung. Die Regierung der Nationalverteidigung wird nicht überall anerkannt; die rote Fahne weht in einem gewissen Teil des südlichen Frankreich, in Lyon besonders und in Marseille; im Westen ist, es liegen Gründe vor, dies zu glauben, die klerikale Partei im Begriff, Unternehmungen zu versuchen. Der politische Zustand beunruhigt mich nicht; unsere Armeen marschiren nach Norden, wir werden in

kurzem dort sein. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß aus allen mir zugehenden Nachrichten und aus allen Aussagen der Gefangenen, welche wir ausfragen, hervorgeht, daß im Norden gewisse Städte nicht abgeneigt wären, deutsche Garnisonen aufzunehmen; sie würden darin eine Sicherheit erblicken, und wir würden ihnen natürlich weniger Schaden zufügen als denjenigen Städten, in welchen wir auf Widerstand treffen."

Auf die Bemerkung des Generals, es sei hart für einen Franzosen, solche Sachen sagen zu hören, antwortete der Kanzler: „Die von mir bezeichneten Städte sind Industriestädte, Roubaix, vielleicht selbst Rouen; einen Augenblick habe ich sogar geglaubt, wir würden in Havre, ich will nicht sagen, eine gute Aufnahme, aber leicht Einlaß finden, der Handel ist egoistisch; es ist möglich, daß wir ohne Schwertstreich in eine große Anzahl Städte eingedrungen wären."

Bismarck äußerte sich auch über die Loire-Armee. „Die Loire-Armee," sagte er, „ist soeben bei Arthenay vernichtet worden, sie ist am 10. und 12. geschlagen worden. Man hat eine beträchtliche Zahl Gefangene gemacht und viele Geschütze erobert, sie ist auf dem Rückzug hinter der Loire; unsere Truppen sind Herren von Orleans, sie haben wahrscheinlich zu dieser Stunde die Loire überschritten und sind auf dem Marsche nach Bourges; die Loire-Armee existirt nicht mehr." Es war dem General Boyer unmöglich, diese Mitteilungen zu prüfen, er wurde streng überwacht; Bismarck gab ihm einige Zeitungen, den Moniteur, den Gaulois, den Figaro, die neuesten Nummern, welche er aus Paris erhalten hatte, um dieselben nach Metz zu bringen.

Mit einem Wort, Bismarck hatte sich bemüht, dem General Frankreich als der Anarchie verfallen und die Militärkräfte desselben, das heißt die Loire-Armee, als vernichtet hinzustellen.

Im Laufe des Gesprächs kam Bismarck auch auf Herrn Régnier zu sprechen. Der Kanzler sagte zu Boyer: „Der Marschall Bazaine hat in Metz einen Herrn Régnier gesprochen, wissen Sie, was der ist?" — „Keineswegs, ich habe ihn dort zum erstenmal gesehen." — „Ich auch nicht," versetzte Bismarck, „ich weiß nicht, was das für ein Mensch ist. Als er kam, mir seinen Plan zur Wiederherstellung der Kaiserlichen Gewalt darzulegen, habe ich zu erfahren gesucht, wer er sei. Gewissen Berichten zufolge glaube ich, daß er ehemals im Hause der Kaiserin angestellt gewesen ist, ich glaube, seine Frau war Kammerfrau der Kaiserin, und er hat die Situation dazu benutzt, Indiskretionen zu begehen, worauf man ihn entlassen hat. Dann wäre er, um die Gnade der Kaiserin wieder zu erlangen, nach Hastings gekommen, er hätte gesucht, die Kaiserin zu sprechen und von derselben die Ermächtigung dazu zu erlangen, zu mir zu gehen und mir den Ihnen bekannten Plan vorzulegen." [1])

[1]) Vgl. über Bismarcks Zusammenkunft mit Boyer auch noch die Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense etc., Bd. IV S. 278, 282, 284, 285, 294, 296, 300—303. In dem Prozeß Bazaine bemerkte der General Boyer bei seiner Ver-

Zweite Unterredung mit Rameau, dem Maire von Versailles, betreffend die Versailler Verhältnisse und die Fortführung des Krieges.

Versailles, 21. Oktober 1870.

Nach E. Delerot, Versailles pendant l'occupation. Paris 1874, S. 128.[1])

Es war am 21. Oktober 1870, als Graf Bismarck des Abends um $9^1/_4$ Uhr, unmittelbar nach dem Gefecht von Malmaison, den Maire von Versailles durch den Legationsrat Grafen v. Hatzfeldt zu sich bescheiden ließ. Herr Rameau eilte sogleich nach der Rue de Provence und wurde in das Kabinet des Kanzlers eingeführt. Wir lassen nun den Erzähler selbst sprechen:

Herr v. Bismarck war in Uniform und schien etwas ermüdet, doch war er an einem von drei Kerzen beleuchteten Tisch damit beschäftigt, Ausschnitte aus Zeitungen auf weißes Papier zu kleben: der Rest der Blätter, die er hatte fallen lassen, bedeckte den Fußboden. Er war sehr beklommen, atmete schwer

---

nehmung über seine Versailler Mission am 14. und 15. Oktober („Vossische Ztg." Nr. 279 v. 28. 11. 73): Wir (scil. ich und Bismarck) sprachen zuerst von Herrn Régnier. Herr v. Bismarck fragte mich, ob dieser Herr den Offizieren der Armee von Metz bekannt sei. Ich mußte dies verneinen. Darauf sagte er mir, der König von Preußen sei von den freundschaftlichsten Gesinnungen für die Kaiserliche Familie beseelt und halte noch immer das Kaiserreich für die einzige Regierungsform, die für Frankreich paßte. Schon wären, fuhr er fort, Zerwürfnisse im Schoße der Nationalregierung ausgebrochen, und Herr Gambetta hätte Paris mittelst Ballon verlassen, um die Regierung von Tours an der Ausschreibung von Wahlen für eine Nationalversammlung zu verhindern. Paris wäre vollständig der Revolution preisgegeben und von der Anarchie durchwühlt, mehrere Städte des Nordens hätten den Feind um Garnisonen angegangen, damit diese sie gegen die französischen Franctireurs schützten. Die Loire-Armee sei bei Orleans und Artheuay geschlagen worden und auf dem Rückzug in der Richtung von Bourges begriffen. Der König, schloß Graf Bismarck, kennt nicht die Regierung vom 4. September und schlage dem Marschall Bazaine vor, einen seiner Offiziere entweder nach Kassel zum Kaiser oder nach England zur Kaiserin zu schicken. Doch müsse er mir schon jetzt erklären, daß eine Kapitulation mit der Armee von Metz nur auf denselben Grundlagen wie jene mit der Armee von Sedan geschlossen werden könne.

[1]) Ganz unvollständige Uebersetzungen dieser Unterredung finden sich in der „Spenerschen Ztg." Nr. 167 v. 11. 4. 74 und bei „Unger, Unterredungen," I, 155 ff. Kohl widerfährt in seinen Bismarck-Regesten das Mißgeschick, neben dem Maire von Versailles, Rameau, auch noch den „Gemeinderat Delerot von Versailles bei Bismarck" vorsprechen zu lassen, und er bezieht sich für diese zweite Unterredung auf das Werk Delerots: „Versailles pendant l'occupation", Paris 1874, und die „Spenersche Ztg." vom 11. April 1874. Nun ist aber Delerot nur der Schriftsteller, der in seinem Werk: Versailles pendant l'occupation Paris 1874, S. 128 f., die Zusammenkunft Bismarcks mit Rameau beschrieben hat.

und trank von Zeit zu Zeit einen Schluck Selterwasser, wie um sich Luft zu machen. Er schüttelte dem Maire die Hand, dankte ihm, daß er sofort seiner Einladung Folge geleistet hätte, und richtete an ihn mit gleichgiltiger Miene, wie man etwa vom Wetter spricht, die Frage:

„Wie geht es in der Stadt?“

Der Maire fand diese Frage etwas unbestimmt und antwortete: „Ei, Herr Graf, die Stadt hat heute eine Hoffnung gehabt, die sich aber, wie es scheint, nicht erfüllt hat.“ Der Maire spielte dabei auf einen Ausfall der französischen Truppen an, welche die Preußen geschlagen hatten; dieser Angriff hatte unter den in der Stadt untergebrachten Truppen eine große Panik erregt, und die Einwohner hofften einen Augenblick, sie würden die Franzosen eintreffen sehen.

„Ich wollte nicht davon mit Ihnen sprechen,“ sagte der Graf lächelnd. „Ich wollte Sie fragen, ob sich unsere Leute in der Stadt Ausschreitungen oder Mißbräuche zu Schulden kommen lassen.“

Der Maire klagte über die ungeheuren Lasten, von denen die Stadt erdrückt würde. Was die polizeilichen Vorgänge betreffe, fügte er hinzu, so hätte er darüber eintretenden Falles dem Platzkommandanten berichtet und nicht für passend gehalten, Herrn v. Bismarck damit zu behelligen.

„Ach ja,“ erwiderte dieser, indem er vermied, auf die Requisitionslasten einzugehen und eine unbedeutende Seite der Frage aufgriff, „Sie haben sich über eine Geldstrafe von 100 Franken beklagt, die wegen verzögerter Lieferung eines Fuhrwerks verhängt wurde.“ Und da der Maire bei dem Worte Geldstrafe eine Bewegung machte, fuhr er fort:

„. . . Lassen wir die Prinzipien beiseite. Es soll keine Geldstrafe sein, nun denn, nennen wir es eine Kriegskontribution, eine Erpressung, wie Sie wollen; aber ich bitte Sie, zahlen Sie diese kleine Summe. Das können Sie schon mir zu Gefallen thun, der ich mit darauf hingewirkt habe, daß Ihnen eine Kriegskontribution von 400 000 Franken erlassen wurde.“

Der Maire entgegnete, er könne keine Strafe für einen Hergang zahlen, bei welchem die Gemeindeverwaltung sich weder bösen Willen noch eine Nachlässigkeit vorzuwerfen hätte, da ihr die Sache materiell unmöglich gewesen sei.

„Sie hätten nötigenfalls den Wagen requiriren müssen, den ich selbst für meinen persönlichen Gebrauch miete, ich hätte nichts gesagt. Aber ein Kurier des Königs, der einen dringenden Auftrag hatte, konnte nicht abfahren; man mußte Relais nehmen, das hat 800 Franken gekostet, und der Zweck wurde nicht erreicht. Dafür mußte Genugthuung genommen werden.“

Der Maire antwortete nicht weiter, äußerte auch sonst keine Zustimmung zu dem Gesagten auf keine Weise. Es trat eine Pause ein, wie wenn Herr v. Bismarck von einer andern Sache hätte anfangen wollen, um welche er herumzugehen schien.

„Es ist merkwürdig," sagte er dann plötzlich, „wie wenig man in Frankreich und besonders hier in Versailles weiß, was der Kriegszustand eigentlich zu bedeuten hat. Wenn zum Aufsitzen geblasen wird, soll der männliche Teil der Bevölkerung daheim bleiben, sonst kann auf ihn geschossen werden. Statt dessen kommen Ihre Landsleute neugierig heraus, scharen sich auf den Plätzen und in den Avenuen zusammen und scheinen den weiteren Verlauf der Begebenheiten abzuwarten, um nötigenfalls daran teilzunehmen. Das kann ihnen übel bekommen . . . Als ich heut zu den Truppen hinausritt, gab es über dreihundert Neugierige in der Rue de Provence; ich habe mich deshalb beschwert, und der Posten bekam Arrest, weil er nicht die Menge nach einer einfachen Verwarnung mit den Waffen zerstreut hatte. Wir hatten heute einen Ausfall von Paris und einen andern vom Mont Valérien. Zwanzig Bataillone waren ausgerückt, morgen können es vierzig sein, und die Alarmsignale können sich wiederholen. Bedeuten Sie also Ihren Einwohnern, daß sie zu Hause bleiben; wir wollen Ihnen schweres Unglück ersparen . . . Wenn gewisse Persönlichkeiten, zum Beispiel der König, Herr v. Moltke oder ich, auf der Straße erscheinen, giebt es gleich einen Auflauf: das ist uns lästig. Sowie ich erkannt werde, läuft man mir nach. Neulich kam ich des Abends allein von der Präfektur zurück, da gingen zwei oder drei Personen dicht hinter mir her. Der eine hielt die rechte Hand in der Tasche; das konnte ein Mörder sein, und ich machte mich schon auf einen Messerstich gefaßt. Wenn das einem unserer jungen Offiziere begegnet wäre, hätte er gleich blank gezogen und eingehauen: das ist Kriegsrecht. Ich habe es nicht gethan, sondern nur den Menschen, der mir auf der Ferse folgte, von dem nächsten Posten verhaften lassen, und da man mir sagte, daß er in dem Viertel bekannt sei, ließ ich die Sache auf sich beruhen. Sie müssen die Einwohner durch Ihre Agenten, nicht durch eine Kundmachung, anweisen, daß das aufhören soll."

Hier folgte eine neue Pause. Die Unterredung hatte augenscheinlich den Hauptpunkt noch nicht erreicht. Herr v. Bismarck nahm eine Zigarre und bot auch dem Maire eine solche an. Da dieser ablehnte, sagte er:

„Aber Sie erlauben mir doch, zu rauchen?"

Der Maire verneigte sich.

Jetzt schien Herr v. Bismarck auf den eigentlichen Gegenstand des Gesprächs eingehen zu wollen.

„Nun denn, Herr Maire, es scheint, daß wir den Winter bei Ihnen verbringen werden, und doch wünschte ich sehnlichst, nach Berlin zurückzukehren."

„Die Sache ist uns gewiß nicht minder unangenehm," erwiderte der Maire; „aber warum muß es denn so sein?"

„Ohne Wahlen ist kein Friede möglich," versetzte der Graf. „Jetzt gibt es niemand, der die Verantwortlichkeit übernehmen kann, für Frankreich zu

unterhandeln: weder der Graf Chambord, noch die Orleans, noch die Kaiserin-Regentin. Und doch will Frankreich den Frieden, und Deutschland will ihn ebenfalls. Wir werden gezwungen sein, mit Napoleon III. zu unterhandeln und ihn euch aufzuzwingen."

„Das werden Sie nicht thun. Frankreich würde das als eine bittere Kränkung empfinden!"

„Es liegt aber doch im Interesse des Siegers, den Besiegten in den Händen einer Gewalt zu lassen, die sich nur auf die Prätorianer stützen könnte, weil er dann nicht so bald an einen neuen Krieg denken würde . . . Es ist unglaublich, wie weit die Kaiserliche Regierung die Korruption getrieben hat. Kennen Sie die Papiere, die in den Tuilerien gefunden worden sind?"

„Nein, Herr Graf, Sie wissen, daß wir seit mehr als einen Monat ganz abgesperrt sind."

„Sehr merkwürdige Papiere das! Es giebt auch Führer der demokratischen Partei, die darin kompromittirt sind. Ich muß die Sachen doch in unserer kleinen Zeitung (dem Nouvelliste de Versailles) erscheinen lassen." — Dann nach einer neuen Pause: „Sie haben aber unrecht, zu glauben, daß Napoleon III. keine Wurzeln mehr im Lande hat; er hat noch die Armee für sich."

Und da der Maire den Kopf schüttelte, fuhr der Kanzler fort:

„Der Marschall Bazaine hat den General Boyer zu mir geschickt, daß er im Namen Napoleons wegen des Friedens unterhandle. Wenn wir die Garnison von Metz abmarschiren ließen, würde sie sich nach der Gironde zurückziehen, mit der Verpflichtung, sich durch drei Monate nicht zu rühren und die Ereignisse abzuwarten. Dann können wir über die 200 000 Mann verfügen, welche vor Metz stehen; wir können sieben Armeen bilden, ganz Frankreich besetzen und auf eure Kosten leben. Paris rechnet auf die Provinz, und die Provinz rechnet auf Paris. Das ist ein doppelter Irrtum. Paris hat eine Armee, welche genügt, eine Festung zu verteidigen, aber nicht ins Feld rücken kann, weil sie weder Kavallerie noch Artillerie besitzt und mit einem Worte nicht organisirt ist. Was die Provinz betrifft, so wissen wir seit Orleans, was wir von der Loire-Armee zu halten haben: das sind nur Trümmer und Bruchstücke, welche nicht mehr zusammengefügt werden können. Die Departements klagen schon, daß das Land nicht befragt wird. Im Norden ist nur noch Lille für den Krieg; aber in der Gegend von Rouen und Havre, wohin wir Truppen geschickt haben, will die öffentliche Meinung von weiterem Widerstande nichts wissen. In mehreren Städten wird die Polizei von unseren Truppen und den Einwohnern gemeinschaftlich gehandhabt."

„Dann mögen Sie, Herr Graf, vielleicht auch in dem Umstande, daß die Stadt Versailles sich in Ihre Polizeimaßregeln fügt, ein Symptom von wankendem Patriotismus erblicken?"

„Durchaus nicht. Wenn eine vom Sieger besetzte Stadt mit diesem gemeinschaftlich die öffentliche Sicherheit schützt, die Diebe verhaftet u. s. w., so geschieht dies nur aus Humanität und Achtung vor den Gesetzen des gesellschaftlichen Lebens und hat mit dem Patriotismus nichts zu thun."

Neues Stillschweigen. Da Herr v. Bismarck dasselbe nicht brechen zu wollen schien, auch nicht Miene machte, die Unterredung aufzuheben, ergriff der Maire das Wort und sagte:

„Ich bin kein Diplomat und habe keinen Auftrag von irgendwem. Aber aus bloßem Menschlichkeitsgefühle möchte ich sagen, daß der Friede leicht herzustellen wäre, und ich glaube es beweisen zu können. Sie sagten, Herr Graf, daß Deutschland diesen Krieg nicht führe, um Eroberungen zu machen, sondern um sich den Frieden zu sichern. Und ich erkläre Ihnen, daß auch die französische Republik keine Eroberungsgelüste hat und zur Herstellung des Friedens in alles willigen wird, was mit ihrer Würde vereinbar ist. Erste Konsequenz also: keine Gebietsvergrößerung auf der einen oder der andern Seite, sondern der status quo ante bellum. Als Garantie für den Frieden verlange Deutschland die Schleifung der französischen und Frankreich die der deutschen Grenzfestungen! Wenn beide Teile darauf eingehen, ist die Ehre gerettet."

Herr v. Bismarck ließ den Maire ruhig aussprechen, dann sagte er:

„Aber das Verhältnis ist nicht für beide Teile dasselbe. Mit Ausnahme von 1792, wo es von dem allgemeinen Strome fortgerissen ward, hat Preußen niemals Frankreich angegriffen, während Frankreich uns unter Ludwig XIV., der Republik und den beiden Napoleon dreiundzwanzigmal mit Krieg überzogen hat. Auch unter der Restauration hätte es im Verein mit Rußland dasselbe gethan, wenn nicht die Julirevolution ausgebrochen wäre."

„Nun denn," entgegnete der Maire, „so mögen sich die beiden Nationen in einem Vertrage zu einer verhältnismäßigen Abrüstung verpflichten, und diesen Vertrag könnten sie bald ganz Europa aufzwingen. Das ist vielleicht für beide das einzige Mittel, ihre Wunden zu heilen."

„Aber mit wem soll über das alles verhandelt werden?" fragte Herr v. Bismarck.

„Da kommen wir auf die Frage des Waffenstillstandes. Wenn die Einschließung von Paris während der Wahlen bestehen geblieben wäre, würden Sie nicht den Pariser Deputirten die nötigen Passirscheine zur Reise nach Tours erteilt haben?"

„Wir hätten," erwiderte der Kanzler, „vorbehaltlich der militärischen Sicherheitsmaßregeln, überall die Vornahme der Wahlen erleichtert und würden den Deputirten die nötigen Passirscheine erteilt haben."

„Herr Graf," versetzte der Maire, „ich habe den lebhaftesten Wunsch, meinem Lande nützlich zu sein, ich möchte versuchen, die Regierung der Nationalverteidigung zu veranlassen, den von mir soeben vorgetragenen Ideen zuzu-

stimmen. Wenn Sie mir einen Passirschein nach Paris ausstellen lassen wollten, würde ich sogleich dorthin gehen."

„Das möchte ich Ihnen nicht raten. Friedensvorschläge, die von meiner Initiative herrührten, würden dort kein Gehör finden; man würde sie als einen Beweis ansehen, daß wir den Krieg nicht mehr fortsetzen wollen, und schon deshalb verwerfen. Versuchen Sie es nicht, in Ihrem eigenen Interesse."

„Herr Graf, ich bin Republikaner, und ein guter Republikaner stellt das allgemeine Interesse stets über sein persönliches."

„In diesem Sinne wäre auch ich ein Republikaner, nur erblicke ich eine wichtige Bürgschaft in einem erblichen Oberhaupt. Aber ich will Ihnen den Beweis liefern, daß Sie nicht durchdringen würden. Amerika ist das einzige Land, welches sich wirklich für Frankreich interessirt. Vier amerikanische Generale (die Herren Sheridan, Burnside u. s. w.) haben sich bei mir für den Frieden verwendet. Sie waren dann in Paris und nach ihrer Rückkehr sagten sie zu mir: ‚Es ist nichts zu machen. Mit Ausnahme von Trochu, welcher sagte: „Wir sind noch nicht genug geschlagen, um unterhandeln zu können" — will keiner von Frieden sprechen hören. Sie wollen nicht einmal das Land befragen. Das sind keine wahren Republikaner, das sind Narren oder Tyrannen.' Ich will Ihnen nicht wehe thun und wiederhole nicht alle Ausdrücke, welche die Amerikaner von Ihren Regierungsmännern gebraucht haben. Die werden es noch so weit bringen, daß Frankreich sich zerstückeln wird."

„Dann will ich freilich nicht nach Paris gehen," sagte der Maire.

Neue Pause. Der Maire kam, um anzudeuten, daß dieser Gegenstand gänzlich abgethan wäre, auf eine andere Angelegenheit zu sprechen.

„Ich freue mich indes, Ihnen ein doppeltes Beispiel dafür beibringen zu können, daß trotz der Heftigkeit des Kampfes die Humanität auf beiden Seiten noch nicht ihre Rechte verloren hat. Eben heute hat der Gemeinderat eine Belohnung von 50 Franken für einen preußischen Sergeanten (Namens König) votirt, der dieser Tage beim Löschen eines Brandes in Versailles den rühmlichsten Eifer an den Tag gelegt hatte. Kurz zuvor war ein preußischer Soldat, der aus Versehen von einem Wagen gefallen war und ein Bein gebrochen hatte, von einem Einwohner von Versailles (Namens Poidevin) aufgehoben und verbunden worden."

„Nun," sagte Herr v. Bismarck, „wenn dieser Poidevin in der Not ist, so geben sie ihm die 100 Franken, welche Sie uns als Indemnität schuldig sind, und die Sache wird damit erledigt sein." [1])

---

[1]) Am 26. Oktober erschien Graf Hatzfeldt auf der Mairie und sagte im Auftrage Bismarcks, die Stadt könne die 100 Franken dem Herrn Poidevin zahlen, die Quittung des letzteren sollte dem Kanzler zugestellt werden, damit sollte die der Stadt auferlegte Strafe ausgeglichen sein. Am folgenden 31. wurde der fragliche Betrag dem Herrn Poidevin übergeben.

Bei diesen Worten erhob sich Herr v. Bismarck und bot dem Maire die Hand. Dieser reichte ihm die seinige und sagte: „Aber immer nur Ihre Person, Herr Graf!"

Herr v. Bismarck sagte lachend:

„An den Vorposten reichen sich die feindlichen Soldaten oft die Hand."

„Ich wollte wohl Soldat sein," entgegnete der Maire, „dann wäre meine Stellung eine einfachere."

Und damit empfahl er sich von dem Kanzler.

Unterredung Bismarcks mit einem ehemaligen englischen Diplomaten.

Versailles, vor dem 20. Oktober 1870.

(Authentizität?)[1]

Herr v. Bismarck war an dem Tage, wo ich ihm begegnete, sehr guten Humors. Man weiß, daß er seine Tage hat und manchmal von einer Verschlossenheit ist, die nichts zu überwinden vermag. Manchmal aber auch ist er von einer Aufgeknöpftheit und einem Sichgehenlassen, die für die Diplomaten der alten Schule stets ein Rätsel waren.

„Meine Gesundheit? In Wahrheit habe ich mich niemals besser befunden, als seitdem ich gestorben bin . . ., so behaupten nämlich die französischen Blätter. Nun, was sagt man in London zu alledem?"

Ich: „Man beklagt auf das tiefste diesen Krieg aufs Messer zwischen zwei großen Völkern, die von der Natur dazu bestimmt sind, sich zu ergänzen und mit einander Hand in Hand zu gehen."

Bismarck: „Voltaire hat gesagt, daß er Deutschland liebe und nur eines an demselben auszusetzen habe, nämlich das, daß dort zu viele Deutsche seien. Ohne Voltaire zu sein, möchte ich sagen, daß Deutschland nur ein Unglück hat, nämlich das, nicht genug Franzosen zu besitzen. Es ist mir nicht unbekannt, daß es ein sehr ernsthaftes, gelehrtes Frankreich giebt hinter einem falschen Frankreich, welches sich unstät hin und her bewegt, heult und fortwährend auf

---

[1]) Die Unterredung wurde der in Bordeaux erscheinenden „Gironde" entnommen, die Quelle ist also jedenfalls etwas trübe. Wenn das Gespräch, wie mir scheint, erfunden ist, so ist es aber jedenfalls nicht ohne Originalität erfunden und verdient schon der Kuriosität halber deshalb die Aufnahme in die Sammlung. In Kohls Bismarck-Regesten findet sich dasselbe nicht erwähnt.

und ab schwankt, wie ein Pendel zwischen dem Vaudeville und dem Melodram. Wenn wir aber diesen Krieg haben, so ist es, weil Frankreich abgedankt hat. Das ist ein großes Unglück, sowohl für Frankreich als für uns und ganz Europa."

Ich: „Ja, aber das wahre Frankreich, Herr Graf, wird schließlich dies begreifen und durch die Anwendung der freien Institutionen sein Mißgeschick wieder wettmachen."

Bismarck: „Das walte Gott. Die Römer sagen von den Galliern, daß sie zwei Dinge vor allem andern verstehen: sich tapfer zu schlagen und gut zu reden. Und wie Sie sehen, haben die Nachkommen der Gallier nicht aus der Art geschlagen. Sie bewegen sich fortwährend hin und her zwischen dem Advokatentum und dem Militarismus."

Ich: „Militarismus? Aber Sie selbst sind ja . . ."

Bismarck: „Nein, nein. Das ist ein Irrtum. Wir sind ein bewaffnetes Volk, aber keine militärische Regierung. Uebrigens hat jeder hienieden seine eigene Aufgabe. Ihr Engländer macht den Fortschritt mit dem Konservatismus. In Spanien und Italien lärmt und tobt man und vernachlässigt alles. In Frankreich wird man bald müde, das Haus, welches man so schnell aufgebaut hat, zu bewohnen. Ob Palast oder Kaserne — man reißt es gleich wieder nieder, baut es wieder auf und demolirt es abermals. Was uns betrifft, so befinden wir uns noch bei den Fundamenten unseres Baues, und wir wollen es nicht leiden, daß man uns jeden Augenblick in der Arbeit stört, uns unsere Steinbrüche wegnimmt und unsere Maurer abwendig macht. Das ist die Erklärung für den Krieg, den wir führen. Wir müssen einen Frieden haben, der uns eine ruhige Zukunft sichert."

Ich: „Die konstituirende Versammlung wird wohl in der Lage sein, indem sie eine regelmäßige Regierung einsetzt, den Frieden bald zu unterzeichnen."

Bismarck: „Bald? . . . Davon wollen wir erst in Paris ernsthaft reden, wenn wir die Schlüssel von Metz und Straßburg in unserer Tasche haben."

Ich: „Was halten Sie von dieser konstituirenden Versammlung?"

Bismarck: „Sie kommt zu früh und zu spät."

Ich: „Wird sie schließlich den Frieden schließen?"

Bismarck: „Das hängt von dem gesunden Menschenverstande, dem Ernste und der Tiefe ihres Patriotismus ab. Schließt sie den Frieden nicht unter Bedingungen, wie die Existenz von Deutschland und Frankreich sie erheischt, so wird die Stunde der Republik schlagen, denn in diesem Augenblicke ist in Frankreich eine mächtige Partei in der Bildung begriffen, die Partei des Friedens, und zwischen dem Frieden, welcher die Ordnung bedeutet und der permanenten Invasion mit den Roten wird man nicht lange wählen."

Ich: „Mit wem aber werden Sie dann unterhandeln?"

Bismarck: „Mit den Repräsentanten dieser Partei.“

Ich: „Aber die Belagerung von Paris kann sich in die Länge ziehen, und während dieser Zeit wird man überall Armeen organisiren.“

Bismarck: „Möglich, und es wird ihnen weder an der Zahl, noch an Waffen, noch an dem Mute fehlen. Aber abgesehen von einigen auflösenden Elementen, die vorhanden sind und welche von den Umständen entwickelt werden, darf auch eines nicht vergessen werden, daß nämlich der letzte von unseren Soldaten weiß, daß er vor Paris seinen eigenen Herd verteidigt.“

Ich: „Das ist in der That ein schrecklicher Krieg.“

Bismarck: „Es ist mehr als ein Krieg. Es ist eine geschichtliche Phase, von der dies alles nur ein Ausdruck ist. Die alte europäische Gesellschaft ist im Begriffe zusammenzubrechen, und neue Brennpunkte der Zivilisation sind in der Bildung begriffen. Unglücklicherweise bedarf es hierzu der Gewalt des Krieges, denn alles Gebären ist in dieser Welt ein Kampf.“

Ich: „Aber auf welcher Grundlage werden diese neuen Gesellschaften sich erheben?“

Bismarck: „Auf der Freiheit, die daselbst auf dem Größten und Wahrsten, auf dem Gewissen der Menschheit beruht, auf dem Rechts- und auf dem Pflichtbewußtsein.“

Ich: „Hat denn die französische Revolution nicht eine neue Aera eröffnet, indem sie die Erklärung der Menschenrechte erließ?“

Bismarck: „Nein, denn sie hat die Erklärung der Pflichten des Menschen unterlassen. Die Freiheit ist nicht ein Thema für politische Metaphysik oder für Straßengesänge. Sie ist eine Göttin, welche keine Menschenopfer verlangt. Sie ist mehr bürgerlich als volkstümlich, mehr aristokratisch als bürgerlich. Sie ist sittenstreng, arbeitsam, fordert viel Tugend, scheut den Lärm und verlangt zum Leben die Verschlossenheit des Geistes und der Seele und nicht den öffentlichen Platz und das Wirtshaus. Eine neue Religion bedarf neuer Völker. Ein einfacher Glaube erfordert Herzen, so einfach wie dieser Glaube. Wenn Sie derlei um sich her sehen, dann reden wir nicht weiter. Aber verzeihen Sie, ich muß Sie verlassen. Ich habe nur gesprochen, geträumt vielleicht, und ich bin der Mann der Thatsachen.“

Unterredungen Bismarcks mit Thiers über den Abschluß eines Waffenstillstands mit Frankreich.[1])

Versailles, 30. Oktober, 1., 2., 3., 4. und 6. November 1870.

30. Oktober 1870: Erste Unterredung Bismarcks mit Thiers, betreffend dessen Reise nach Paris.[2])

a. Nach der Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense etc., Bd. I 23. (Déposition de M. Thiers.)

Der französische Staatsmann wird von Bismarck, welcher Thiers seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte, in liebenswürdiger Weise empfangen, und alsbald darüber aufgeklärt, weshalb der Bundeskanzler Wert darauf legte, daß Thiers Paris auf dem Wege über Versailles betrete.

„Auf allen übrigen Punkten ist es fast unmöglich, die Vorposten zu überschreiten. Selbst über Versailles und Sèvres ist es nicht leicht. Jeder Brief kostet mich einen Mann; das ist zu teuer; ich werde nicht mehr schreiben. Aber ich habe tapfere junge Leute, welche die Schüsse der Vorposten nicht fürchten und alles thun werden, um Sie vor den Gefahren des Ueberganges zu beschützen. Kommen Sie so bald wie möglich wieder zurück, aber ich glaube, daß es erst nach mehreren Tagen geschehen wird. Meine jungen Leute werden Sie am Ufer der Seine erwarten, und beim ersten Signal werden sie erscheinen, um Sie in Empfang zu nehmen und wieder hierher zu führen.“

Bismarck teilte Tiers zu gleicher Zeit die Nachricht mit, daß Metz sich übergeben habe, was Thiers zwar vermutete, ohne aber Genaueres darüber zu wissen.

b. Nach der Enquête parlamentaire sur l'insurrection du 18 mars 1871, Bd. II S. 5 gleichfalls Déposition de M. Thiers.

Thiers hatte eine sehr beschwerliche Reise. Es wurde um Orleans mit großer Erbitterung gekämpft, es gab keine Eisenbahnverbindungen, keine Postpferde mehr. Man spannte Geschütze ab und spannte Artilleriepferde vor seinen Wagen, so traf er in Versailles ein.

---

[1]) Die von mir mitgeteilten Quellen ergänzen den bereits in das Deutsche übertragenen Generalbericht von Thiers über seine Unterredungen mit Bismarck. (Note des Herrn Thiers über die von ihm zu Versailles geführten Verhandlungen vom 8. November 1870.) Archiv des Norddeutschen Bundes, Bd. V S. 397.

[2]) Kohl citirt das Datum dieser Unterredung, erwähnt aber nicht die obigen Quellen. Nach den Aufzeichnungen des badischen Ministers v. Freydorf (Deutsche Revue Jahrgang VIII Bd. 4 S. 286) empfing Bismarck Thiers „noch ungewaschen“. Thiers spricht in seiner Note vom 8. November 1870 von „Sonnabend morgen den 30. Oktober“; der 30. war aber Sonntag.

Er fand daselbst Bismarck, der ihn erwartete, und sagte zu ihm: „Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich Ihnen nichts zu sagen habe."

Bismarck erwiderte: „Ich gebe Ihnen zwei Offiziere, welche Ihnen vorangehen werden, und wenn Ihnen ein Unglück passiren sollte, denn jeder Brief kostet mir einen Menschen, so würden Sie nicht von der Hand der Deutschen sterben."

Thiers und seine Begleiter kamen bei den Vorposten an. Es wurde hier so anhaltend geschossen, daß es für die Parlamentäre nicht leicht war, sich verständlich zu machen. Sie fanden am Ufer der Seine zwei kleine Boote.

Bismarck hatte Thiers, als er letzteren den Offizieren übergab, gesagt: „Diese Herren werden zu Ihrer Verfügung stehen. Ich glaube, daß Sie viele Tage brauchen werden, bevor Sie die regierenden Männer überzeugen, aber die mit Ihrer Begleitung beauftragten Offiziere werden da sein und Sie erwarten, bis Sie wieder herauskommen können und ihnen das Zeichen dazu geben, Sie wieder abzuholen."

Thiers fuhr über die Seine. Zu den Offizieren sagte er: „Erwarten Sie mich täglich um 4 Uhr. Um diese Zeit werde ich versuchen, aus Paris herauszukommen, wenn ich Vollmachten dazu habe, mich in das deutsche Generalquartier zu begeben."

1. und 2. November 1870: Zweite und dritte Unterredung Bismarcks mit Thiers über den Abschluß eines Waffenstillstands.[1])

a. Nach der Enquête parlamentaire sur l'insurrection du 18 mars 1871, Bd. II. S. 6. (Déposition de M. Thiers.)

Am 31. Oktober 2 Uhr nachmittags verließ Thiers bereits wieder Paris und begab sich unter Bedeckung einer berittenen Truppenabteilung an das Seine-Ufer zu der Stelle, wohin die Offiziere zum Zusammentreffen bestellt waren. Er langte daselbst um 4 Uhr an. Sowie das Zeichen gegeben war, beim ersten Trompetenton erschienen die Offiziere. Thiers stieg in das Boot, das zur Ueberfahrt diente, und einige Augenblicke später war er in Versailles. Bismarck war sehr verwundert. Er schickte einen seiner Offiziere zu Thiers und ließ ihn dazu beglückwünschen, daß er so schnell und mit so wenig Gefahr die Reise überstanden habe.

Im Laufe der nunmehr am 1. November 1870 vormittags 11 Uhr wiedereröffneten Verhandlungen verlangte Thiers Lebensmittel für ungefähr einen Monat. Graf Bismarck erwiderte ihm: „Sie stellen eine etwas übertriebene

---

[1]) Kohl citirt in den Bismarck-Regesten die an beiden Tagen stattgefundenen Unterredungen, aber nicht die sub a, b und c citirten Quellenwerke.

Forderung; man ist in Paris auf halber Ration, und Sie verlangen auf einen Monat ganze Ration. Ich bin indessen bereit, das zu bewilligen; der König würde zustimmen, aber die Militärs betrachten den Waffenstillstand als unvorteilhaft für uns. Sie verlangen mehr, als Sie zu erreichen hoffen, und ohne Zweifel haben Sie mir Ihr letztes Wort noch nicht gesagt."

Thiers entgegnete: „Nein, bezüglich der Mengen ist das nicht mein letztes Wort."

„Nun wohl!" sagte der preußische Minister, „setzen Sie ein Schriftstück auf, damit wir über etwas Bestimmtes sprechen können."

Thiers setzte das Schriftstück auf und übergab es dem preußischen Minister. Der letztere bemängelte nur die verlangten Mengen an Lebensmitteln, indem er durchblicken ließ, daß man sich über diesen Punkt verständigen werde.

Die Fortsetzung der Verhandlungen wurde auf den folgenden Tag verschoben.[1])

b. Nach der Enquête parlamentaire sur la actes de Gouvernement de la défense nationale, Bd. I S. 25 (gleichfalls Déposition de M. Thiers).

Thiers hatte den Eindruck, daß Preußen nach der Lage der Verhältnisse geneigt sei, einen Waffenstillstand abzuschließen. Vier volle Tage dauerten die Verhandlungen über die verschiedenen durch die Situation geschaffenen Fragen zwischen Thiers und Bismarck. Der Tag wurde zur Erledigung der grundsätzlichen und formellen Schwierigkeiten benutzt; des Abends und selbst einen Teil der Nacht wurden die Ereignisse dieses Krieges besprochen. Thiers konnte sich bei dieser Gelegenheit davon überzeugen, welches Mitgefühl die gefallene französische Dynastie am preußischen Hofe erregte.

Nach vier Tagen war alles bereit; die Fassung stand fest; es galt nur noch einen Punkt, freilich einen schwierigen, zu regeln, die Verproviantirung von Paris. Im Prinzip war dieselbe weder streitig noch wurde sie bestritten, wohl aber der Umfang derselben. Indessen hatte sich Thiers genügend Spielraum gewahrt, um nachzugeben und ein annehmbares Abkommen zu erreichen.

---

[1]) Es ist nur menschlich, daß Thiers sich alle Mühe gab, Bismarck einen möglichst günstigen Eindruck von den Ergebnissen seiner Rundreise bei den Höfen von London, Wien, Petersburg und Turin zurückzulassen. Namentlich machte Thiers Bismarck glauben, daß er von „seinem Freunde", dem Fürsten Gortschakoff, zahlreiche Beweise der Teilnahme empfangen hätte, und daß, wenn Deutschland auf seinem Siegeszuge durch Frankreich nicht anhielte, Rußland sich endlich erzürnen könnte. Auf dieses Wort erhob sich Herr v. Bismarck und schellte: „Man bringe mir die Mappe mit den russischen Papieren!" Ein Karton wird herbeigebracht. „Lesen Sie, da haben Sie dreißig Briefe, die mir aus Petersburg zugegangen sind!" Herr Thiers las und gab jede weitere Vorstellung auf. (Vossische Ztg. Nr. 265 vom 22. Oktober 1879, M.-Ausg.)

c. Nach einem Briefe des Grafen E. de Kératry an den Grafen d'Hérisson (La légende de Metz).

Aeußerung Bismarcks gegenüber Thiers: „Was können wir erstens mit einer Regierung, mit einem Volke anfangen, das ohne Untersuchung, ohne Beweise seinen ersten Feldherrn durch den Kot schleift? Ja, Bazaine konnte aus Metz herauskommen. Aber nur drei Stunden lang. Das war am Morgen des 26. August, als er sich thatsächlich in Bewegung setzte. Damals konnten unsre Linien durchbrochen werden. Wir hatten einen Teil unserer Reiterei absitzen lassen müssen, um eine vollständige Einschließungslinie darzustellen. Der Regen fiel in Strömen. Die französischen Heersäulen bewegten sich unlustig vorwärts. Bazaine gebot ihnen Halt. Allein mittags war es schon zu spät. Unsere Reserven waren eingetroffen, und von da an konnte man nicht mehr durch unsere Linien durchkommen."

3., 4. und 6. November 1870: Fünfte, sechste und siebente Unterredung zwischen Bismarck und Thiers über den Abschluß eines Waffenstillstands.

a. Nach der Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale, Bd. I S. 26 ff.[1]) (Déposition de M. Thiers).

Thiers trifft Bismarck unruhig, verstimmt, lebhaft erregt. „Haben Sie Nachrichten aus Paris?" fragte letzterer.

„Keine."

„Nun wohl, eine Revolution hat stattgefunden und hat alles verändert."

Thiers war, da er den Zustand, in welchem er die Hauptstadt vier Tage vorher verlassen hatte, kannte, nicht gänzlich davon überrascht, wollte aber nicht daran glauben.

„Ein Versuch wird stattgefunden haben," sagte er zu Bismarck, „aber er wird unterdrückt worden sein; die Nationalgarde würde nicht dulden, daß die Anarchie triumphire."

„Ich weiß nichts davon," erwiderte Bismarck und las Thiers eine Menge Berichte der Vorposten, einer immer konfuser und verwirrter wie der andere, vor. Was Thiers frappirte, war, daß Bismarck selbst über den Vorgang erregt und traurig war. Letzterer wünschte in diesem Augenblick den Frieden und verhehlte nicht, daß alle diese Ereignisse die Aussicht auf Abschluß eines solchen verringerten.

Bismarck fragte darauf Thiers, ob er genau erfahren könne, was in Paris vorgegangen sei. Letzterer hatte zwei tüchtige und mutige Legationssekretäre, die Herren Paul de Rémusat und Cochery, bei sich und bot an, einen von ihnen nach Paris zur Einholung von Nachrichten zu entsenden. Bismarck gab

[1]) Kohl erwähnt in den Bismarck-Regesten das Datum der Unterredungen, kennt aber die oben sub a und b erwähnten Quellen nicht.

zur Begleitung des Herrn Cochery (diesen seiner beiden Sekretäre hatte Thiers zuerst angetroffen) Offiziere mit, und man wartete auf dessen Rückkehr, um die neue Situation beurteilen zu können.

Thiers sah Bismarck mehrere Male an diesem Tage. Ein neuer Umstand war eingetreten, welcher die Sache um vieles verschlimmerte: die in Tours veröffentlichte Proklamation, betreffend die Uebergabe von Metz. Die Heftigkeit, mit welcher die wirklichen oder vermutlichen Urheber der Kapitulation beurteilt wurden, hatte jeden in Versailles im höchsten Grade aufgebracht.

„Der König wollte den Frieden,“ sagte Bismarck zu Thiers, „und er war zu einem Waffenstillstande in der Hoffnung geneigt, daß die Leidenschaften der Kriegspartei sich beruhigen würden; er widerstand der Kriegspartei in Preußen; denn ich will Ihnen nicht verschweigen, unsere Militärs sind gegen den Waffenstillstand. Sie sagen, der Waffenstillstand werde Ihren Widerstand verlängern, und man müsse sogleich den Frieden zum Abschluß bringen oder Paris aufs äußerste angreifen. Nun wohl, diese neue Umwälzung in Paris, diese in Tours geführte Sprache entmutigen alle diejenigen, welche eine Beruhigung der Leidenschaften erhofften; dieser neue Ausbruch Ihrer Leidenschaften erweckt die unsrigen wieder, und während ich gestern ganz vertrauensvoll war, bin ich es heute um vieles weniger.“

Bismarck hatte die Wahrheit gesagt. Thiers kannte mehrere in Versailles anwesende Diplomaten und deutsche Fürsten, und alle Nachrichten, die er sammeln konnte, bestätigten ihm, daß vieles sich in vierundzwanzig Stunden geändert hatte.

Während der Nacht kehrte Cochery nach Ueberwindung großer Gefahren zurück. Thiers erfuhr von demselben, daß am 31., am Tage seiner Abreise aus Paris, eine Revolution versucht, daß dieselbe zwar unterdrückt worden war, daß aber nichtsdestoweniger die halb besiegten Anarchisten, unwissentlich von den ehrenhaften Leuten, deren irregeleiteter Patriotismus durch die Ereignisse von Metz überreizt war, unterstützt, Paris vollständig beherrschten.

Thiers suchte Bismarck von neuem auf. Er teilte dem letzteren nicht alles, was er erfahren, mit; Bismarck war ebenso gut wie Thiers unterrichtet; letzterer war überzeugt, daß, wenn er die Annahme dessen, was Bismarck den ersten Band des Friedens nannte, das heißt den Waffenstillstand, erreiche, er beim besten Willen von der Welt nicht die Annahme des zweiten durchsetzen werde.

„Ach,“ sagte Bismarck, „wenn ich glaubte, daß der Herausgeber den zweiten Band herausbringen würde, würde ich Ihnen gern bei der Herausgabe des ersten behilflich sein.“ Dann teilte Bismarck als Bedingung des Waffenstillstandes mit: entweder keine Einführung von Lebensmitteln oder Uebergabe eines Forts. — Thiers war nicht ermächtigt, auf eine solche Bedingung einzugehen; er mußte deshalb die Verhandlungen abbrechen.

Thiers war aufs tiefste betrübt, denn er war nach dem, was er in Paris und Versailles gesehen hatte, überzeugt, daß man nur die Leiden des Krieges verlängern und die Friedensbedingungen noch schwerer machen werde; es brach ihm das Herz, er sah noch größeres Unglück voraus, als Frankreich schon jetzt niederdrückte. Er würde niemals daran gedacht haben, sich auf einen Waffenstillstand einzulassen, ohne sich mit den endgültigen Friedensbedingungen zu beschäftigen; er hatte unwillkürlich die Empfindung, sich zu fragen, ob der Augenblick nicht gekommen sei, Mut zu fassen und auf der Stelle diesen grausamen, wenn man zögerte, aber noch viel grausameren Frieden abzuschließen; er gedachte, sogleich dieser schmerzlichen und zugleich patriotischen Aufgabe sich zu widmen.

Thiers und Bismarck sahen einander an und fragten sich fast gleichzeitig, ob der Friede nicht auf der Stelle möglich sei. Sie verhandelten die Nacht miteinander, und Thiers erhielt die Gewißheit, daß damals ein Frieden möglich war, der zwar schmerzlich, aber nicht so schmerzlich gewesen wäre wie derjenige, den man später hat annehmen müssen. Thiers entschloß sich, sofort selbst nach Paris zu gehen und die Annahme eines solchen Friedens zu versuchen.

Bismarck riet ihm ab, selbst nach Paris zu gehen, denn er würde aus den Händen der Wütenden, welche Paris beherrschten, nicht wieder herauskommen. Thiers hielt diese Gefahren, obgleich vorhanden, doch für übertrieben; er sagte aber zu Bismarck, wenn er nicht selbst nach Paris gehe, werde er nichts erreichen. Thiers faßte den Entschluß, den Mitgliedern der Regierung an einem Orte, den sie auswählen möchten, ein Rendezvous zu geben, um ihre Ansicht über eine Frage, welche das Heil des Vaterlandes bilde, zu vernehmen.

Er entsandte Herrn Cochery, welchem es schon einmal gelungen war, nach Paris hineinzukommen, und verabredete mit demselben ein Zusammentreffen an der Brücke von Sèvres. Am folgenden Tage fand Thiers sich dort ein und wurde in ein verlassenes und von Geschossen verwüstetes Haus im Boulogner Gehölz geführt. Er traf daselbst nur Jules Favre und den General Ducrot an. Der erstere legte dar, daß es in diesem Augenblick unmöglich sei, die Pariser Bevölkerung zu einem vernünftigen Entschluß zu bringen. Er würdigte den Vorschlag von Thiers vollkommen, er fand ihn unter den vorliegenden unglücklichen Verhältnissen weise, annehmbar; aber augenscheinlich beherrschte die Kommune von Paris schon die Situation, obgleich sie die faktische Regierung der Hauptstadt noch nicht in Händen hatte.

Thiers verabschiedete sich gebrochenen Herzens von Jules Favre und kehrte nach Versailles zurück, wo er eine endgültige Depesche der Regierung der Nationalverteidigung wegen Abbruchs dieser ganz nutzlos gewordenen Verhandlungen erwartete. Er verließ den Kanzler in großer Betrübnis über die Fortsetzung

des Kampfes und begab sich nach Tours, um dort über seine Sendung Bericht zu erstatten.[1])

b. Nach der Enquête parlamentaire sur l'insurrection du 18 mars 1871, Bd. II S 6 (gleichfalls Déposition de M. Thiers).[2])

Thiers fand bei Fortsetzung seiner Verhandlungen mit Bismarck den letzteren in sehr erregtem Zustande. Bismarck sprach Thiers mit den Worten an:

„Haben Sie Nachrichten aus Paris. Es hat in Paris eine Revolution gegeben."

„O," erwiderte Thiers, „das ist nicht möglich; es können Unruhen stattgefunden haben, aber die Nationalgarde wird sie sicher unterdrückt haben."

„Dieser Zwischenfall," fuhr Bismarck fort, „kommt sehr ungelegen; der König hofft nicht mehr auf Verständigung; man versichert, daß die Regierung der Verteidigung gestürzt worden ist."

„In diesem Falle," sagte Thiers, „habe ich keine Vollmachten mehr, und es bleibt mir nur übrig, mich zurückzuziehen. Bevor ich jedoch einen Entschluß fasse, ist es nötig, zu erfahren, was an der Sache ist. Ich kann einen meiner Sekretäre nach Paris schicken; lassen Sie ihn durch die mit mir gekommenen Offiziere begleiten."

Dieser Vorschlag wurde angenommen. Der Sekretär reiste ab; die Offiziere, welche ihn begleiteten, waren nicht mehr dieselben; man löste dieselben täglich ab. Aber es waren wie vorher junge, sehr distinguirte, sehr höfliche Leute. Thiers wartete bis Mitternacht. Um Mitternacht traf der Sekretär wieder ein; er brachte Zeitungen, erzählte die Ereignisse, die am selben Tage, wo Thiers aus Paris abgereist war, das heißt am 31. Oktober, sich zugetragen hatten. Man hatte die Bewegung unterdrückt, die Regierung war Herrin geblieben, aber die Lage war gänzlich geändert, Thiers begriff, daß er nicht dieselben Bedingungen würde erlangen können.

Thiers fragte den Kanzler, wie er darüber dächte.

„Was ich darüber denke," sagte der letztere, „ist, daß der König zu einem Waffenstillstand trotz der Militärs geneigt war, in der Hoffnung, daß dies ein Mittel zur Beruhigung der Leidenschaften sein würde; jetzt aber hat sich seine Meinung gänzlich geändert. Er hat mir gesagt:[3]) ‚Sie sehen, ich wollte ein

---

[1]) Vgl. aus der Enquête parlamentaire sur les actes de Gouvernement de la défense nationale noch Bd. I S. 300—303, 337, 394, 395, 407—409, 469, 520, Bd. II S. 3, 4, 9, 10, Bd. III S. 94 und 95.

[2]) Von dieser Quelle gilt das in der vorletzten Note Gesagte.

[3]) Jules Favre hält es für möglich, daß Bismarck den Pariser Aufstand vom 31. Oktober nur als einen Vorwand nahm, daß er aber thatsächlich nach dem Falle von Metz bessere Bedingungen erzielen zu können glaubte. Vgl. Enquête parlamentaire sur l'insurrection du 18 mars, tome II, p. 50.

sehr großes Opfer bringen, ich wollte auf dreißig Tage Lebensmittel, welche vielleicht in Wirklichkeit den Belagerten zwei Monate Unterhalt gewährt hätten, zugestehen; und dieses Opfer wäre unnütz gewesen; der Friede wäre in zwei Monaten nicht leichter geschlossen worden als jetzt.'"

Thiers und Bismarck kamen dann auf die Idee zu sprechen, daß der Friede leichter zu schließen sein möchte als ein Waffenstillstand. Sie erörterten sehr lange die möglichen Bedingungen eines solchen. Thiers schlug vor, nach Paris zurückzukehren, um mit der Regierung über den Frieden selbst zu verhandeln. Graf Bismarck sagte:

„Man darf Ihnen nicht verheimlichen, daß es für Sie sehr gefährlich ist, nach Paris während der dort herrschenden Aufregung zurückzukehren."

In der That klagte man Thiers in Paris an, daß er der Regierung zu einem Akt ausnehmender Schwäche riete. Er nahm hierauf keine Rücksicht und entschloß sich, wieder nach Paris zu gehen.

Es wurde nun von Thiers mit gewissen Mitgliedern der Regierung eine Zusammenkunft in einem kleinen, verfallenen Posten mitten im Boulogner Gehölz verabredet.

Dort wurde es Thiers klar, daß der Frieden unmöglich war, und daß der 31. Oktober die Lage besonders erschwert hatte.

Thiers kehrte aus Paris zurück und begab sich nach Versailles; er teilte Bismarck mit, was vorgegangen war.

Bismarck bedauerte dies sehr. „Je nun," sagte Bismarck, „dieser unglückliche 31. Oktober hat alles verdorben. Diese Belagerung wird, Sie werden sehen, mit schrecklichen Scenen endigen."

Thiers entgegnete, daß er mit tiefem Schmerz abreise.[1])

c. Nach dem Referat des Generals Trochu in der Enquête parlamentaire sur l'insurrection du 18 mars, Bd. III, S. 13.

Nachts hatte Bismarck Thiers rufen lassen und demselben gesagt:

„Mein Herr, ich bin sehr betrübt, aber unsere Lage hat sich vollständig geändert, weil die Regierung, welche Ihnen Ihre Vollmachten erteilt hat, nicht mehr existirt. Ich habe aus Paris folgende Nachrichten erhalten: eine aufständische Regierung hat sich im Stadthause installirt; der Gouverneur von Paris befindet sich im Gefängnis. Infolgedessen haben Sie keinen amtlichen Charakter mehr, die Verhandlungen sind natürlich abgebrochen."

„Mein Herr," entgegnete Thiers, „das versetzt mich aufs höchste in Erstaunen. Ich kann es nicht glauben; die Nationalgarde von Paris ist in Wirklichkeit von einem vortrefflichen Geiste beseelt; sie hat auf einen Augenblick überrascht werden können, aber es wird nicht lange dauern, bis sie wieder die

[1]) Vgl. über die betr. Verhandlungen zwischen Bismarck und Thiers noch Hérissons Tagebuch und Ducrot, La défense de Paris, Bd. II, S. 72.

Oberhand hat. Ich ersuche Sie, jemand zu entsenden, um genau zu erfahren, was in Paris vorgeht."

Vor der Rückreise von Thiers nach Paris ermächtigte Bismarck denselben noch zu folgender Eröffnung.

„Preußen will Ihnen die Maßnahmen zur Ausführung der Wahlen ohne Waffenstillstand erleichtern, das heißt, es wird der Regierung der Nationalverteidigung die Möglichkeit gewähren, nach außenhin in Beziehungen zu treten und Agenten in die Provinz zu schicken. Der Krieg, die Belagerung, alle militärischen Operationen gehen weiter; aber Sie können, wenn Sie wollen, Wahlen vornehmen und eine Nationalversammlung an einem von Ihnen zu bezeichnenden Orte, im Süden oder anderwärts abhalten. Dies ist der Vorschlag, den wir Ihnen machen." [1])

Unterredung Bismarcks mit Russell, betreffend die Entschädigungspflicht für weggenommene englische Schiffe.

Versailles, 8. Januar 1871.

Nach Russells Bericht vom 8. Januar 1871, Staatsarchiv Bd. 21, Nr. 4500, S. 94.

Lord Odo Russell besucht den Grafen Bismarck und bespricht mit ihm von neuem die Frage der von den Preußen bei Duclair beschossenen und versenkten sechs englischen Kohlenschiffe. Graf Bismarck erklärte, daß er bisher einen ausführlichen Bericht über den Vorgang noch nicht erhalten habe; er fände aber, daß die Juristen der Meinung seien, ein Kriegführender hätte zu seiner Selbstverteidigung das volle Recht, neutrale Schiffe in Flüssen und inländischen Gewässern des anderen kriegführenden Teiles wegzunehmen, und die Entschädigung der Eigentümer liege der unterlegenen Macht, nicht dem Sieger ob. Wenn Kriegführende, welche das feindliche Land besetzen, Ausländern und Neutralen das Recht auf Entschädigung für das in dem occupirten Staate vernichtete Eigentum zugeständen, würden sie neuen und unzuverlässigen Grundsätzen im Kriegsrechte die Thür öffnen. Von Neutralen, welche Eigentum in Frankreich besitzen, würden bei ihm täglich Entschädigungsansprüche erhoben, welche er nicht anerkennen könne. Er schätze indessen die Freundschaft und den guten Willen Englands zu hoch, als daß er diese Auslegung des Gesetzes im gegenwärtigen Falle anwenden würde, und gebe einer solchen den Vorzug, welche den Wünschen Ihrer Majestät Regierung entspreche und dem englischen Volke volle Genugthuung verschaffe. Er bedauerte die Behandlung, welche die Kapitäne und Mannschaften der Kohlenschiffe den Berichten zufolge, die er darüber in den Zeitungen

---

[1]) Eine Paralelle zwischen Thiers und Bismarck findet sich in der „Post" Nr. 213, Jahrgang 1879. Vgl. auch die Schrift: M. Thiers à Versailles. L'armistice. Documents officiels publiés par Georges d'Heylli. Paris 1871.

gelesen, erlitten hätten, und bat Lord Odo Russell, er möge unter dem Ausdruck tiefen Bedauerns Lord Granville versichern, daß, wenn die Berichte der preußischen Behörden eingegangen wären, er die Genehmigung des Königs dazu einholen werde, den Schiffseigentümern und anderen Beteiligten eine Entschädigung zu zahlen, welche Lord Granville als angemessen bezeichnen würde.

Unterredungen Bismarcks mit Jules Favre, betreffend die Kapitulation von Paris und den Friedensabschluß.

Versailles, 23., 24., 25., 26., 27., 28., 29., 30., 31. Januar und 1. Februar 1871.

1. Nach dem Referat von Jules Favre in der Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale, Bd. I S. 341 ff u. 363 ff.

Jules Favre sendet einen Offizier zu Bismarck behufs Einleitung der Waffenstillstandsverhandlungen, nachdem er tags vorher (22. Januar 1871) von Pelletier, dem die öffentlichen Lebensmittel in Paris unterstanden, die Mitteilung empfangen hatte, daß derselbe von Dienstag ab in Paris für kein Brot mehr stehen könne. Jules Favres Ordonnanzoffizier brach bei Tagesanbruch auf mit einem Billet Favres, worin derselbe um eine Unterredung bat, ohne die Gründe derselben zu erwähnen; er ließ während des ganzen Tages Favre keine Nachrichten zukommen; um fünf abends kehrte derselbe zurück und sagte zu Favre: „Herr v. Bismarck wird Sie empfangen; er erwartet Sie erst morgen, weil am Abend vielleicht noch einige Schwierigkeiten zu beseitigen sind.“ An demselben Abend noch bestieg Favre einen Wagen; man ließ ihn auf abgelegenen Wegen passiren, weil die Bevölkerung, welche von einer Kapitulation hatte sprechen hören, ihm an den Hals wollte. Er kam nach ziemlichen Schwierigkeiten um 8 Uhr abends in Versailles an und trat in den kleinen Salon des Herrn v. Bismarck ein. Seine Aufgabe war ihm gegeben; er wußte, daß Widerstand unmöglich war; man hatte in Paris nur noch bis zum nächsten Sonntag Brot. Er beabsichtigte, vor allem Frankreich die Souveränität, das heißt, die Befugnis zu erhalten, eine Nationalversammlung berufen zu dürfen, damit letztere Herrin der Geschicke Frankreichs werde.

Die Verhandlungen waren sehr schwierig; Favre sagte zu Bismarck: „Sie wollen diese Bedingungen nicht, wohlan! so werden wir uns schlagen; ich gebe zu, daß Sie Sieger bleiben werden; nun wohl! Sie werden in Paris einrücken, Sie werden mit Frankreich machen, was Sie wollen, und Sie werden sehen, daß dasselbe Ihnen noch viel zu schaffen machen wird.“ Als Favre bei Herrn v. Bismarck ankam, war der französische Unterhändler sehr besorgt; er bemerkte zu Bismarck, die Franzosen hätten soeben eine Schlacht geliefert, in welcher sie einen gewissen Erfolg errungen hätten; die

Preußen hätten trotz ihres lebhaften Angriffes die französischen Linien nicht forcirt und seien in die ihrigen zurückgekehrt. Das war die Wahrheit.

Favre sagte zu Bismarck: „Wir sind in der Lage, von neuem anzufangen; als Beweis dafür kann ich Ihnen mitteilen: General Trochu glaubte sehr richtigerweise sich auf die Verteidigung beschränken zu müssen. Die Pariser Bevölkerung ist hierüber so erbittert gewesen, daß gestern ein Aufstand stattgefunden und der General Trochu seine Entlassung genommen hat; deshalb ist es, wenn Sie eine weitere Schlacht vermeiden wollen, nötig, daß wir unterhandeln. Die Lage ist schwierig, das erkenne ich an; wenn Sie unterhandeln wollen, so will ich Ihnen die Bedingungen mitteilen."

Favre war über den Stand der französischen Armeen außerhalb Paris vollkommen ohne Kenntnis; man hatte nur unvollständige Berichte erhalten; er wußte wohl, daß General Chanzy und auch General Faidherbe geschlagen worden waren; er glaubte aber, daß die Armee Bourbakis siegreich wäre; das ging aus Depeschen, welche er erhalten hatte, hervor. Er wußte also wohl, daß der Widerstand für Paris unmöglich war, nicht aber, was in der Provinz passiren konnte.

Bismarck erwiderte: „Sie kommen zu spät; es wird mir nur die Auswahl schwer, mit wem ich verhandeln soll: der Kaiser, der Prinz Napoleon und die Regentin setzen mir zu. Ich habe mit dem Kaiser unterhandelt und glaube, diese Kombination ist sehr gut."

Favre entgegnete: „Was Sie mir die Ehre erweisen zu sagen, ist doch nicht ernsthaft gemeint?"

„Ich bin sicher, das Kaiserreich wieder herzustellen," versetzte Bismarck, „wir haben 100 000 Gefangene, welche den Kaiser zurückzuführen wünschen; wir werden in Paris einrücken, und seien Sie versichert, daß man sehr glücklich darüber sein wird, mit ihm den Frieden abzuschließen."

Bismarck kam auf andere Kombinationen zu sprechen und fragte Favre, ob er diejenige einer Zusammenberufung des Corps législatif unterstützen würde. „Uns ist die Regierungsform gleichgültig," fuhr der Kanzler fort, „aber wir suchen die Autorität, welche uns am meisten Sicherheit für den Abschluß des Friedens bietet, und wir finden dieselbe bei dem Kaiser, welcher von der großen Mehrheit der Nation erwählt worden ist. Finden wir diese Autorität nicht beim Kaiser, so werden wir sie bei dem gesetzgebenden Körper finden, welcher den Willen des Volks darstellt."

Auf Favres Bemerkung, daß der gesetzgebende Körper unmöglich sei, versetzte Bismarck: „Sie irren sich, es gibt eine Kommission des gesetzgebenden Körpers und ich stehe zu derselben in Beziehungen."

Bismarck nannte den Namen einer Persönlichkeit und fragte Favre nach seiner Meinung über letztere. „Ich frage Sie als Advokaten um Rat," sagte er. „Nun wohl!" erwiderte Favre, „als Advokat werde ich Ihnen sagen,

daß jene Person sehr ehrenwert ist; aber ich glaube nicht, daß dieselbe in solchen Beziehungen zu Ihnen steht, und wenn jener Mann übrigens im patriotischen Interesse an etwas dergleichen gedacht hat, ich meinerseits würde mich dagegen aussprechen. Verständigen Sie sich mit dem Kaiser und dem gesetzgebenden Körper. Ich repräsentire meinerseits lediglich Paris; wenn wir geschlagen sind, werden Sie in Paris einrücken und können dann thun, was Sie wollen."

Diese Verhandlungen währten fünf Tage. Bismarck verlangte anfangs die ganze Pariser Garnison, Favre widersprach dieser Forderung. Ersterer wies mit großer Loyalität auf die Gefahr hin, welche Favre dabei laufe. Letzterer sagte darauf: „Ich verhandle nicht mit Ihnen, wenn Sie nicht zugestehen, daß die Garnison nicht nach Deutschland zu gehen braucht."

„Ich mache Ihnen kein großes Zugeständnis," antwortete Bismarck, „denn wir haben schon viel Gefangene."

Große Mühe kostete es Favre, durchzusetzen, daß die französischen Truppen kein Lager beziehen sollten. Bismarck und Moltke wollten zwei Lager festsetzen, eins zu Gennevilliers, das andere zu Saint-Maur; die Offiziere sollten in einem dritten Lager ohne Waffen und getrennt von den Soldaten internirt werden. Favre sagte: „Das werde ich nicht annehmen; die Bevölkerung von Paris würde darüber vor Schmerz vergehen. Mögen die Gefangenen in Preußen bewacht werden, gut! niemals aber in Frankreich. Wir sterben lieber, als daß wir uns einer solchen Erniedrigung unterwerfen."

Bismarck bemerkte: „Sie sind nicht bei Sinnen; die Soldaten, welche in Paris entwaffnet werden, werden fortwährend Gefahren verursachen."

Favre erwiderte: „Sie sind von gutem Geiste beseelt, wir werden denselben aufrecht erhalten; wir sind sehr unglücklich, aber ich werde niemals darein willigen, daß die Truppen ein Lager beziehen, daß sie unter unsern Augen von ihren Wächtern schlechte Behandlung erleiden."

Nach langen Erörterungen willigte Bismarck ein, daß die französischen Truppen nicht nach Deutschland gehen, sondern in Paris verbleiben sollten.

„Bezüglich der Nationalgarde," sagte Bismarck, „hat der König folgenden Plan: er ist wohl damit einverstanden, daß die alten sechzig Bataillone der Nationalgarde die Waffen behalten, will aber, daß die übrigen entwaffnet werden."

Favre erwiderte: „Kommen Sie und führen Sie die Entwaffnung aus; ich übernehme es nicht. Wir würden den Bürgerkrieg herbeiführen, welchen wir immer haben vermeiden wollen. Die Nationalgarde enthält sehr schlechte Elemente. Man hat allen Waffen gegeben, welche darum nachsuchten. Ich bin selbst drei Monate interimistischer Minister des Innern gewesen; ich habe vergeblich versucht, Ordnung hineinzuschaffen; ich habe bis zur Erschöpfung

dabei gearbeitet, bin aber nicht durchgedrungen; ich habe nichts erreicht, als daß dieser Zustand schrecklicher Unordnung sich verlängerte, welche daraus erwuchs, daß die Nationalgarde Sold empfing, und die Mehrzahl der Nationalgardisten nun ihre dreißig Sous oder ihre 2 Franken 75 Centimes täglich haben wollten. — Das ist ein schrecklicher Zustand," fügte er hinzu, „welcher uns fast unvermeidlich zu einer blutigen Auflösung zwingt. Aber wir werden dieselbe ohne Sie vornehmen, und ich hoffe noch immer, daß die guten Elemente der Nationalgarde stark genug sein werden, um die schlechten zu unterdrücken; aber noch einmal, wenn Sie die Entwaffnung derselben wollen, rücken Sie in Paris ein, und führen Sie dieselbe selbst aus; ich meinerseits übernehme dieselbe nicht."

Vier volle Stunden kostete es Jules Favre, bis er durchsetzte, daß die Armee ihre Fahnen behalten sollte; es mußte zum König und zu Moltke geschickt werden, um dieses Zugeständnis zu erlangen, welches Favre als eine Ehre und einen Trost betrachtete, obgleich die Armee thatsächlich keine Fahnen hätte: sie hatte deren vier, welche sie nicht benutzte, aber auf alle Fälle hat sie dieselben behalten.

Bismarck verlangte außerdem eine Milliarde von der Stadt Paris. Favre fand dies etwas viel, und es gelang ihm, die Forderung auf 200 Millionen herunterzudrücken.

Bismarck zeigte bei der ganzen Verhandlung einen hohen Grad von Offenheit, die auch Favre gern anerkannte. Er sagte selbst zu Favre:

„Wissen Sie schließlich auch, daß ich etwas sehr Gefährliches unternommen habe und Gefahr laufe, zu scheitern und streng beurteilt zu werden?"

Herr v. Moltke führte die nämliche Sprache: „Sie beklagen sich immer über harte Bedingungen; ich wage es aber nicht, dieselben meiner Armee zu nennen."

Den größten Widerstand setzte Jules Favre dem Ansinnen des Einzugs der Truppen in Paris entgegen. „Rücken Sie mit Gewalt ein," sagte er zum Kanzler, „rücken Sie mit Gewalt ein, wenn Sie es wollen; aber Sie werden niemals mit meiner Zustimmung einziehen." Einen Augenblick hoffte er durchzusetzen, daß in das Waffenstillstandsabkommen eine Bemerkung aufgenommen werde, wonach den Preußen das Einrücken in Paris vollständig verboten sei.

„Das ist unmöglich," erwiderte schließlich Bismarck; „der König will in eine solche Bestimmung nur für die Dauer des Waffenstillstands selbst willigen, sonst würde eine Unruhe bei unserer Armee entstehen. Die Soldaten, welche seit dem Monat September hier sind, sind sehr begierig, Paris zu sehen; das ist ihre Eroberung; und wenn ich später einmal auf meinen Besitzungen spazieren ginge und einem an Krücken gehenden Invaliden begegnete, würde ich sagen hören müssen: ‚Da ist der Kanzler! Er hat meinen Ruhm und meine Interessen geopfert; er hat verhindert, daß ich den Invalidendom gesehen habe!‘"

Favre mußte also in diese Bestimmung willigen, nicht ohne zuvor langen

Widerstand geleistet zu haben; er sagte immer zum Kanzler: „Sie werden nicht auf Grund eines Vertrages, sondern als Eroberer in Paris einziehen.“ Man kam schließlich überein, daß die preußische Armee nicht während des Waffenstillstandes einziehen sollte, und Bismarck versprach, daß er seinerseits alle Anstrengungen machen würde, damit die Bestimmung erst nach dem Friedensabschluß zur Ausführung gelange.

Bismarck sprach damals folgende bemerkenswerte Worte zu Favre: „Wir sind sehr unklug, denn wir haben keine Sicherheit, daß Sie Gehorsam finden. Sie sind in Paris geblieben; wir aber, die wir in Versailles sind, wir wissen sehr wohl, was in der Provinz vorgeht. Ihr Land ist sehr erregt, und ich fürchte, daß Herr Gambetta Ihnen nicht Gehorsam leistet.“ Favre sicherte nichts zu; er sagte nur, er glaube, daß sie Gehorsam finden würden, er könne aber nichts zusichern; Gambetta werde ohne Zweifel dem Waffenstillstand, sobald er davon Kenntnis erhalten, sich unterwerfen, es könne aber auch das Gegenteil eintreten.

In Bezug auf die Zusammenberufung einer Nationalversammlung machte Bismarck nicht die geringste Schwierigkeit.

Von den Friedensverhandlungen war nicht mit einem Wort die Rede; darüber verhandelte erst später Thiers mit Bismarck. —

Im Laufe der parlamentarischen Enquête gab Jules Favre noch später folgende ausführlichere Mitteilungen über seine Verhandlungen mit Bismarck.

Gleich nach dem Empfang beim Kanzler sagte Jules Favre zu demselben, daß sie in Paris noch auf sechs Wochen Lebensmittel hätten, daß sie beschlossen hätten, eine neue militärische Aktion zu unternehmen, und führte als Beweis dafür die Entlassung des Generals Trochu an; er sagte, die Bevölkerung von Paris sei fieberhaft aufgeregt, er sei nur mit Gefahr seines Lebens zu ihm gekommen; dies war vollkommen richtig, denn er hätte nicht am hellen Tage aufbrechen dürfen. Favre fügte hinzu: „Paris ist im Begriff, sich auf Ihre Linien zu stürzen; ich weiß nicht, welchen Ausgang diese Aktion haben wird, sie kann mißlingen; um ein unnützes Opfer zu vermeiden, schlage ich Ihnen folgende Bedingungen vor.“ Favre stellte seine Bedingungen.

Darauf antwortete Bismarck:

„Es ist zu spät; ich habe schon mit der Kaiserlichen Familie unterhandelt.“

(Dies war so zu sagen eine Finte Bismarcks, die Antwort auf Jules Favres Versicherungen in Betreff der glänzenden Lage von Paris.)

Später sagte Bismarck, er befinde sich drei Prätendenten gegenüber, dem Kaiser Napoleon, der Regentschaft und dem Prinzen Napoleon; es stehe ihm frei, mit dem einen oder andern dieser drei Repräsentanten des Kaiserlichen Regimes zu unterhandeln. Bismarck nannte Jules Favre selbst die Person, welche sich mit den betreffenden Unterhandlungen befaßt hatte. Er bemerkte:

„Ich bitte um Ihre Ansicht über die Person; das ist gewissermaßen eine Advokatenkonsultation."

Favre sagte ihm seine Ansicht über jene Persönlichkeit und setzte hinzu, er glaube nicht, daß eine solche Kombination möglich sei. Die Unterredung dauerte bis 11 Uhr abends und drehte sich nur um die Möglichkeit, ob auf Grundlage der von Favre gestellten Bedingungen in Unterhandlungen eingetreten werden könne. Diese Grundlagen sind bereits erwähnt. Favre hatte mit seinen Kollegen nicht darüber gesprochen. Er erklärte Bismarck, als er seine Bedingungen nannte: „Wenn Sie die von mir bezeichneten Grundbedingungen nicht annehmen, so ist als ob nichts geschehen; wir werden uns schlagen. Nach der Schlacht werden Sie in Paris einziehen, Sie werden thun, was Ihnen beliebt, Sie werden Paris regieren, wie Sie wollen; was uns betrifft, wir werden vollständig zurücktreten. Sie werden in Paris die Regierung führen, und wir werden in keiner Weise die Leitung der Angelegenheiten auf uns nehmen, wenn die preußische Flagge über Paris weht; Sie werden uns als Gefangene wegführen, wenn es Ihnen angemessen erscheint. Meine Bedingungen sind: ein Waffenstillstand" — Favre weigerte sich, über den Frieden zu unterhandeln —; „Berufung der Nationalversammlung; die preußische Armee zieht nicht in Paris ein; die Pariser Armee bleibt gefangen in Paris und geht nicht nach Deutschland." Wie es mit der Nationalgarde gehalten werden sollte, kam noch nicht zur Sprache. Bismarck wollte zuerst auch diese haben; Favre widersetzte sich, das würde ein Bruch seiner Bedingungen sein. Die Nationalgarde sollte ihre Waffen behalten.

Diese Bedingungen stellte Favre dem Kanzler. Am Schluß der Unterredung, als der Kanzler sich zurückziehen wollte, bat er Jules Favre, ihm dieselben schriftlich zu formuliren. Favre machte in dieser Hinsicht einige Bemerkungen; er sagte zu Bismarck, wenn die Unterhandlungen mißlängen, könnte letzterer dieses Schriftstücks sich bedienen.

Bismarck erwiderte:

„Auf mein Edelmannswort, nur um es dem König zu zeigen, um ihm die Grundlagen unserer Unterredung mitzuteilen."

Favre nahm einen Bleistift und schrieb diese vier Bedingungen nieder. Der Kanzler sagte Jules Favre, es sei mit großen Unzuträglichkeiten verknüpft, wenn er nach einem Hotel gehe, und ließ demselben ein Quartier in der Stadt zurecht machen, wo Favre schlief.

Am folgenden Tage ließ ihm Bismarck sagen, er wolle ihm einen Besuch abstatten; Favre ließ ihm erwidern, er lege auf diesen Besuch keinen Wert, denn wenn die Unterhandlungen nicht zum Zweck führen sollten, sei es unnütz, das Geheimnis durch Bismarcks Besuch bei ihm bekannt werden zu lassen.

In der Abendbesprechung zwischen Bismarck und Jules Favre vom 23. Januar handelte es sich eigentlich nur darum, gegenseitig festzustellen, ob

es möglich sei, mit Aussicht auf Erfolg in eigentliche Verhandlungen einzutreten. Bismarck erklärte ausdrücklich, er wolle vor dem Eintritt in die eigentlichen Verhandlungen die Basis derselben noch mit dem König besprechen. Die eigentlichen Verhandlungen begannen erst am 24. Januar.

An diesem Tage (24. Januar) dauerten die Verhandlungen zwischen Bismarck und Jules Favre von 1 bis 5 Uhr. In dieser Sitzung wurde bereits ein Einverständnis über die hauptsächlichsten Punkte erzielt. Bismarck eröffnete dieselbe mit dem Bemerken, der König habe ihn ermächtigt, mit Favre in die Waffenstillstandsverhandlungen einzutreten.

In Bezug auf den Einzug der Deutschen in Paris war an diesem Tage ein Zugeständnis Bismarcks von Jules Favre nicht erreicht worden. Der letztere hatte in dieser Frage dem Kanzler gegenüber einen besonders schwierigen Stand. Bismarck sagte, diese Bedingung würde auf ein fast absolutes Hindernis stoßen: den Willen des Königs und der Generale. Favre erreichte den Waffenstillstand, die Nationalversammlung, das Versprechen, daß die Armee nicht als kriegsgefangen weggeführt werden sollte, daß die Offiziere ihre Waffen behalten sollten; er erlangte außerdem — und er legte dieser Bestimmung eine sehr natürliche Wichtigkeit bei —, daß die französischen Soldaten kein Lager beziehen sollten. Man hat ihm darüber viel Vorwürfe gemacht, aber das Gefühl, welches ihn dabei leitete, ist leicht zu verstehen.

Bismarck sagte ihm: „Was die Gefangenen anbetrifft, so werde ich über Ihren Wunsch, daß wir dieselben nicht nach Deutschland wegführen möchten, mit dem König sprechen. Wir sehen übrigens darin auch gar keinen Nutzen.“ Favre würde dies auch als kein Zugeständnis Bismarcks angesehen haben: Preußen hatte schon eine enorme Zahl Gefangener und hatte kein Interesse, sich neue Lasten aufzuerlegen. Es wurde gesagt, die Gefangenen sollten in Paris bleiben, aber in zwei Lagern verteilt werden: eins in der Ebene von Gennevilliers, das andere in St. Maur; die Offiziere sollten in St. Denis internirt werden. Favre widersetzte sich diesen Absichten und sagte, er würde dies nicht dulden können; er wollte lieber alles abbrechen als ihre Soldaten als Gefangene unter den Mauern von Paris sehen. Bismarck machte Bemerkungen aller Art; er sagte zu Favre:

„Es liegt in Ihrem Interesse, da entwaffnete, besiegte Soldaten in einer großen Stadt, inmitten der Erregungen aller Art, eine erhebliche Gefahr werden können.“

Favre entgegnete, er verberge sich diese Gefahr nicht, welche er wie Bismarck erkenne, er habe aber zu der Bevölkerung von Paris ebenso wie zu der Nationalgarde großes Vertrauen; er hoffte, daß diese Soldaten im Zaum gehalten werden würden. Bismarck willigte, nachdem er mit Moltke Rat gepflogen hatte, in diese Forderung.

Im Laufe der Unterredung bemerkte Jules Favre:

„Ich bin mit allgemeinen Vollmachten hier; aber diese allgemeinen Vollmachten können nicht auf alles Anwendung finden; ich bin Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ich begreife wohl, daß ich über Fragen verhandle, welche zu meinem Ressort gehören, und selbst über diejenigen, welche die allgemeine Politik berühren, aber bezüglich der militärischen Fragen bin ich vollständig inkompetent."

Bismarck erwiderte: „Wir sind alle beide in solcher Lage, daß unsre Unterschrift genügt. Ich kann meinerseits jede Art von Vertrag abschließen, und Sie können es gleichfalls thun: Sie sind von Ihrer Regierung ermächtigt. Diese Regierung acceptire ich, wie sie eben ist; ich glaube, daß wir alles zwischen uns beiden abmachen können."

Favre kehrte am 24. abends mit diesen Bedingungen nach Paris zurück; er teilte die letzteren dem Ministerrate mit, und es wurde vereinbart, daß er am folgenden Tage wieder nach Versailles gehen sollte, weil dies natürlich nur die allgemeinen Bedingungen waren.

Am folgenden Tage, den 25. Januar, fand die dritte Unterredung zwischen Bismarck und Jules Favre statt.[1])

Am nächsten Tage (26. Januar, vierter Verhandlungstag) sprach Jules Favre Bismarck gegenüber wiederholt den Wunsch aus, zur Beratung dieser Dinge einen französischen Militär beigezogen zu haben. Bismarck, der hierüber inzwischen mit Moltke gesprochen hatte, erwiderte: „Gestern sagte ich Ihnen, daß wir keinen brauchen; damals wußte ich eben noch nicht, ob wir über diese Fragen endgültig zu befinden hätten. Jetzt liegt allerdings die Notwendigkeit vor, daß Sie morgen einen General mitbringen." Bismarck setzte hinzu: „Ich möchte den Chef des Generalstabes des Generals Trochu, den General Schmitz. Wir kennen nur die Regel: Eine Kapitulation muß der Chef des Generalstabes des Ober-Befehlshabers unterzeichnen."

In Betreff der französischen Ostarmee und Belforts ist noch folgendes hervorzuheben. In dem von Jules Favre redigirten Waffenstillstandsvertrag war vorgeschlagen, daß derselbe auf alle sich kampfbereit gegenüberstehenden Streitkräfte

---

[1]) Kohl bemerkt in seinen Bismarck-Regesten, Favre sei an diesem Tage von dem General de Beaufort d'Hautpoul und Graf d'Hérisson begleitet gewesen. Kohl hat sich hier wohl durch eine falsche Angabe in Favres Bericht irreführen lassen. Hätte er die einschlägigen Quellen geprüft, so hätte er ersehen, daß General Beaufort Favre Freitag, den 27. Januar, nach Versailles begleitete und nicht Mittwoch, den 25. Januar. Vgl. die Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale. Rapports VI. Rapport de M. de Rainéville sur les actes diplomatiques du Gouvernement de la défense nationale No 1416c. p. 83, außerdem den weiter unten citirten Calvel'schen Bericht; auch aus M. Busch, Graf Bismarck und seine Leute (Originalausgabe Bd. II. S. 283 ff.), geht das richtige Datum hervor.

Anwendung finden sollte, und Favre hatte angenommen, daß nach Proklamation des Waffenstillstandes jeder in seinen Positionen verbleiben solle, und daß hiernach an Ort und Stelle die Demarkationslinie für die Armeen festgestellt werden sollte. Als die Ausführung dieses Planes zur Sprache kam, bemerkte Bismarck, er wolle Belfort bestimmt von dem Waffenstillstand ausgeschlossen haben. Bismarck forderte die Uebergabe von Belfort als Bedingung des Waffenstillstandes. Zu einer Lösung der Frage kam man auch hinsichtlich dieses Punktes erst, als die Militärs, zuerst General Beaufort, dann General Valdan, anwesend waren. Ganz zuerst war von seiten Bismarcks die Abtretung von Belfort zur Sprache gebracht worden; Favre hatte dies abgelehnt.

„Nun wohl," sagte Bismarck; „Belfort soll nicht in den Waffenstillstand miteinbegriffen sein."

Favre erwiderte: „Was machen Sie dann aber mit der Armee, welche um Belfort steht?" Jules Favre war damals noch in dem Glauben, daß Bourbaki gesiegt habe; er glaubte, die Ostarmee wäre die einzige, die nicht geschlagen worden sei.

Bismarck sagte hierauf, General Bourbaki sei vor Héricourt geschlagen worden, die Kriegsoperationen seien im Gange, es sei absolut unmöglich, zu wissen, wo die beiden Heere ständen. Aus diesem Grunde schlug er vor, die Demarkationslinie, welche die Ostarmee von der ihr gegenüberstehenden Armee trennen sollte, nicht festzustellen, weil er, wie er sagte, fortwährend eine entscheidende Nachricht erwartete. Der Telegraph war abgeschnitten; es war nicht möglich, anders als durch Reiter Depeschen zu erhalten. Bismarck sagte: „Warten wir auf Nachrichten von der Ostarmee, ehe wir den Waffenstillstand abschließen." Er konnte sich noch nicht vorstellen, warum Favre so pressirt war.

Nach späteren Erklärungen Favres verlief die Verhandlung betreffs Belforts wie folgt:

Zuerst stellte Bismarck die ausdrückliche Bedingung, daß Belfort übergeben werde, was Favre peremtorisch verweigerte. Bismarck lehnte nicht weniger bestimmt ab, die Belagerung der Festung aufzuheben. Auf französischer Seite war man in Unkenntnis über die Situation und das Schicksal der Ostarmee. Letztere konnte dem belagerten Platz wertvolle Unterstützung leisten. Es wurde gesagt, daß, um die Lage dieser Armee zu regeln, erst noch Nachrichten, die jeden Augenblick eintreffen müßten, abzuwarten wären. Unglücklicherweise trafen solche Nachrichten vom 24. bis 28. nicht ein, oder man teilte dieselben wenigstens den Franzosen nicht mit.[1]) Paris befand sich in der äußersten Notlage; die Regierung der Nationalverteidigung durfte nicht die geringste Verzögerung eintreten lassen, ohne Paris der Gefahr auszusetzen, vor Hunger umzukommen. Wenn die französische Regierung nicht unterhandelt hätte, so mußte sie sich an diesem Tage auf Gnade oder Ungnade ergeben. Es wurde deshalb vereinbart,

[1]) Die obenstehende Darstellung bezeichnet Bismarck in margine als richtig. Sie beruht auf einer schriftlichen Mitteilung Favres an die Enquête-Komission.

daß die Abgrenzung der neutralen Zone für die Ostarmee erst vorgenommen werden sollte, sobald man die respektiven Positionen der Kriegführenden kenne, und daß in demselben Augenblick auch die Feindseligkeiten aufhören sollten.

Gegen Abend waren die Unterhändler sicher, daß sie zu einem befriedigenden Ergebnis gelangen würden; es war 8 Uhr, als Bismarck und Favre übereinkamen, um Mitternacht dem Feuer der Geschütze Schweigen zu gebieten. Mit Aufwand aller Kräfte vermochte Favre erst um 10 Uhr Paris zu erreichen.

Ueber den nächsten Verhandlungstag, den 27. Januar 1871, geht Jules Favre verhältnismäßig schnell hinweg; er bemerkt nur, er habe sich an demselben mit dem General Beaufort zu Bismarck begeben. „Nur schien ihm nach der Verhandlung Beaufort nicht die geeignete Persönlichkeit; er bereitete Favre viel Sorge, und als er mit demselben nach Versailles zurückkehrte, sagte er zu den Herren von der Regierung: „‚Ich kann mit Beaufort nicht wieder nach Versailles kommen; befolgen wir die Regel, und geben Sie mir den Chef des Generalstabes General Valdan.‘“

Als der Waffenstillstand abgeschlossen war, ersuchte Jules Favre Herrn v. Bismarck um einen Passirschein für einen Offizier und ein Mitglied der Regierung. Er hielt es für unerläßlich, diese zwei Delegirten zu entsenden, den ersteren behufs Regelung der Ausführung des Waffenstillstandes, den zweiten, um die Nationalversammlung nach Einvernehmen mit Herrn Gambetta zu berufen. Herr v. Bismarck schlug Favre vor, eine Depesche folgenden Inhalts an Gambetta nach Bordeaux abzusenden: „Nous avons signé un armistice, faites-le immédiatement exécuter partout.“ Diese Depesche, welche wegen ihrer allgemeinen Fassung und ihren Wirkungen auf die französische Ostarmee seitens der Gambettisten viele Anfechtungen erlitt, schrieb Favre mit derselben Feder, mit welcher er die Kapitulation gezeichnet hatte, um 11 Uhr nachts. Daß Favre die Depesche unter den Augen und unter der Kontrolle Bismarcks geschrieben habe, wie er selbst später behauptet hat, ist von Bismarck als unrichtig bezeichnet. Ebenso falsch ist die Behauptung, daß der Tenor zwischen Bismarck und den französischen Unterhändlern vereinbart worden sei. Bismarck hat auch diese Behauptung Favres als eine unrichtige bezeichnet. Die Fassung der Depesche rührt von Favre, nicht von Bismarck her. General Valdan war bei deren Abfassung zugegen.[1])

Nach Unterzeichnung des Waffenstillstands (28. Januar) ging Jules Favre ungefähr vierzehn Tage fast alle Tage nach Versailles, um die Ausführung des Vertrags zu besprechen.[2]) Er brachte, wie er sagte, „daselbst fast sein Leben zu“.

[1]) Die obige Depesche war für Frankreich verhängnisvoll, und Jules Favre suchte auf alle Weise die Schuld für deren Redaktion auf Bismarck zu schieben.

[2]) Kohl erwähnt in seinen Bismarck-Regesten nur ein einmaliges Zusammentreffen Bismarcks mit Jules Favre in diesem Zeitraum (am 10. Februar 1871).

In den beiden auf die Unterzeichnung des Waffenstillstandes folgenden Tagen, also am 29. und 30. Januar 1871, [1]) drang Jules Favre vergeblich in Bismarck, die verabredete Abgrenzung vornehmen zu lassen; derselbe gab ihm die Versicherung, daß diese Abgrenzung am 30. oder 31. erfolgt sei; am 1. Februar, aber schrieb Favre an den Kanzler und protestirte gegen die Besetzung von Abbeville, welche ihm durchaus gegen den Sinn der Konvention zu sein schien; er richtete lebhafte Reklamationen dagegen, daß der Kanzler den General Garibaldi von dem Waffenstillstand ausschließen wollte, und sagte bezüglich der Operationen der Ostarmee zu ihm: „Eure Excellenz haben mir die Ehre erwiesen, mir zu sagen, daß der General v. Manteuffel mit Herrn Bourbaki oder Herrn Clinchant sich verständigt habe. Aber Sie schienen in Bezug auf Garibaldi einen Vorbehalt zu machen."

Am 31. Januar abends oder im Laufe des Tages teilte Bismarck Jules Favre mit, daß, wenn er Garibaldi in die Hände bekommen könnte, er ihn erschießen lassen würde. Favre hielt dies für einen schlechten Scherz. Bismarck, der an diesem Tage sehr leidend war, sagte zu ihm, er verdamme ihn zu einer Lebensweise, welche ihn umbringen werde; das war sein gewöhnlicher Ausdruck. Beide Staatsmänner arbeiteten den ganzen Tag; Bismarck konnte weder ausgehen noch zu Pferde steigen. Eines Tages bat er für den folgenden Tag um Urlaub.

Favre war selbst auch außerordentlich ermüdet; er hatte viele rückständige Sachen in Paris zu erledigen; es wurde zwischen beiden Staasmännern verabredet, daß Favre am folgenden Tag nicht nach Versailles kommen sollte. Bei der Rückkehr gegen Mitternacht erstattete Favre dem Ministerrate Bericht über das Vorgefallene; bei dieser Gelegenheit sagte der General Trochu zu Favre: „Sie kennen aber diese Leute nicht."

Man hatte in Paris keinerlei Nachricht von der Ostarmee oder von Garibaldi. Man wollte sich darüber Aufklärung verschaffen, und Favre reiste am nächsten Tage nach Versailles. Er hatte mit Bismarck eine sehr lebhafte Unterredung. Bismarck schien nicht verstehen zu wollen, was Favre zu wissen wünschte. Letzterer ging zu Moltke, welcher ihm sogleich völlig recht gab. Bismarck behauptete, General Garibaldi sei ein Freibeuterführer und habe nicht das Recht, gegen Preußen Waffen zu tragen. Favre erwiderte, wenn Garibaldi unter französischer Fahne marschire, sei er auch unter ihrem Schutze; es sei unmöglich, daß er nicht in den Waffenstillstand mit eingeschlossen wäre. [2])

---

[1]) Kohl erwähnt, wie gesagt, in seinen Bismarck-Regesten keine Zusammenkunft Bismarcks mit Favre an diesen Tagen.

[2]) Nach einer anderen Notiz sagte Bismarck zu Jules Favre in Bezug auf die Lage der französischen Ostarmee, daß Herr v. Manteuffel sich mit den französischen Generalen verständigt habe. Es war vereinbart worden, daß die Demarkation der Armeen festgesetzt werden sollte, sobald man Nachrichten von der Ostarmee erhalten habe.

Als die französische Assemblée nationale im Begriff stand, zusammenzutreten, [1]) fragte Jules Favre den Bundeskanzler nach den Friedensbedingungen und sagte zu demselben: „Die Nationalversammlung tritt zusammen; wenn Sie wollen, teilen Sie mir Ihre Bedingungen vertraulich mit; ich werde das Weitere vorbereiten können."

Bismarck lehnte dies ab, und Favre ging nach Bordeaux, ohne irgendwie seine Bedingungen zu kennen.

2. Nach der Erzählung von Jules Favre in dessen Werk Simple récit d'un membre du Gouvernement de la défense nationale, Bd. II S. 406 und Bd. III S. 5.

Die Zeit verging mit Konferenzen zwischen den Generalen, und der preußische Generalstab verzögerte die Sache durch seine peinliche Sorgfalt und Kleinlichkeit. Herr v. Moltke war nur sehr mäßig befriedigt. „Ich muß," sagte er zu Favre, „bezüglich der Disziplin meiner Armee sehr sicher sein, wenn ich derselben unsere Abmachung mitzuteilen wage. Sie ahnt die Bestimmungen derselben nicht. Ich bin überzeugt, sie wird sich dadurch verletzt fühlen."

Herr v. Bismarck bestätigte dem französischen Minister diese Anschauung und citirte einen Ausspruch, welchen er verschiedentlich in seiner Umgebung gehört hatte: „Die Militärs erringen die Siege, die Diplomaten verpfuschen sie."

Sonntag, den 29. Januar morgens vertraute Jules Favre den ganzen Thatbestand hinsichtlich der Lage von Paris — soweit die drohende Hungersnot an die Thür pochte — Herrn v. Bismarck an. Letzterer schien darüber lebhaft erregt; er versprach dem französischen Vertreter, alle Beschränkungen aufzuheben und zu gestatten, daß die Operationen, welche französischerseits vorgenommen werden würden, mit der größten Schnelligkeit zur Ausführung gelangten. Bismarck stellte der französischen Regierung sogar alle Lebensmittel, die er abzugeben in der Lage war, zur Verfügung. Dieselben repräsentirten ungefähr anderthalb Tage der Verpflegung von Paris. Diese Hülfsquelle war nichtsdestoweniger schätzenswert.

Bismarck sagte zu Jules Favre, der König bewundere Belagerte, die sich nur dem Hunger ergeben, und er habe diesem seinem Gefühle dadurch Ausdruck geben wollen, daß er der abgeschlossenen Konvention den Namen „Waffenstillstand" gab, statt „Kapitulation".

3. Nach den Erklärungen des Generals de Beaufort d'Hautpoul. (Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale, Bd. III. S. 164 f.)

General Beaufort fand Bismarck im allgemeinen sehr liebenswürdig gestimmt, sehr verführerisch; wenn ihm jedoch eine Sache schwer annehmbar schien, pflegte er demselben gegenüber stets zu sagen: „Ich hätte nichts dagegen, aber die Militärs wollen nichts davon wissen (Je ne demanderais pas mieux, mais l'élément militaire s'y oppose)."

---

[1]) Das war am 12. Februar 1871.

Paris wollte Bismarck ganz entwaffnen, d. h. die Armee, die Nationalgarde und Mobilgarde; deshalb verlangte er 500 000 Gewehre; das, glaubte er, würde den Bestand der Waffen ausmachen. General Beaufort trat diesem Ansinnen gleichfalls entgegen; er zeigte sich bei der Verhandlung über diesen Punkt besonders spröde, so daß ihn Jules Favre heimlich immer zurückhalten und ihn zur Raison bringen mußte.

4. Referat des den General de Beaufort d'Hautpoul am 27. Januar 1871 begleitenden Lieutenants des Generalstabs M. Calvel. (Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale, Bd. III. S. 168 f.)

27. Januar 1871. Jules Favre begibt sich wiederum nach Versailles, begleitet von dem Ordonnanzoffizier Graf d'Hérisson und einer militärischen Kommission, bestehend aus dem General de Beaufort d'Hautpoul und seinem Generalstabsoffizier, dem Lieutenant Calvel.

Gegen halb neun Uhr setzten sich die vier Herren gegen die Brücke von Sèvres in Bewegung. Am jenseitigen Seine-Ufer wurden dieselben von dem Lieutenant v. Uslar begrüßt; in Sèvres warteten auf die Herren aus Paris zwei Wagen, jeder wollte in einem derselben Platz nehmen, als Lieutenant v. Uslar sie höflich einlud, in ein benachbartes Haus einzutreten. Dasselbe war von Offizieren besetzt; sie waren alle in einem Saale vereinigt; sie standen unbedeckten Hauptes um eine gut servirte Tafel und erwarteten ohne Zweifel den französischen General und den französischen Minister des Aeußern.

Die preußischen Offiziere empfingen die Kommission zuvorkommend. Ihr Anerbieten erfolgte mit großer Höflichkeit, aber mit einer gewissen Zurückhaltung. General Beaufort entband sie alles Zwanges beim Eintreten.

„Meine Herren," sagte er, „ich komme gegen meinen Willen zu Ihnen. Ich hatte heute ganz andere Intentionen; meine Pflicht hat meinen Widerwillen zum Schweigen gebracht. Hier sind wir alle Soldaten und folglich alle Kameraden, wenigstens für den Augenblick."

Der General wollte nur eine Scheibe Schinken und ein kleines Glas ausgezeichneten Weines annehmen.

Zehn Minuten später bestiegen die Franzosen die Wagen. Ein Offizier nahm an der Seite des französischen Generals Platz, und Lieutenant v. Uslar zu Pferde eskortirte den Wagenzug.

Lieutenant Calvel konnte während des ganzen Weges bemerken, wie weit die Achtung der Soldaten gegen ihre Offiziere ging: alle blieben stehen und grüßten militärisch; nicht ein einziger unterließ dies.

Die französische Kommission kam um zehneinhalb Uhr in Versailles an. Der Wagen hielt vor Nr. 14 der Rue de Provence. Zwei Schildwachen mit glänzendem spitzem Helm präsentirten das Gewehr; die Franzosen waren bei dem Grafen Bismarck. Geführt von dem Offizier, welcher die Franzosen be-

gleitet hatte, traten dieselben in das Vestibül des Hotels ein, wo ein ebenso zahlreicher wie glänzender Generalstab versammelt war.

Der Empfang war kälter als in Sèvres, aber nicht weniger höflich. Man führte die Franzosen in einen Salon, wo sie den Kanzler erwarten sollten. Die Ausstattung des Zimmers war sehr einfach: einige Sessel und Stühle bildeten einen großen Halbkreis um einen Tisch, auf welchem ein Tintenfaß stand. General Beaufort stellte sich mit dem Rücken gegen den Kamin, in welchem ein helles Feuer brannte. Jules Favre ließ sich auf einem Lehnstuhl nieder. Lieutenant Calvel legte sich gerade die Frage vor, was aus ihm während der Unterredung werden sollte, ob man ihm erlauben werde zu bleiben, oder ob er bei den Offizieren in der Vorhalle werde warten sollen, als Bismarck eintrat.

„Er ist," so schildert ihn Calvel, „ein Mann von großer Statur; sein Gesicht, welchem die fahlroten buschigen Augenbrauen beim ersten Anblick ein rauhes Aussehen geben, ist jedoch nicht unsympathisch. Er lächelt ziemlich häufig, und der Ton seiner Stimme ist, sei es aus Absicht oder aus Bonhomie, freundlich. Er trug einen weißen Militärrock mit gelben Aufschlägen und eine weiße flache Mütze mit gelben Streifen und kurzem Schirm."

Er verbeugte sich beim Eintritt tief und begrüßte die Franzosen alle nach der Reihe. J. Favre stellte die Herren vor. Der General de Beaufort d'Hautpoul näherte sich darauf Bismarck und wiederholte die Worte, welche er gegenüber dem Posten der preußischen Offiziere in Sèvres ausgesprochen hatte, indem er sagte, er sei gegen seinen Willen inmitten der Preußen und würde es vorgezogen haben, auf sie Kanonenschüsse zu richten, als mit ihrem Minister zu verhandeln. „Er wäre übrigens", fügte er hinzu, „sehr glücklich, die Bekanntschaft des Herrn von Bismarck zu machen, vor dem er Hochachtung habe, und den General von Moltke wieder zu sehen, der an der Spitze einer preußischen militärischen Mission in Konstantinopel gestanden habe, als er selbst in Aegypten und Syrien gewesen sei".

„In der That", sagte Bismarck, „er nahm teil an der preußischen Gesandtschaft, welche die Armee von Hafiz Pascha begleitete."

„Ich erinnere mich dessen um so mehr", fügte der General lachend hinzu, „als ich bei den Vorbereitungen mitgewirkt habe, welche die Niederlage der Türken bei Nezib durch das von Ibrahim Pascha und seinem Generalstabschef Soliman Pascha, dessen Stab ich als erster Adjutant angehörte, geleitete ägyptische Heer herbeiführten."

„Ja", bemerkte Bismarck, „das türkische Heer wurde gänzlich geschlagen. Herr v. Moltke hatte vortreffliche Ratschläge; man hörte aber nicht darauf."

Diesen stolzen Mut, mit dem der General sich einführte, bewahrte er während des ganzen Tages und brachte ihn in die folgende politische Erörterung mit, indem er sich zu gelegener Zeit auf sein Recht als Soldat stützte,

um militärisch mit den Diplomaten zu reden; bald vertraulich und überzeugend, bald rauh und hochmütig, gebrauchte er abwechselnd Scharfsinn und Drohungen und redete dabei immer die Sprache der Loyalität und der Vernunft. Ich glaubte bald zu bemerken, daß er es verstanden hatte, einen gewissen Eindruck auf den preußischen Minister zu machen.

„Wir haben viel zu thun, Excellenz," sagte darauf Herr J. Favre, „wir möchten, wenn nichts entgegensteht, die Verhandlungen sofort beginnen."

„Ich allein kann über den Waffenstillstand nicht unterhandeln," antwortete Bismarck, „ich bin in militärischen Fragen nicht zuständig, die Anwesenheit des Generals v. Moltke ist notwendig. Der König hat ihn um Mittag zu sich befohlen, und er wird nicht vor zwei Uhr zurückkehren. Ich hoffe, Sie werden so lange gütigst an meiner Tafel Platz nehmen, wo Gedecke für Sie schon bereit sind."

Die Franzosen konnten artigerweise dies in verbindlichem Tone gemachte Anerbieten nicht zurückweisen. Dieselben traten also in den Speisesaal ein. Sechs Personen erwarteten dieselben dort. Bismarck ließ Jules Favre am Ende der Tafel Platz nehmen und lud den General de Beaufort ein, ihm gegenüber rechts von Jules Favre an der langen Seite Platz zu nehmen. Rechts von dem General saß der preußische Hauptmann, der sich in Sèvres in seinen Wagen gesetzt hatte, dann kam Lieutenant Calvel; zu seiner Rechten saß v. Bismarck-Bohlen. Gegenüber saßen in der folgenden Ordnung Graf Hatzfeldt, Herr v. Uslar und ein kleiner alter dekorirter Herr.

Das Frühstück war kräftig und die Unterhaltung bedeutungslos. Lieutenant Calvel erfuhr indes von seinem linken Nachbar, daß die Preußen in der Schlacht am 19. Januar nur 25000 Mann im Gefecht hatten. Gegen Ende baten Uslar und Hatzfeldt denselben, mit ihnen das Glas anzustoßen.

Der General de Beaufort aß nach seiner Gewohnheit wenig und rauchte viel. Bismarck beeilte sich, ihm beim Kaffee ausgezeichnete Zigarren anzubieten, welche er, wie er sagte, direkt aus der Havanna erhalten habe.

Nach der Rückkehr in den Salon fragte der französische General den Kanzler, ob sein Begleiter Calvel, natürlich in Begleitung eines preußischen Offiziers, die Verwandte eines der Offiziere seines Generalstabes besuchen dürfe. Bismarck bewilligte schnell diese Bitte und sagte, auf den gedachten französischen Offizier zutretend: „Mein Herr, mein Vetter wird Sie führen."

Fünf Minuten später stellte sich in der That Graf v. Bismarck-Bohlen [1]) zur Verfügung. Lieutenant Calvel mußte sich neben ihn in den Wagen setzen. Dieser Verwandte des Kanzlers machte dem Franzosen den Eindruck eines guten Kerls. Er war lange in Paris gewesen und wiederholte unaufhörlich, daß er sich dort sehr amüsirt habe.

---

[1]) Calvel irrt sich hier, indem er von einem Herrn Paul de Bismarck spricht.

„Versailles ist traurig," sagte er, „enthält aber viele Merkwürdigkeiten." Calvel benutzte diese Gelegenheit, um ihn über das Versailler Museum auszufragen, dessen Plünderung gewisse Pariser Zeitungen angekündigt hatten.

„Das Schloß ist in ein Lazaret umgewandelt," erwiderte der preußische Begleiter, „aber es ist alles respektirt worden. Unsere Soldaten bringen ihre Tage damit zu, Ihre Meisterwerke zu bewundern."

Von dem Museum kam das Gespräch auf Berlin. Der preußische Begleiter sprach dann von dem Herrn Baron de Stoffel, den er gekannt hatte: „Ist er in Paris?" fragte er, indem er höflich hinzufügte, daß der Franzose sich der Antwort enthalten könne, wenn ihm diese Frage indiskret erscheine. Lieutenant Calvel wurde mißtrauisch und antwortete in ausweichender Weise. Der preußische Offizier fühlte sich dadurch durchaus nicht verletzt und plauderte weiter, bis die Fahrt zu Ende war.

Die Person, welche Lieutenant Calvel besuchen wollte, war nicht zu Hause. Mit Erlaubnis seines Begleiters hinterließ er daselbst einige freundschaftliche Worte, von welchen Graf v. Bismarck-Bohlen Kenntnis nehmen zu müssen glaubte.

Von dort aus wurde Calvel zu Moltke geführt, wo sich der General Beaufort bald einfand. In einem Zimmer trafen sich die Herren General Beaufort mit dem Adjutanten Calvel, Jules Favre, Moltke, Bismarck und Podbielski. Nach gegenseitiger Begrüßung setzte man sich um einen Tisch.

Moltkes schlecht auf dem Schädel befestigte Perücke hing nach rechts herunter und ließ über dem linken Ohr die glatte und glänzende Haut seines entblößten Kopfes sehen. Angekommen versenkte er sich in einen Sessel, kreuzte die Arme auf der Brust, sah vor sich hin und wartete. Sehr wortkarg, erschien auf seinem empfindungslosen Gesicht niemals ein Lächeln.

„Meine Herren," sagte Bismarck, „wir sind vereinigt, um bona fide die seit Montag zwischen Herrn Jules Favre und mir festgesetzten Präliminarien der Konvention zu erörtern. Ich werde die verschiedenen Artikel dieser Uebereinkunft vorlesen; jeder soll der Reihe nach besprochen, dann angenommen werden."

Der erste Artikel betraf den Waffenstillstand, dessen Dauer nach den Vorverhandlungen drei Wochen sein sollte. Jules Favre machte bemerklich, daß die Provinz erst in zwei bis drei Tagen Nachricht erhalten könnte, daß in Bezug auf sie also Veranlassung zur Verlängerung der Dauer des Waffenstillstandes um einen entsprechenden Zeitraum vorliege.

„Setzen wir den Termin auf den 25. Februar fest," rief General Beaufort, „das würde eine allgemeine Bestimmung sein."

Die Preußen lehnten dies gänzlich ab. Man kam überein, daß die Waffenruhe 21 Tage vom Tage der Unterzeichnung der Uebereinkunft dauern sollte.

Dann kam die Frage der kriegführenden Armee der Provinz; jede derselben sollte ihre Positionen behalten und darin verbleiben. Bismarck verlangte die Ziehung einer Demarkationslinie, welche die Befehlshaber vollständig aufkläre und ihnen gestatte, Zusammentreffen zu vermeiden. Dieser Vorschlag wurde ohne Debatte angenommen; der französische General gab seine Zustimmung, indem er hinzufügte, die kriegführenden Armeen dürften sich dieser Linie nicht mehr als bis auf zehn Kilometer nähern, das würde zwischen ihnen eine neutrale Zone von fünf französischen Meilen Breite schaffen, genügend, um Konflikte unmöglich zu machen. Man schritt sogleich zum Studium der Karte und zur Bestimmung der Demarkationslinie.

Nach Westen schlug Bismarck, nachdem er die von den deutschen Heeren besetzten Städte aufgezählt hatte, den unteren Lauf der Touques als Grenze vor. Dieser erste Punkt wurde ohne Widerrede, vorbehaltlich späterer Bedingungen für Havre, angenommen.

Der Kanzler Norddeutschlands verlangte sodann auf Grund der Schlappe Chanzys bei Le Mans und seines Rückzuges hinter die Mayenne die Besetzung des Departements gleichen Namens durch die Preußen. General Beaufort trat kräftig gegen diesen Anspruch ein, weil Chanzy noch Laval besetzt hielte, und nach einer kurzen Erörterung wurde der Lauf der Mayenne als Grenze angenommen.

Der französische General versuchte ferner, jedoch ohne Erfolg, die deutschen Heere auf das rechte Ufer der Loire zurückzudrängen. Die Herren v. Moltke und v. Podbielski mischten sich ein und versicherten, daß das ganze linke Ufer des mittleren Loirebeckens ihnen gehöre; sie wollten wohl, sagten sie, Zugeständnisse machen, aber sie könnten das linke Flußufer nicht aufgeben, ohne die Besetzung der Städte Tours, Blois, Orleans ꝛc. durch ihre Truppen zu kompromittiren. Der preußische Generalstab war unbeugsam bezüglich dieses Punktes, welcher für ihn von Hauptinteresse war. Darauf sagte Bismarck zu dem General Beaufort:

„Sie wissen wie wir, Herr General, daß diese Uebereinkunft keinen Zweck hat, als Frankreich die Berufung einer Nationalversammlung zu erleichtern, welche über weitere Ereignisse entscheiden soll. Wenn uns bewiesen wäre, daß diese Nationalversammlung uns den Frieden bringt, würden wir weniger Ansprüche stellen und weniger Vorsichtsmaßregeln für unsere Heere schaffen. Unglücklicherweise wissen wir alle hier nicht, welche Ansichten Ihre Abgeordneten haben werden, und Sie dürfen nicht erstaunt sein, daß wir bestrebt sind, den Vorteil unserer Positionen uns in Voraussicht einer Fortsetzung des Krieges zu erhalten."

„Niemand kann die Zukunft voraussagen," erwiderte Jules Favre, „und es ist unmöglich, im voraus festzustellen, ob die Nationalversammlung Frieden oder Krieg beschließen wird, dennoch bin ich aufrichtig überzeugt, daß die erste Handlung der Nationalversammlung die Annahme des Friedens sein wird."

Dieser klar ausgesprochenen Ansicht gegenüber beugte sich auch Bismarck. Man nahm dann die Karte wieder vor und setzte im Süden als Grenze eine Linie, welche von Angers ausgehend nach Osten bis Quarré-les-tombes, dem Treffpunkt der Departements Côte-d'or, Nièvre und Yonne, reichen sollte.

Nach Osten hin schlug der preußische Generalstab vor, die Frage in der Schwebe zu lassen, bis er amtliche Mitteilungen erhalten hätte, die ihm gänzlich fehlten.

Nun ging aus den zuletzt nach Paris durch die Brieftauben überbrachten Depeschen hervor, daß die Lage Bourbakis infolge der Schlappe, welche er beim Versuch, Belfort zu entsetzen, soeben bei Hericourt erlitten hatte, sehr gefährdet war.

General Beaufort sprach nun gegen die Forderung der Preußen. Er schlug vor, Bourbaki die Besetzung des Departements Doubs zu überlassen und die Departements Haute-Saône und Jura für neutral zu erklären.

„Beide Heere sind vielleicht im Augenblick," sagte Moltke, „auf dem Punkt, an einander zu kommen; es würde also unmöglich sein, sie rechtzeitig zu benachrichtigen. Andererseits würden die Bedingungen, welche Sie hinsichtlich Bourbakis stellen, dem letzteren die Verproviantirung und die Heranziehung von Verstärkungen gestatten, was wir nicht zulassen können."

„Wie Herr v. Bismarck es ausgesprochen", rief der General Beaufort, indem er sich erhob und dem preußischen Generalstabschef sich näherte, „wir verhandeln bona fide und wollen keineswegs ein Gebiet, welches für neutral erklärt worden ist, verletzen, um Bourbaki Verstärkungen zu senden. Lassen Sie ihm wenigstens das Departement Doubs zur Beschaffung von Lebensmitteln; der ganze südwestliche Teil dieses Departements ist sehr gebirgig und bringt fast nichts hervor; Herr v. Moltke weiß dies ebenso gut wie ich."

Auf die Bemerkungen Bismarcks hin wurde diese wichtige Frage auf den nächsten Tag verschoben.

Aus den Darlegungen Bismarcks wurde den Franzosen gewiß, daß Faidherbe und seine Armee (ebenso wie eine dahingehende Nachricht nach Paris gelangt war) bis unter die Mauern von Lille zurückgeworfen worden war. Man wurde fast augenblicklich einig, und der Lauf der Saône wurde als Grenze im Norden genommen.

Im folgenden Artikel war festgesetzt, daß Havre sowie das umliegende Gebiet im Umkreise von vier Kilometern deutscherseits nicht besetzt werden sollte. Der französische General widersprach der Ratifikation dieser lächerlichen Klausel, welche die Bewohner von Havre zu einer wahrhaften Gefangenschaft in den Mauern ihrer Stadt mit preußischen Soldaten als Wächtern verurteilen würde. Trotz des Beharrens der Preußen, welche, wie sie sagten, die Besetzung von Bolbec nicht aufgeben wollten, erreichte General Beaufort, daß die Demar-

kationslinie auf 24 Kilometer von den Vorstädten Havres entfernt ausgedehnt wurde.

Diese Frage schien erledigt; mit Ausnahme einiger Schwierigkeiten über Einzelheiten hatte man sich über alle Punkte verständigt. Bismarck machte sodann Jules Favre darauf aufmerksam, daß infolge Uebersehens die Präliminarien der Uebereinkunft nicht die Seekräfte mitbehandelten, auf welche augenscheinlich der Waffenstillstand mit Anwendung finden sollte. Er schlug als Demarkationslinie den Meridian von Dünkirchen vor; Jules Favre nahm diese Bedingung an, welche einen neuen Artikel der Uebereinkunft bildete.

Auf die Bemerkung des Herrn Jules Favre, daß Bourges ein mehr in der Mitte belegener Punkt als Bordeaux und zugleich eine weniger aufgeregte Stadt sei, willigte Bismarck ein, daß dorthin der Sitz der Nationalversammlung verlegt werde.

Der folgende Artikel handelte von Paris. Nach den Präliminarbedingungen sollten die Forts der deutschen Armee übergeben werden, welche die Dörfer im Weichbilde besetzen und an allen Thoren des Festungsgürtels (enceinte) Posten aufstellen sollte.

General Beaufort protestirte heftig gegen diese Bedingungen, welche er niemals annähme.

„Sie *wollen* also Konflikte herbeiführen," rief er, „und veranlassen, daß Ihre Schildwachen ermordet werden? Haben Sie nötig, unsere Thore zu bewachen? Nicht ein Mensch hat seit Beginn der Belagerung durch Ihre Linien hindurch kommen können. Jetzt besetzen Sie die Forts, Ihr Kreis ist noch enger zusammengezogen als jemals, und Sie wollen uns wie Gefangene halten! Niemals, das versichere ich Ihnen, wird die Bevölkerung von Paris sich zu dieser Gefangenschaft hergeben." [1])

Auf diese energische Sprache erwiderte Moltke mit einem Kompliment:

„Die Armee von Paris ist die beste, welche Frankreich gegenwärtig besitzt. Sie müssen begreifen, Herr General, daß die Klugheit uns gebietet, Vorsichtsmaßregeln gegen dieselbe zu ergreifen und zu verhindern, daß dieselbe sich unter unseren Händen auflöst, um behufs Verstärkung der anderen Heere in die Provinz zu gehen."

Calvel sah darauf etwas Besonderes. Moltke, Bismarck und Podbielski, welche abseits zusammenstanden und deutsch sprachen, rechneten aus, wie hoch der Festungswall sein könnte, um zu ermitteln, ob es möglich wäre, aus der Stadt auf die preußischen Posten zu schießen. General Beaufort intervenirte darauf und sagte, daß man nicht nur aus den benachbarten Häusern, sondern

[1]) Der französische General konnte diese energische Sprache führen, weil er die Preußen hatte glauben machen, daß Paris noch auf sechs Wochen Mehl habe, während nur noch für sechs Tage vorhanden war. So erklären sich einige Zugeständnisse, welche man dem preußischen Generalstab entreißen konnte.

auch von den Seitenbastionen aus schießen könnte, daß die Unklugheit einer solchen Maßregel augenscheinlich sei, daß man darauf verzichten müsse, an den Thoren von Paris Schildwachen aufzustellen.

„Wenn die Armee Sie in Paris genirt," sagte er, „so nehmen Sie sie doch fest; sie gehört Ihnen, denn sie ist Kriegsgefangene."

Moltke machte hierauf den Vorschlag, die eine Hälfte der Armee auf die Halbinsel Gennevilliers, die andere auf die Halbinsel Saint-Maur zu bringen; die Soldaten sollten hier Lager beziehen.

Der Winter war damals in seiner ganzen Strenge hereingebrochen; der General Beaufort protestirte im Namen der Menschlichkeit gegen diesen barbarischen Vorschlag und verwarf mit nicht geringerer Indignation den ferneren Vorschlag Moltkes, die Truppen in Baracken zu legen.

„Das ist um so weniger angängig," fügte er hinzu, „als der Waffenstillstand vor Fertigstellung des Werkes zu Ende sein würde."

Herr v. Moltke liebte augenscheinlich das Handeln. Auf diesem Punkte geschlagen, forderte er die Auslieferung von 500 000 Gewehren.

„Niemals würde die Regierung der Nationalverteidigung diese Bedingung annehmen," sagte Jules Favre. „Die Ausführung derselben ist unmöglich, denn man müßte die Nationalgarde entwaffnen. Wir ziehen vor, Sie in Paris zu sehen; kommen Sie, um selbst uns zu regieren."

Das war der beste Beweisgrund, der sich anführen ließ, denn die Preußen scheuten sich vor nichts so sehr als vor der Pariser Bevölkerung. Es wurde also festgesetzt, daß die Nationalgarde, eine aus dem aktiven Heere entnommene Division von 12 000 Mann, ein aus der garde républicaine gebildetes Corps von 3500 Mann, die Feuerwehrleute, die Zollbeamten 2c. ihre Waffen behalten sollten.

Bismarck kam sodann auf die Frage der Besetzung des Gebiets zwischen den Forts und dem Ringwall (enceinte) zurück; er schlug vor, die Frage auf den nächsten Tag zurückzustellen. General Beaufort widersprach und sagte, indem er sich Moltke, welcher ganz in der Betrachtung der französischen Generalstabskarte versunken schien, näherte:

„Sie wissen so gut wie ich, Herr v. Moltke, daß diese Dörfer, welche Sie dort sehen, zwischen den Forts und dem Ringwall, noch von den Einwohnern besetzt sind; diese Unglücklichen haben inmitten der sie umgebenden Verwüstung kaum das Nötige zu ihrem eigenen Unterhalt. Diese Dörfer bilden übrigens das unmittelbare Weichbild von Paris. Denselben die Lasten einer militärischen Besetzung aufzuerlegen, hieße sie zum schrecklichsten Elend verurteilen."

„Aber viele von diesen Dörfern," erwiderte Moltke, „grenzen an die Forts dicht an und sind sozusagen Dependenzen derselben."

General Beaufort versetzte, indem er einen Bleistift ergriff:

„Diese überlassen wir Ihnen, wir wollen aber die anderen behalten; im Osten überschreiten Ihre Truppen die Seine nicht, welche eine ausgezeichnete Grenze von Point-du-Dom bis Saint-Once bildet; nehmen Sie St. Denis, aber Aubervilliers gehört uns."

Während dieser Worte zog der französische General kräftig mit Bleistift auf der Karte des Chefs des preußischen Generalstabes eine Demarkationslinie, welche nach innen die Dörfer Pantin, Montreuil, Fontenay-sous-Bois, Charenton und Vincennes, Ivry, Montrouge und Vanvres umfaßte und die Forts möglichst nahe abschnitt.

„Ich sage nicht gut dafür," setzte der französische General hinzu, „daß diese Linie im Detail nicht einigen Abänderungen zu unterwerfen sein möchte, aber das sind weniger wichtige Fragen, welche an Ort und Stelle nach der Unterzeichnung der Uebereinkunft zur Entscheidung gelangen werden."

Moltke nahm die allgemeine Trace dieser Linie an und trug die Karte in ein Nebenzimmer. Als er indessen wieder eintrat, protestirte er laut wegen Vincennes, dessen Schloß er besetzen wollte. General Beaufort überzeugte ihn, daß die Besetzung dieses Forts, dessen Lage exceptionell ist, für die deutsche Armee keine Bedeutung habe, während es der Pariser Bevölkerung wesentlich darauf ankomme, Vincennes zu behalten. Moltke trug die Karte von neuem hinaus.

Da Moltke keine Einwendungen mehr zu machen hatte, fuhr Bismarck mit dem Verlesen fort. Es war vereinbart, daß die Geschütze von dem Ringwalle entfernt werden sollten; es war sogar in den Präliminarien festgesetzt worden, daß diese Geschütze in den Graben der Enceinte gebracht werden sollten. General Beaufort bewies Moltke, daß der Transport der 2000 Geschütze der Enceinte nach den Gräben ebenso unmöglich sei wie der Bau eines Barackenlagers für 150 000 Mann bei Gennevilliers. Man entschied sich, daß die Geschütze demontirt und am Fuße der Böschung des Bankets auf dem Wallgange verbleiben sollten, und daß die Lafetten den Preußen überliefert und nach den von letzteren zu bezeichnenden Forts gebracht werden sollten.

Ferner sollten den Preußen von den Franzosen alle Waffen der aktiven Truppen, mit Ausnahme derjenigen der behaltenen Division, die ganze Feldartillerie ausgeliefert und die Belagerungsartillerie sollte demontirt werden.

Bismarck fragte darauf, ob in Paris Gewehre fabrizirt würden. Auf die verneinende Antwort fügte er der Uebereinkunft eine Klausel hinzu, welche während des Waffenstillstandes die Einführung von Waffen, Schießbedarf und von Maschinen zur Herstellung derselben nach Paris verbot.

Die Eisenbahn und Wasserwege wurden auf Verlangen Bismarcks speziell für die Verproviantirung von Paris bestimmt, für welche letztere die preußischen Behörden alle wünschenswerten Erleichterungen zu gewähren bereit waren.

Die Landwege wurden ausschließlich für Fuhrwerke und für Bewegungen

der deutschen Truppen vorbehalten. Die Nord- und die Orleans-Linie konnten in zwei Tagen wieder hergestellt werden. Die Nordeisenbahn hatte sehr wenig gelitten, es war nur eine Brücke bei Creil auszubessern. Die Linie nach Rouen war dagegen noch Monate lang nicht zu benutzen, so war sie verwüstet worden. Die Linie nach Lyon hatte weniger gelitten, erforderte aber acht bis zehn Tage Arbeit.

Wiewohl oberhalb von Rouen Schiffe versenkt worden waren, so konnte das Bett der Seine doch freigemacht und der Flußlauf zur Beförderung von Getreide benutzt werden. Zur Ausführung aller dieser Ausbesserungsarbeiten wurde die Mitwirkung der Ingenieure und die Hilfe der deutschen Soldaten freundlich zugesagt.

Jetzt standen die Hauptpunkte der Uebereinkunft fest. Die letzten, fast ausschließlich auf Detailfragen bezüglichen Artikel wurden von Bismarck vorgelesen und sogleich anerkannt.

Der Kanzler gestand, indem er die Auflösung der Franktireurcorps verlangte, daß die deutschen Truppen viel durch die unaufhörlichen Angriffe der französischen Freicorps, besonders in den Vogesen, zu leiden gehabt hätten, wo es denselben gelungen wäre, eine Eisenbahnbrücke zu zerstören.

Um 5 Uhr war die Beratung beendigt; es blieb nur noch übrig, sich über einige Detailpunkte zu verständigen und zu unterschreiben. Nun wollte General Beaufort um keinen Preis, daß der letzte Akt seiner so ehrenvollen militärischen Laufbahn seine Unterschrift unter der Kapitulation von Paris sein sollte. Auf die Bemerkung Bismarcks, daß die französische Kommission am nächsten Tage behufs Verständigung über einige Punkte und behufs Unterzeichnung wiederkommen müsse, sagte der französische General:

„Ich betrachte meine herbe Aufgabe als beendigt; dem Chef des Generalstabes der Pariser Armee liegt die Unterzeichnung der Konvention ob."

Bismarck verbeugte sich, man grüßte sich gegenseitig, und die französische Kommission begab sich zu Wagen nach Sèvres.

Nach dem Referat des General de Valdan über die Verhandlungstage vom 28. Januar und 1. Februar 1871. (Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale, Bd. III, S. 177 f.)

An Stelle von General Beaufort begleitete am 28. Januar 1871 der General de Valdan den Minister Jules Favre nach Versailles, um mit dem preußischen Generalstab die militärischen Fragen, welche bei den Waffenstillstandsverhandlungen zur Sprache kämen, zu erledigen. Die französischen Unterhändler kamen frühzeitig in Versailles an und begaben sich zu Bismarck; nach dem Frühstück las letzterer die am Tage vorher vereinbarten Bedingungen vor, es waren die allgemeinen Bedingungen des Waffenstillstandes. Nachdem dies geschehen, sagte Bismarck:

„Wir wollen zu Herrn v. Moltke gehen, um die militärischen Angelegenheiten zu regeln.“ Zu Moltke begaben sich sodann Jules Favre, Bismarck und der General Valdan. Bismarck las die Waffenstillstandsbedingungen noch einmal vor; nachdem die Vorlesung beendet, begann die Regelung der militärischen Einzelheiten.

Die Uebergabe der Forts und die Bestimmung der neutralen Zone um Paris gab zu einer Erörterung keinen Anlaß mehr, da die Punkte in der Hauptsache schon tags vorher geregelt worden waren. Dagegen wurde bei Moltke vereinbart, in welcher Weise die Uebergabe der Forts am folgenden Morgen ausgeführt werden sollte. Sie sollte um 9 Uhr erfolgen; darauf wurde zur Festsetzung der neutralen Zone zwischen der Enceinte von Paris und den Forts übergegangen. Man kam überein, daß die neutrale Linie auf 500 Meter Entfernung vor jedem Fort sich hinziehen sollte.

Es wurden die verschiedenen Wege, auf welchen Personen aus Paris sollten herauskommen dürfen, sowie die für Benutzung dieser Erlaubnis nötigen Passirscheine festgesetzt. Diese Verhandlungen nahmen den ganzen Tag in Anspruch. Mit größter Lebhaftigkeit vertrat der General de Valdan den Wunsch der Pariser Regierung, zwei Divisionen an Stelle einer bewilligt zu erhalten. Nahezu eine Stunde verfocht Valdan diese Forderung, dabei durfte er nicht wagen, es auszusprechen, daß man eine zweite Division zur Aufrechterhaltung der Ordnung nötig hatte. Die Frage der Entwaffnung der Mobilgarde wurde in Valdans Gegenwart nicht verhandelt.

Als es zur Unterzeichnung des Waffenstillstandes kam, sagte Bismarck zu Jules Favre:

„Haben Sie ein Siegel? Es ist ein Kanzleigebrauch, daß Akten dieser Art Siegel beigedrückt werden.“ Jules Favre erwiderte: „Ich habe kein Siegel,“ dann zog er einen Ring ab und sagte: „Genügt Ihnen dies?“

„Ja,“ versetzte Bismarck.

Am 1. Februar 1871 begleitete General de Valdan zum zweitenmal den Minister Jules Favre nach Versailles.

Bei dieser Zusammenkunft las Bismarck den beiden französischen Unterhändlern eine ihm soeben zugegangene Depesche vor, welche die Mitteilung enthielt, daß 80000 Mann der Ostarmee nach der Schweiz übergetreten seien.

Im Laufe der Verhandlungen bemerkte Bismarck zu Jules Favre: „Nun, wollen Sie mir Belfort überlassen? Ich werde Ihnen die kriegerischen Ehren gewähren.“ Favre lehnte ab.

„Nein,“ sagte er, „ich weiß nicht, was in Belfort vorgeht. Ich kann, ohne genaue Nachrichten zu haben, nichts thun. Ich werde bitten, einen Offizier nach Belfort entsenden zu dürfen, und nach der erhaltenen Auskunft werden wir handeln.“

Verhandlungen Bismarcks mit Thiers und Jules Favre über den Abschluß des Präliminarvertrages.

Versailles, 21.—26. Februar 1871.

Nach dem Werke von Jules Favre, „Simple récit d'un membre du Gouvernement de la défense nationale", Bd. III, S. 89 f.[1])

Dienstag, den 21. Februar 1871.

Thiers und Jules Favre verließen Bordeaux am 19. Februar und kamen am 20. Februar in Paris an; es war keine Zeit zu verlieren, denn am 21. Februar lief die Waffenruhe ab.

Am selben Tage traf Thiers, zunächst von Jules Favre nicht begleitet,[2]) in Versailles ein. Bismarck empfing, so berichtet Jules Favre, Herrn Thiers mit großer Artigkeit. Er bezeugte ihm lebhaft alle Sympathien, die sein Charakter, seine hohe Stellung im Staate und die Schicksalsschläge verdienten, die er vergeblich versucht hatte abzuwenden. Er bewilligte ohne weitere Erörterung eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis 26. Februar Mitternacht mit dem Versprechen eventueller weiterer Erneuerung; aber er zeigte sich unbeugsam bei Mitteilung der seiner Angabe nach unabänderlichen Bedingungen, welche der König ihm als Ultimatum zu stellen befohlen habe. Frankreich sollte auf das ganze Elsaß, einschließlich Belfort, auf die Stadt und die Festungsanlagen von Metz, sowie auf den größten Teil der Departements Mosel und Meurthe verzichten und außerdem sechs Milliarden zahlen.

Thiers verbarg seine Bestürzung nicht. Er sagte dem Kanzler, er täusche sich sehr, wenn er glaube, Frankreich sei bis zu dem Grade erschöpft, entehrende oder unmöglich auszuführende Bedingungen annehmen zu müssen; von dem Lande seine zwei schönsten Provinzen zu fordern, ihm die Bewohner derselben gegen ihren Willen unter Mißachtung ihrer Gesinnungen und Gefühle wegzunehmen, sei ein Akt der Gewalt, dem es sich, wie er fürchte, nicht fügen könne. Was die geforderte Kriegskostenentschädigung anbetreffe, so erreiche dieselbe eine so fabelhafte Summe, daß es schwer wäre, die Bestimmung als ernstgemeint zu betrachten. Die Einbildungskraft versage dabei, sich eine Finanzoperation vorzustellen, die zur Deckung einer solchen Last notwendig wäre. Sie würde nicht nur mehr als das Doppelte der Gesamtersparnisse der Nation verschlingen, sondern auch ihre Kapitalisten und Besitzenden ruiniren und in ganz Europa eine Münzstörung erregen, die zu einer öffentlichen Kalamität werden würde. Thiers erklärte, er werde darüber der von der Nationalversammlung ernannten und aus Bordeaux in Paris zu seiner Unterstützung

---

[1]) Kohl citirt diese wichtige Quelle in den Bismarck-Regesten auch hier nicht.

[2]) Es ist ein Irrtum, wenn in Kohls Bismarck-Regesten unter dem 21. Februar 1871 von einem Besuche von Thiers und Favre die Rede ist. Thiers wollte absichtlich bei diesem ersten Besuche Bismarcks allein sein. (Simple récit etc. S. 89.)

eingetroffenen Parlamentskommission berichten. Er hätte nur wenig Hoffnung, daß sie den von einem unerbittlichen Sieger eröffneten Weg beschreiten werde; er wäre im voraus sicher, daß sie wie er selbst die Unmöglichkeit des Opfers einsähe, zu dem man sie verurteilen wolle. Thiers bat, den König sprechen zu dürfen; er gab die Hoffnung nicht auf, ihn von der Richtigkeit dieser Erwägungen zu überzeugen.

Bismarck holte die Befehle des Königs ein; der König ließ mitteilen, er würde Herrn Thiers gerne empfangen, jedoch ließ er ihn bitten, sich jeder politischen Erörterung mit ihm zu enthalten, da er die Gewohnheit habe, von der er nicht abzugehen gedenke, dem Bundeskanzler ausschließlich die Erörterung öffentlicher Angelegenheiten zu überlassen.

Unter diesen Verhältnissen fand die Unterredung statt.

Mittwoch, den 22. Februar 1871.

Auch an dem zweiten Verhandlungstag begab sich Thiers ohne Begleitung von Jules Favre [1]) nach Versailles. Er hoffte Bismarck zu erweichen und ihm Metz zu entreißen, dessen Opfer ihm großen Schmerz bereitete. Er wollte ihm auch die Ansicht der Parlamentskommission über die Unmöglichkeit für Frankreich, sechs Milliarden zu zahlen, mitteilen. Der Kanzler blieb unbeugsam. Er schien sogar unzufrieden und überrascht über die Vorstellungen des Unterhändlers. Er wiederholte ihm mehrmals, das, was ihm als übertrieben erscheine, werde in Deutschland als ungenügend angesehen. Die bedeutendsten Leute dieses Landes schätzten das Lösegeld Frankreichs auf zwölf und sogar sechzehn Milliarden und wollten durch genaue Rechnungen beweisen, daß diese Summe nicht den Betrag des erlittenen Schadens erreiche. Auch lege man die Herabsetzung der Kriegskostenentschädigung auf sechs Milliarden als Schwäche aus. Er fügte hinzu, eine lange Erörterung wäre unnütz, er werde einen Vertrag ausarbeiten lassen, dessen Artikel einzeln zum Gegenstand der Diskussion gemacht werden könnten; der König habe ihm den formellen Wunsch ausgesprochen, eine erneute Verlängerung des Waffenstillstandes zu vermeiden. Es handle sich nur um einige kurze, leicht zu beurteilende Bestimmungen, welche Anlaß zu ernstlichen Kontroversen nicht bieten könnten, da sie ein thatsächliches Ultimatum bildeten.

Thiers hatte darüber schon lange nachdenken müssen; sein Entschluß war seit lange gefaßt. Es war ihm leicht, ja oder nein zu sagen. Gleichwohl wehrte er sich kräftig gegen dies Vorgehen. Indem er nach Versailles gekommen sei, hätte er nicht der Hoffnung entsagt, angehört zu werden. Auch wiese er als eine Beleidigung den Zwang zurück, dem man ihn unterwerfen zu wollen scheine, indem man ihn nötige, stillschweigend einen Akt zu unterzeichnen, der

---

[1]) Horst Kohl begeht auch hier wieder ein Versehen, indem er Thiers und Jules Favre mit Bismarck verhandeln läßt.

sein Land zerstückele und ruinire. Er füge Preußen nicht die Beleidigung zu, es für vollständig unzugänglich, wenn nicht für Gerechtigkeit, so doch wenigstens für Vernunftgründe zu halten. Es sei übrigens nicht mehr mit jener schrecklichen Gewalt ausgerüstet, welche man Völkerrecht nenne. Indem es den Waffenstillstand unterzeichnet, habe es sich verpflichtet, in Verhandlungen mit der zu dem Zweck berufenen Nationalversammlung einzutreten. Verhandeln heiße diskutiren, sich gegenseitig aufklären und sogar von einer Forderung abstehen, wenn das Interesse der beiden Kriegführenden es verlange. Er werde es sich nicht versagen, seine Ansichten bei der Prüfung des Entwurfs darzulegen. Aber er behalte sich ausdrücklich das Recht vor, Abänderungen desselben vorzuschlagen.

Auf diese Darlegung erfolgte keine Antwort. Der Kanzler versuchte keine Widerlegung. Indem er auf die Kriegskostenentschädigung von sechs Milliarden zurückkam, wollte er zeigen, daß sie weder übermäßig hoch noch schwer zu zahlen wäre.

„Wir haben alles vorgesehen," sagte er, „und wir sind sehr geneigt, Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen. Zwei von unsern angesehensten Finanzmännern haben eine Kombination ersonnen, welche die Zahlung dieser scheinbar so ungeheuren Summe Ihnen geradezu leicht machen würde. Wenn Sie ihre Unterstützung annehmen, werden wir einen großen Teil der Frage schon erledigt haben, der Rest wird keine Mühe machen."

In der That präsentirten sich folgenden Tages die beiden angekündigten Persönlichkeiten. Es waren die Herren Bleichröder [1]) und Graf v. Henckel. Die beiden Finanzmänner waren von außerordentlicher Liebenswürdigkeit und von höflichster Zuvorkommenheit, allein die Kommission war nicht geneigt, ihre „teueren" Dienste in Anspruch zu nehmen, trotzdem sie dieselben mit einer gewissen Beharrlichkeit anboten.

Donnerstag, den 23. Februar 1871 und Freitag, den 24. Februar 1871.

Am 23. Februar begiebt sich Thiers wiederum nach Versailles, dieses Mal begleitet von Jules Favre, der von nun ab bei allen folgenden Konferenzen zugegen ist. Als Bismarck die französischen Unterhändler sah, kündigte er denselben an, daß er vom Könige eine Herabsetzung der Kriegskostenentschädigung um eine Milliarde erlangt hat.

Die Unterhändler versuchten diese enorme Entschädigung im Prinzip zu bekämpfen. Sie gaben zwar zu, daß sich der Sieger die Kosten des Krieges und selbst eine dem erlittenen Schaden angemessene Entschädigungssumme zahlen lasse. Sie bestritten ihm aber das Recht, auf seinen Erfolg hin zu spekuliren und sich auf Kosten des Besiegten zu bereichern. Seit langer Zeit werde der Raub von den zivilisirten Nationen verdammt. Sie verdammten ihn selbst

[1]) Jules Favre nennt denselben in seinem Werk (S. 96): „Black-Schröder".

während eines Krieges, und wenn es einem Truppenführer erlaubt sei, seinen Leuten durch Zwangsrequisitionen die nötigen Lebensmittel zu verschaffen, so sei es ihm doch verboten, sich die Habe der Einwohner anzueignen und sie ihnen als Beute abzunehmen. Um so viel mehr sei es gegen die überall beachteten sozialen Gesetze, in einem Vertrage festzusetzen, daß die siegreiche Nation nach Erlangung eines zur Deckung ihrer Verluste mehr als genügenden Tributs sich auch noch der Schätze der von ihr besiegten Nation bemächtige.

Indem Thiers und Jules Favre diesen elementaren Rechtssatz auf die Lage der Franzosen anwendeten, führten sie aus, daß Deutschland beim Empfang von zwei Milliarden mehr als schadlos aus dem Kampfe hervorgehe; fünf Milliarden von Frankreich zu fordern, sei ein veritabler Raub.

Bismarck bestritt diese Theorie nicht, führte aber an, daß die Kosten des Krieges allein zwei Milliarden ausmachten; rechne man hierzu die Pension der Verwundeten, die Unterstützungen für Witwen und Waisen, die Kosten aller Art, für welche die Regierung Vorsorge treffen müsse, die Belohnungen des Heeres, den Ersatz des zerstörten Materials, die Entschädigungen für die während des Krieges aus Frankreich vertriebenen Deutschen, sowie für die Rheder und Besatzungen der von den Franzosen gekaperten Schiffe, den Unterhalt und die Löhnung der französischen Gefangenen, so komme man auf über fünf Milliarden. Preußen könne also bei dieser Ziffer bestehen bleiben, ohne angeklagt zu werden, daß es die von den französischen Unterhändlern angerufenen Grundsätze verletze, demzufolge sei es nicht zeitgemäß, darüber zu diskutiren.

Alles, was vom Gesichtspunkte des Völkerrechts aus vorgebracht werden konnte, war gesagt. Bismarck wollte die Grundsätze der französischen Unterhändler nicht anerkennen. Nach seiner Meinung rechtfertigte die Notwendigkeit die Eroberung. Vor allem für seine Sicherheit besorgt, hätte Deutschland das Recht, sich die Ländergebiete und Festungen anzueignen, welche ihm eine solche gewährleisteten, und hätte sich keineswegs um das Schicksal und die Gesinnungen der französischen Bevölkerung zu kümmern.

Der Kanzler schien auch von dem Argument, daß der Verlust der französischen Provinzen unvermeidlich später einen Krieg zur Folge haben müßte, nicht sehr betroffen. Er erwiderte: „Das leuchtet uns ein, wir rechnen auf einen Zusammenstoß und hoffen, nicht überrascht zu werden.“

Die französischen Unterhändler machten mit aller Energie, deren sie fähig waren, die Erwägungen geltend, welche die Stadt Metz dem Unglück einer preußischen Annexion entziehen müßten. Ihre Bemühungen waren unnütz. Sie wären es auch bezüglich Belforts gewesen, wenn Thiers nicht in seinem Mute, in seinem Patriotismus, in seinem Schmerze so überzeugende Ausdrücke gefunden hätte, daß Bismarck sich rühren ließ.

„Man muß dieser großartigen Scene,“ bemerkt Jules Favre in seinem oben erwähnten Werke, „angewohnt haben, um sich einen Begriff von den

übermenschlichen Anstrengungen zu machen, welche der illustre Chef der Exekutivgewalt bei dieser Gelegenheit entfaltete. Ich sehe ihn noch vor mir, bleich, aufgeregt, zitternd fast, wie er bald aufstand, bald sich niedersetzte; ich höre noch seine vom Schmerz gedämpfte Stimme, seine abgerissenen Sätze, seine gleichzeitig flehende und stolze Rede, und ich kenne nichts Erhabeneres als den Schmerz dieser noblen Seele, der bald in Klagen, bald in Drohungen und bald in Bitten ausbrach, bald schmeichelnd, bald schrecklich wurde — einen Augenblick zum Aeußersten bereit, angesichts der unerbittlichen Härte."

War es in der That möglich, die Verhandlungen abzubrechen, wenn Belfort den französischen Unterhändlern bis zum Schluß verweigert worden wäre? Thiers glaubte es nicht. Er handelte aber so, als ob er dazu entschlossen wäre. Als er mit seiner unnachahmlichen Beredsamkeit das Außerordentliche der französischen Opfer, die unerhörte Härte, welche ihnen neben der Verstümmelung ihres Gebiets das erdrückende Lösegeld auferlege, die alten Bande, welche Frankreich mit einer Stadt, die nie zu Deutschland gehört und nichts Germanisches habe, verbinden, geltend machte und die Unbeugsamkeit des deutschen Unterhändlers sah, rief er aus: „Nun wohl, Herr Graf! diese Unterhandlungen sind nichts als eine Finte. Es hat den Anschein, als ob wir beraten, aber wir sollen lediglich Ihr Joch passiren. Wir verlangen von Ihnen eine absolut französische Stadt, Sie verweigern sie uns: das heißt zugeben, daß Sie gegen uns zu einem Vernichtungskrieg entschlossen sind. Führen Sie ihn. Verwüsten Sie unsere Provinzen, verbrennen Sie unsere Häuser, erwürgen Sie unsere unschuldigen Einwohner; mit einem Wort, vollenden Sie Ihr Werk. Wir werden bis zum letzten Atemzug kämpfen; wir werden unterliegen, wir werden aber wenigstens nicht entehrt sein!" Das war der Sinn, wenn auch nicht der Wortlaut der heftigen Ansprache.

Bismarck schien erregt. Thiers Erregung hatte ihn ergriffen; er antwortete, er begriffe seinen Schmerz und würde glücklich sein, ihm ein Zugeständnis machen zu können. „Aber," fügte er hinzu, „es steht mir nicht zu, Ihnen etwas zu versprechen, was ich nicht bewilligen kann. Der König hat mir befohlen, diese Bedingungen aufrecht zu erhalten, er allein hat das Recht, sie abzuändern. Ich muß seine Befehle einholen. Es kommt indes darauf an, daß ich mit Herrn v. Moltke konferire. Habe ich seine Zustimmung, werde ich kräftiger dafür eintreten können."

Bismarck ging hinaus. Nach einer Viertelstunde kehrte er zurück, der König mache einen Spaziergang und werde erst zum Diner zurück sein. Herr v. Moltke war ebenfalls abwesend. Man kann sich die Aufregung der beiden Franzosen denken; sie erreichte ihren höchsten Grad, als ungefähr nach einer halben Stunde Moltkes Erscheinen angesagt wurde. Die Franzosen sahen ihn aber nicht, Bismarck schloß sich mit ihm ab.

„Ich glaubte nicht," schreibt Herr Favre, „daß jemals ein Angeklagter

dem Verdikt mit so fieberhafter Angst entgegenharrte als wir. Wir waren stumm und verstört."

Endlich öffnete sich die Thür, und auf der Schwelle stehend sagte der Kanzler:

„Ich habe, dem Willen des Königs folgend, den Einzug unserer Truppen nach Paris fordern müssen. Sie haben mir Ihre Befürchtungen auseinandergesetzt und die Weglassung dieser Klausel erbeten. Wir verzichten darauf, wenn Sie uns Belfort lassen."

Bismarck vermutete, daß die Franzosen nicht der Versuchung würden widerstehen können, die Hauptstadt der Berührung mit dem Sieger zu entziehen. Er hatte nicht vergessen, daß, als Favre ihm den Waffenstillstand antrug, derselbe den Ausschluß des deutschen Heeres als absolute Bedingung aufgestellt hatte. Er hatte Jules Favres Betrübnis bemerkt, als er ihm am Tage seiner Abreise nach Bordeaux angekündigt hatte, daß es ihm nicht möglich sein würde, seine Soldaten vor den Mauern von Paris zurückzuhalten, wenn thörichte Proklamationen sie zum Ueberschreiten derselben herausforderten.

Schließlich hatte er die dringenden Bitten der französischen Unterhändler hinsichtlich dieses Punktes gehört: sie hatten ihm nicht zu sagen unterlassen, daß sie einen Konflikt befürchteten, und hatten Bismarck gebeten, ihnen die Eventualität zu ersparen. Es war für die Franzosen eine Minute unsagbarer Qual; sie waren aber, ohne einander zu sprechen, in ihrem Entschluß sofort einverstanden. Thiers sagte: „Der Schmerz von Paris wird ohnegleichen sein, wenn es die Thore seiner unberührten Mauern dem Feinde öffnet, der sie nicht hat bezwingen können. Deshalb haben wir Sie beschworen und beschwören Sie noch jetzt, ihm nicht diese unverdiente Demütigung aufzuerlegen. Paris ist jedoch bereit, den Kelch bis zur Neige zu leeren. Wir danken Ihnen, Herr Graf, daß Sie der Stadt Gelegenheit bieten, ihren Opfermut so glanzvoll zu bewähren. Unser Schmerz wird das Lösegeld Belforts sein, das wir mehr als je für uns fordern."

„Ueberlegen Sie wohl," entgegnete Bismarck, „vielleicht werden Sie bedauern, diesen Vorschlag abgelehnt zu haben."

„Wir würden unserer Pflicht untreu werden, wenn wir ihn annähmen," erwiderte Herr Thiers.

Die Thüre schloß sich, und Bismarck und Moltke konferirten weiter.

Nachdem Moltke sich entfernt, teilte Bismarck den französischen Unterhändlern mit, daß nur noch der König zu gewinnen sei. Er mußte aber, trotz der Ungeduld der Franzosen, warten, bis der König seine Mahlzeit beendet hatte; um halb sieben begab er sich zum König. Um acht Uhr empfing Thiers die Früchte seiner tapferen Anstrengungen. Er hatte Belfort für Frankreich errungen.

Die übrigen Artikel des Vertrages wurden Schritt für Schritt diskutirt

und riefen mehrfach außerordentlich heftige Erörterungen hervor. Es war vereinbart worden, zwei getrennte, das gleiche Datum tragende Akte aufzusetzen, von denen der erste die Verlängerung und Regelung des Waffenstillstandes, der andere die Bedingungen der Friedenspräliminarien enthalten sollte.

Der Waffenstillstand wurde bis zum 12. März verlängert, eine für die Beratung der Nationalversammlung, deren Ratifikation einzuholen war, als notwendig erachtete Frist.

Art. 4 des Abkommens vom 28. Januar, welcher bestimmte, daß während der Dauer des Waffenstillstandes die deutschen Truppen nicht in Paris einrücken durften, wurde durch eine Bestimmung ersetzt, wonach diese Truppen den Teil der Stadt Paris zwischen der Seine, der Rue du Faubourg St. Honoré und der Avenue des Ternes besetzen sollten.

Die Besetzung sollte sofort nach der Ratifikation der Friedenspräliminarien durch die Nationalversammlung aufhören; gleichzeitig sollten die auf dem linken Seine-Ufer belegenen Forts evakuirt werden, desgleichen innerhalb einer durch Einvernehmen der Militärbehörden beider Länder festzusetzenden, thunlichst kurzen Frist die Departements Calvados, Orne, Sarthe, Eure-et-Loir, Loiret, Loir-et-Cher, Indre-et-Loire, Yonne und ferner die Departements Seine-Inférieure, Eure, Seine-et-Oise, Seine-et-Marne, Aube und Côte-d'or bis zum linken Seine-Ufer.

Die französischen Truppen sollten sich hinter die Loire zurückziehen, die sie nicht vor der Unterzeichnung des endgültigen Vertrages sollten überschreiten dürfen.

Die Räumung der anderen Gebietsteile sollte schrittweise nach Maßgabe der Zahlung der fünf Milliarden erfolgen. Nach Zahlung der ersten fünfhundert Millionen sollten die Departements Somme, Oise und die auf dem rechten Seine-Ufer liegenden Teile der Departements Seine-Inférieure, Seine-et-Oise und Seine-et-Marne, sowie der auf dem rechten Seine-Ufer belegene Teil des Seine-Departements und die dortigen Forts geräumt werden.

Nach Zahlung von zwei Milliarden sollten die übrigen besetzten Departements mit Ausnahme der Departements Marne, Ardennes, Haute-Marne, Meuse, Vosges, Meurthe, sowie der Stadt Belfort geräumt werden, die als Unterpfand für die restirenden drei Milliarden bleiben sollten. Die darin verbleibenden Besatzungstruppen sollten nicht mehr als fünfzigtausend Mann betragen.

Thiers und Favre unterließen nichts, um die Schwere dieser enormen Belastung hervorzuheben, und brachten Kombinationen zur Beschleunigung der Räumung des französischen Gebiets in Vorschlag. Sie betrachteten mit Recht diese Befreiung als wesentliche Vorbedingung für die Wiederaufnahme der nationalen Thätigkeit und für die Wiederherstellung des Kredits Frankreichs. Bismarck begriff dies wohl, wies aber seinerseits auf die Unsicherheit der Zukunft Frankreichs, die Unbeständigkeit des französischen Charakters, das Verlangen der Franzosen nach Revanche, auf die Notwendigkeit, die Erregung seiner Lands-

leute zu besänftigen, hin; er willigte jedoch ein, eine Bestimmung in die Konvention aufzunehmen, welche den Franzosen gestattete, die territoriale Garantie für die Zahlung der letzten drei Milliarden durch eine von dem Ermessen des deutschen Kaisers abhängige finanzielle Garantie zu ersetzen.

Bei der Erörterung über den Sinn und die Tragweite dieses Zugeständnisses sprach sich Bismarck des längeren über die Gründe aus, welche ihn veranlaßten, den Franzosen gegenüber auf effektiven Sicherheiten bestehen zu müssen. Er sagte, er vertraue sehr wohl auf die Lauterkeit der französischen Unterhändler, die Aufrichtigkeit Frankreichs jedoch sei in seinen Augen eher anzuzweifeln. Die französische Nation habe sich nicht verändert. Sie denke nur daran, den Krieg wieder zu beginnen, und würde begierig jede Gelegenheit zur Stillung ihrer patriotischen Leidenschaft ergreifen. Da er demzufolge auf eine getreue Ausführung der Versprechungen Frankreichs nicht rechnen könne, müsse er es durch eine materielle Fessel binden. Es sei jedoch nicht unmöglich, daß Frankreich genügende Sicherheiten fände. Wenn zum Beispiel das Haus Rothschild durch seine Unterschrift Deutschland Gewähr leiste, würde er keinen Einwand gegen die Zurückziehung der deutschen Truppen nach Zahlung der zwei ersten Milliarden mehr haben.

Sonnabend, den 25. Februar 1871.

Thiers und Jules Favre fanden Bismarck ausnahmsweise gereizt. Ihr Empfang war kühl. Bismarck zeigte sich ungeduldig; er machte Thiers den Vorwurf, daß er auf schon erörterte und erledigte Punkte zurückkomme und unter anderer Form die gemachten Zugeständnisse wieder zurückzunehmen trachte. Thiers verfocht anhaltend die Forderung, daß wenigstens im Prinzip ein dem Steuerertrage der abgetretenen Provinzen entsprechender Bruchteil der französischen Staatsschuld auf den Betrag der Kriegsentschädigung angerechnet werde. Er berief sich dabei auf das Beispiel Frankreichs und Italiens bei der Annexion von Savoyen und Nizza und auf das Beispiel Italiens und der römischen Regierung, als der heilige Vater auf seine Provinzen verzichten mußte.

Bismarck wollte auf nichts eingehen. Er beschuldigte die französischen Unterhändler, sie suchten Vorwände, um die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und sich auf die Wiederaufnahme des Krieges vorzubereiten. Seine Sprechweise war heftig, fast zornig, der Ton herb. Die Ursache dieses Mißbehagens glaubten die Franzosen in der an den englischen Botschafter in Berlin gerichteten und tags vorher Bismarck durch Odo Russell überreichten Depesche Lord Granvilles zu sehen, worin letzterer eine Kriegsentschädigung von 6 Milliarden als zu hoch bezeichnet und für eine billigere Entschädigung plädirt hatte. So waren denn die Unterhändler nicht erstaunt, als Bismarck erregt sagte: „Ich sehe wohl, Sie haben keinen anderen Zweck, als den Kampf wieder aufzunehmen; Sie werden dabei den Schutz und die guten Ratschläge Ihrer guten Freunde, der Herren Engländer, finden."

Jules Favre bat ihn um eine Aufklärung über seine Worte und bekämpfte wiederholt seine unbegründeten Befürchtungen; er fügte hinzu, Bismarck wisse besser als sonst jemand, wie sehr es ihnen unmöglich sei, die ihnen vorgeworfenen Absichten zu hegen, und wenn Frankreich jetzt in Europa Freunde fände, so verdanke es dies sicherlich Bismarck selbst.

Bismarck entgegnete, die beste Art und Weise, zu zeigen, daß das Verlangen Frankreichs nach einer schnellen und friedlichen Lösung mit seiner eigenen Absicht harmonire, sei, die Zahlung der Kriegsentschädigung endgültig zu regeln. Er legte zu dem Zweck ein System zur Festsetzung von Fälligkeitsterminen und Schatzmitteln dar, welche die Persönlichkeiten, denen er sein Vertrauen geschenkt hatte, [1]) wieder auf die Scene führten; er ersuchte die Franzosen, dieselben als Vermittler anzunehmen.

Thiers unterzog diese Auskunftsmittel einer klaren Beurteilung. Er zeigte, daß sie den Hauptübelstand hätten, die Lasten Frankreichs fühlbar zu erhöhen und seine Aktionsfreiheit in sehr nachteiliger Weise zu vermindern. „Frankreich ist niedergeschlagen, allein es verzagt nicht. Wir wollen weder unseren Verpflichtungen entgehen noch den Krieg neu beginnen. Wir werden uns durch die Arbeit wieder erholen und sie pünktlich bezahlen, so kurz auch die Frist sei, die Sie uns gewähren. Das ist alles, was Sie von uns begehren können. Ueberdies sind Ihre Vorschläge neu, verwickelt und geschäftlich. Sie haben den Plan mit Ihren Finanzmännern vorbereitet. Wir verlangen die Reciprozität. Herr Alfons von Rothschild ist in Paris; Sie kennen wie ich seine hohe Begabung und seine anerkannte Biederkeit. Ich werde mit ihm die Sache besprechen und so sicherer sein, mich nicht zu täuschen."

Der Kanzler konnte das nicht abschlagen, allein er schien sehr irritirt. Und als die Diskussion ihren Fortgang nahm, wurde er immer lebhafter, unterbrach seinen Partner bei jedem Satze, erklärte, er sei krank und unfähig, diese Verhandlung weiterzuführen, die man absichtlich in die Länge ziehe. Dann brach sein Zorn vollends aus; er durchmaß mit großen Schritten das Zimmer und rief heftig:

„Ich bin in der That sehr gefällig, mir die Mühe zu geben, zu der Sie mich verurteilen. Unsere Bedingungen sind eine Ultimatum. Sie können dieselben annehmen oder ablehnen. Ich will nichts mehr davon wissen. Bringen Sie morgen einen Dolmetsch mit — ich spreche nicht mehr französisch!" Und der Kanzler begann mit unendlicher Leidenschaftlichkeit laut deutsch zu sprechen.

Während dieser peinlichen Scene hatte Herr Thiers nicht einen Augenblick seine gewohnte Ruhe verloren. Er wartete, bis der Kanzler sich selbst beschwichtigen würde.

Glücklicherweise schlug es fünf Uhr, und man zeigte an, daß das Diner

---

[1]) Vgl. oben S. 122.

servirt sei. Die französischen Unterhändler schlugen die übrigens sehr höfliche und verbindliche Einladung aus, an der Mahlzeit teilzunehmen. Jules Favre, der wußte, daß Thiers seit dem Morgen keinerlei Nahrung zu sich genommen hatte, beschwor ihn, zu gestatten, daß er ihm mindestens irgend eine Erfrischung herbeischaffen ließe; er wollte das durchaus nicht annehmen.

Um sieben Uhr erschien endlich Alfons von Rothschild. Er teilte vollkommen Thiers Ansichten, wovon dieser den Fürsten Bismarck sofort benachrichtigte.

Der Fürst kam nach dem Mahle zurück, um die Herren in den Salon zu führen, wo seine Gäste versammelt waren. Sein Verhalten daselbst war zuvorkommend und freundlich; es lag ihm offenbar daran, die vorangegangene heftige Scene vergessen zu machen. Thiers empfing diese Zuvorkommenheiten wie ein beleidigter, aber geduldiger Mann, der übrigens, mehr als irgend jemand, die Fähigkeiten des Kanzlers anerkannte, von dem er glaubte, er sei im Grunde genommen von allen Feinden Frankreichs der am wenigsten franzosenfeindliche.

Die französischen Unterhändler verabschiedeten sich gegen zehn Uhr nachts.

Es erübrigt noch, die bereits zu dieser Stunde in Bezug auf die französische Armee getroffenen Bestimmungen ins Auge zu fassen. Thiers und Jules Favre legten natürlich den höchsten Wert darauf und hegten die lebhaftesten Befürchtungen in dieser Beziehung. Sie erinnerten sich sehr wohl, daß Napoleon I. als Besieger Preußens von dem letzteren die Beschränkung der Militärkräfte gefordert hatte. Die deutschen Zeitungen kündigten an, daß den Franzosen eine gleiche Behandlung auferlegt werden würde; sie forderten ihre Unterhändler auf, die Zahl der französischen Truppen auf 60000 Mann herabzusetzen und sich der Hälfte der französischen Flotte zu bemächtigen.

Die französischen Unterhändler waren entschlossen, solche Bedingungen zurückzuweisen, aber sie fragten sich mit Schrecken, wie sie den Kampf, den diese Weigerung herbeiführen werde, durchfechten würden. Der gefürchtete Anspruch wurde aber nicht erhoben, abgesehen von der Pariser Garnison, welche bis zur Unterzeichnung des endgültigen Friedensvertrages nicht über 40000 Mann betragen durfte. Bismarck hatte anfangs 25000 gesagt; die Franzosen erreichten eine Erhöhung von 15000 Mann ausschließlich der Gendarmerie und der Munizipalgarde. Sie behielten ferner den zur Verteidigung der Kriegsplätze und der Städte nördlich der Loire erforderlichen Effektivbestand an Truppen.

Mit Rücksicht auf die Dringlichkeit der Wiederherstellung des französischen Heeres und die traurige Lage der französischen Gefangenen in Deutschland drang Thiers energisch darauf, daß die Rückkehr der französischen Gefangenen sogleich erfolge, ohne auf den definitiven Vertrag zu warten. Ihre Heimkehr war ein arbeitsreiches und schwieriges Werk, denn sie sollte schnell vor sich gehen, und es kamen nicht weniger als 420000 Mann in Frage. Es wurde

bestimmt, daß im Interesse der Beschleunigung des Transports Frankreich sein gesamtes Eisenbahnmaterial Deutschland zur Verfügung stelle.

Schließlich wurde noch festgesetzt, daß das Requisitionssystem sowohl bezüglich des Geldes wie der Naturalien in den occupirten Departements aufhören sollte. Bei der Unterzeichnung des Waffenstillstandes hatte Bismarck sich mündlich verpflichtet, an Stelle dieses bei der Bevölkerung so verhaßten Verfahrens eine Vereinbarung zwischen den Intendanturen treten zu lassen. Jedoch hatten trotz der Befehle Bismarcks die Requisitionen an mehreren Stellen nicht aufgehört und lebhafte Klagen hervorgerufen. Ein wenige Tage später in Ferrières vereinbartes Abkommen regelte alle Fragen bezüglich des Unterhalts der auf französischem Boden verbleibenden deutschen Truppen.

Das genügte den französischen Unterhändlern noch nicht. Sie wünschten lebhaft, die französische Zivilverwaltung in den im feindlichen Besitze verbleibenden Gebieten wieder hergestellt zu sehen. Sie allein konnte die Geister beruhigen, die Ordnung und die Ausführung der Gesetze sichern. Sie erreichten, daß die Finanzverwaltung von den französischen Beamten sogleich nach der Ratifikation der Präliminarien wieder übernommen werden sollte. Die Wiederherstellung der Verwaltungsbehörden wurde bis zum Friedensvertrage vertagt; jedoch erkannte Bismarck, daß diese Maßregel ebenso zum Vorteil Deutschlands wie Frankreichs war, und gestand sie nach längeren Verhandlungen zu.

Sonnabend, den 25. Februar, abends, waren alle Artikel beider Vorträge formulirt; es handelte sich nur noch um die Vollziehung der Ausfertigungen.

Sonntag, den 26. Februar 1871.

Um 1 Uhr kehrten Jules Favre und Thiers nach Versailles zurück zur Unterzeichnung der Friedensinstrumente. Dieselben mußten auf die Aktenstücke mehr als drei Stunden warten. Diese Zeit wurde durch eine allgemeine Unterhaltung ausgefüllt; als endlich alles beendet und kollationirt war, sagte Bismarck:

„Ich halte es für angemessen, meine Kollegen aus Bayern, Württemberg und Baden eintreten zu lassen.“ Die französischen Unterhändler hatten nichts gegen die Anwesenheit dieser drei Staatsmänner einzuwenden, welche kaum ungezwungener auftraten als die ersteren. Die Art, mit der Bismarck sie empfing, konnte sie schwerlich veranlassen, aus ihrer bescheidenen Rolle herauszutreten. Es wurde ihnen gestattet, die Verlesung des Vertrages mitanzuhören und ihn zu unterzeichnen. Sie thaten es, ohne sich eine Bemerkung zu erlauben. Bismarcks Gesicht strahlte. Er ließ eine goldene Schreibfeder holen, welche ihm die Damen einer deutschen Stadt für diesen Fall dargebracht hatten. Schweigsam und ergriffen trat Thiers an den kleinen Spieltisch, auf welchem die Vertragsinstrumente lagen: er schrieb seinen Namen, ohne etwas von den Gefühlen erraten zu lassen, die ihn quälten. Jules Favre bemühte

sich, es ihm gleichzuthun. – Danach entfernten sich die französischen Unterhändler.

Das Werk Bismarcks war zu Ende, und es that seinen Meister loben. [1])

b. Nach der Enquête parlamentaire sur l'insurrection du 18 mars Bd. II S. 42, 45, 48.

1) Deposition von Jules Favre.

Es kam das Gespräch auf die Belagerung von Paris. Jules Favre bemerkte, er sei von Haus aus und stets ein Gegner der Befestigung von Paris gewesen. Bismarck erwiderte: „Was mich betrifft, so habe ich die Idee einer Belagerung, einer Einschließung von Paris immer bekämpft. Sie wissen, daß Kriegsratsversammlungen stattgefunden haben, in welchen diese Fragen erörtert worden sind. Die Meinung eines Generals drang durch; er verlangte, daß man Paris cernire und durch Aushungern einnähme. Ich war anderer Meinung. Ich habe gegen die Cernirung von Paris gesprochen und zum König gesagt: ‚Sie übernehmen für Ereignisse eine Verantwortung, welche schrecklich sein werden, und die Belagerung von Jerusalem wird nichts gegen die Einnahme von Paris sein.'"

In Bezug auf den Einzug der deutschen Truppen in Paris versicherte Bismarck Jules Favre, er, Bismarck, sei in dieser Sache der Anwalt des französischen Unterhändlers gewesen, das einzige aber, was er habe durchsetzen können, bestehe darin, daß die Preußen ihren Einzug nicht während des Waffenstillstandes hielten.

Gambetta hatte in einer Proklamation gesagt: „Die Barbaren bleiben an den Thoren der heiligen Stadt stehen."

Bismarck sagte hierauf bezüglich zu Favre: „Sie verlangen, daß ich unsere Armee an den Thoren von Paris zurückhalte, wenn man uns in dieser Weise herausfordert?" Es wurde beschlossen, daß die Armee in Paris einrücken sollte. Als Jules Favre eine Verlängerung des Waffenstillstandes verlangte, sagte Bismarck zu ihm: „Ja, aber wir werden Paris besetzen. Ich habe durchgesetzt, daß die Armee nur bis zum Concordienplatz einrückt und nach der Ratifikation des Vertrages wieder abzieht."

In Bezug auf denselben Punkt hielt Bismarck Jules Favre Preßerzeugnisse vor, welche gegen die deutsche Armee gerichtet waren, und machte keinen Hehl

---

[1]) Während des ersten Aufenthaltes in Versailles war Jules Favre wie ein Staatsgefangener überwacht; es war ihm unmöglich, mit irgend jemand in Verbindung zu treten. Eines Tages, als er wieder in den Wagen stieg, sah er, wie ein Schatten an den Wagen schlich; es war Herr Rameau, der Bürgermeister von Versailles, welcher ziemlich winzig von Figur war und bis zu ihm hatte herankommen können. „Ich beschwöre Sie," sagte er, „nicht ein Wort; ich will Ihnen bloß die Hand schütteln." Das war die einzige Person, mit welcher Favre in Berührung kommen konnte.

daraus, daß es große Anstrengungen verursachen würde, auf diesem Gebiet ein Zugeständnis von deutscher Seite zu erlangen. In Bezug auf die oben erwähnte Proklamation Gambettas bemerkte der Kanzler noch zu Favre, hier werde der Waffenstillstand so aufgefaßt, als ob er Frankreich die Gelegenheit verschaffen solle, seine Streitkräfte zusammenzuziehen, um zum Angriff übergehen zu können. „Das ist Betrug," sagte Bismarck, „da richtet sich der Waffenstillstand gegen uns; ihr Franzosen seid recht hochfahrend; es thut not, daß wir in Paris einrücken."

2) Deposition von Thiers a. a. O. Bd. II S. 8.

In Betreff des Einzugs des preußischen Heeres in Paris sagte Thiers zu Bismarck: „Ich kann eine solche Forderung nicht bewilligen. Bedenken Sie, wenn Sie in Paris einrücken wollen, wird die Bevölkerung überall Barrikaden errichten; Sie werden dieselben mit Sturm nehmen müssen, und Gott weiß, was daraus entstehen kann."

„Wir werden damit schon fertig werden," antwortete Bismarck.

„Es wird nicht so leicht sein, wie Sie glauben," erwiderte Thiers, „aber es wird einen Kampf geben, und Paris könnte verwüstet werden. Für uns wäre das ein Unglück, für Sie aber eine ewige Schande."

Am letzten Tage, nachdem es nach unglaublichen Anstrengungen Thiers gelungen war, Belfort für Frankreich zu erhalten, ließ ihm der König durch Bismarck sagen: „Wenn Sie auf Belfort verzichten, werden wir nicht in Paris einrücken."

Thiers erwiderte ohne Zaudern: „Nein, nein, ich will lieber alle Demütigungen ertragen, welche Sie uns aufzuerlegen belieben, als unsere Festung verlieren; rücken Sie in Paris ein, wenn Sie wollen — ich behalte Belfort."

In Bezug auf die allgemeine Haltung Bismarcks bei den Friedensverhandlungen ist zu bemerken, daß Bismarck Thiers mit dem Wohlwollen empfing, das er ihm schon bewiesen hatte; aber bald änderten sich die Beziehungen fühlbar. Während der Verhandlungen über den Frieden war Bismarck von einer Heftigkeit, die ihm sonst nicht eigen war, und Thiers muß gestehen, daß er seinerseits kaum an sich halten konnte. Nur am letzten Tage, als Bismarck Thiers aufs tiefste betrübt sah über die Unterschrift, welche er zu leisten gezwungen war, ergriff er Thiers Hand und sagte: „Ich begreife und ehre Ihre Betrübnis: ich bin preußischer Minister, Sie Minister Frankreichs; ich mußte thun, was ich gethan habe." [1])

---

[1]) Nach einer gänzlich erfundenen Angabe des „Figaro" hätte Thiers bei den Friedensverhandlungen mit Leichtigkeit die Rückgabe von Mülhausen vom Fürsten Bismarck erreichen können. Vgl. „Post" 1879 Nr. 306.

3) Deposition von Jules Favre a. a. O. Bd. II S. 77.

In Bezug auf die Entwaffnung der Pariser Garnison sagte Bismarck zu Jules Favre: [1]) „Sie entwaffnen die schlechten Bataillone; den guten mögen Sie ihre Waffen belassen.“ Darauf erwiderte Jules Favre: „Sie irren, wenn Sie annehmen, wir, die Regierung, seien im stande, auch nur ein Bataillon zu entwaffnen. Wer sollte diese Entwaffnung vornehmen? Die Garnisontruppen nicht. Ein Teil der Nationalgarde würde den anderen nicht entwaffnen. Wenn Sie die Nationalgarde entwaffnen wollen, so rücken Sie, wenn Ihnen das recht ist, in Paris ein.“ Darauf erwiderte Bismarck: „Ich habe ein untrügliches Verfahren zur Entwaffnung der Nationalgarde, die Fortsetzung der Einschließung; ich werde alle Ausgänge schließen, und in zwei bis drei Wochen wird mir jeder, der ein Stück Brot haben will, sein Gewehr zu den Vorposten bringen.“ [2])

4) Deposition des Generals Trochu a. a. O. Bd. III S. 33.

Beim Schluß der Waffenstillstandsverhandlungen mit Jules Favre war Bismarck bei bester Laune und pfiff Halali, indem er ausrief: „La bête est morte.“

Unterredung Bismarcks mit Pouyer-Quertier über die Zahlung der Pariser Geld-Kontribution. [3])

Versailles, Ende Februar 1871.

Ende Februar 1871 hatte sich in Versailles die Nachricht verbreitet, das deutsche Hauptquartier würde spätestens am 10. März aufbrechen, um nach der Heimat zurückzukehren. Plötzlich aber hieß es, alles wäre wieder fraglich geworden, denn die Stadt Paris hätte die Zahlung der 200 Millionen Kontribution eingestellt. Und das war allerdings richtig; nur lag kein neuer Kriegsfall vor, denn sehr bald stellte sich heraus, wodurch die Unterbrechung der Zahlungen herbeigeführt worden war. Es fuhren beim Bundeskanzler Grafen Bismarck

[1]) Ueber die gesamten Verhandlungen Bismarcks mit Jules Favre vgl. noch die enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense etc., Bd. I S. 318—327 (Deposition des Generals Trochu).

[2]) Nach einer anderen Lesart hatte Bismarck zu Jules Favre gesagt: „Wir werden die ganze Armee, nämlich die Garnison, die Mobil- und die Nationalgarde, entwaffnen. Aber Sie werden uns die guten Bataillone bezeichnen, welchen ich ihre Waffen belassen werde.“ Worauf Jules Favre geantwortet hatte: „Die Nationalgarde von Paris enthält nur Bürger, welche verdienen, ihre Waffen zu behalten; deshalb kann ich Ihren Vorschlag nicht annehmen.“ Bismarck hatte hinzugesetzt: „Ah! Sie wollen es; nun wohl, es sei!“

[3]) Die obenstehende Erzählung ist von der „Täglichen Rundschau“ in die „Hamburger Nachrichten“ Nr. 59 v. 10. 3. 91 übergegangen.

die Minister Jules Favre und Pouyer-Quertier vor, um zu melden, Paris wäre außer stande, den verabredeten Zahlungsmodus innezuhalten, und es müßten notgedrungen neue Verabredungen getroffen werden.

Auf die Frage Bismarcks, was denn eigentlich vorgefallen wäre, erwiderte der Finanzminister Pouyer-Quertier:

„Die Bank von Frankreich ist zwar durchaus im stande, den noch zu entrichtenden Rest von 100 Millionen jeden Augenblick abzuführen, allein ihre augenblickliche Zahlungsunfähigkeit erklärt sich aus dem leidigen Umstand, daß die Bank nicht über genug — Geldsäcke verfügt. Wir werden, wenn es verlangt wird, die Zahlung fortsetzen; nur sind wir dann genötigt, die Goldstücke uneingepackt abzuführen, und das ist ungemein zeitraubend für den Zahler wie für den Empfänger."

Bismarck übersah, mit welchen Weiterungen die Generalintendantur, die das Geld vereinnahmte, zu kämpfen haben würde, und er erbot sich zu jedweder Hülfeleistung für die Bank. Sofort wurden also deutsche Lieferanten angewiesen, Zug um Zug Leinwand nach Paris zu schaffen, und nunmehr erklärte sich Pouyer-Quertier für befriedigt. Allein er kam noch mit einem Einwand.

„Excellenz," sagte er zum Kanzler, „für jeden Geldsack berechnet die Bank von Frankreich laut Gesetz 75 Centimes, und diesen Betrag . . ."

„Wir bezahlen gern jeden einzelnen Sack," unterbrach ihn Bismarck, und siehe da, schon am nächsten Tage nahm, weil die Beutel sogleich in Angriff genommen wurden, die Zahlung ihren Fortgang. Mit der letzten Goldsendung lief dann auch die französische Rechnung ein: sie lautete über 23 500 Franken, und ohne Besinnen wurde der Betrag entrichtet. [1])

---

[1]) Diese französischen Geldsäcke, aus deutscher Leinwand hergestellt und vom Empfänger der Kontribution bezahlt, sind hernach Jahre lang bei der Reichsbank und deren Filialen im Gebrauch gewesen, aber kaum einem ihrer späteren Besitzer wird bekannt gewesen sein, welch wichtige Rolle diese Beutel einst gespielt. Jeder enthielt gleich hohe Summen bei gleichem Gewicht, und es mag erwähnt werden, daß an der Gesamtsumme, die auf Treu und Glauben angenommen wurde, nicht ein einziger Centime fehlte. Das Gleiche gilt von den Zahlungen, die in Papier geleistet werden durften, und daß sich unter dem Papiergeld ein nachgemachter preußischer Hundertthalerschein befand, konnte dem Schuldner um so weniger als Schuld angerechnet werden, weil die Nachahmung eine vorzüglich geschickte gewesen war. Während der Belagerung hatte nämlich ein Pariser Graveur seine Zeit nicht besser verwerten zu können gemeint, als indem er den nachgemachten Hundertthalerschein an der Stelle, wo sich die Strafandrohung befand, mit der Bemerkung versah: „Wer Guillaume oder Bismarck lebendig an die Regierung der französischen Republik ausliefert, erhält dafür die Summe von zehn Millionen Franken." Dieser gefälschte Schein wurde sofort als interessante Kriegserinnerung für hundert Thaler erstanden, schon um der Oberrechnungskammer keinen Anlaß zu einem „Monitum" zu bieten. Die Ausgabe von 23 500 Franken für die Geldbeutel ließ der gestrenge Rechnungshof ebenfalls unbeanstandet, nachdem auf diesen Fall hin das französische Gesetz und die Bankordnung durchgesehen waren.

Unterhaltung Bismarcks mit Madame Jessé über Entschädigungsforderungen der letzteren.[1])

Versailles, Anfangs März 1871.

Nach einem Bericht des Versailler Korrespondenten der „Times".

Ehe Graf Bismarck seine Wohnung in Versailles, 14 Rue de Provence, verließ, erhielt er einen Besuch von der Besitzerin des Hauses, Madame Jessé, die ihn in ziemlich stürmischer Weise um Schadloshaltung für die ihrem Hause während der preußischen Occupation zugefügten Beschädigungen anging.

„Sehen Sie sich die Teppiche, diese zerbrochenen Stühle, diesen zerkratzten Tisch an!" sagte die Dame.

„Madame," erwiderte der Reichskanzler, „was hätten Sie gethan, wenn Sie eine Kompagnie Soldaten im Hause gehabt hätten? In welchem Zustande würde es dann sein?"

„Ja, mein Herr, aber sehen Sie sich den Schaden an, der mir verursacht worden. Ich entging zwar der Soldateneinquartirung, aber es wird mich Hunderte kosten, das Haus wieder in Stand zu setzen."

„Ei, Madame" — entgegnete der Reichskanzler — „Ihr Haus ist ein Vermögen; ändern Sie nicht das mindeste daran; lassen Sie alles, wie es ist, und die Amerikaner werden herbeiströmen, um sich den Ort anzusehen, wo der Friede unterzeichnet wurde, und durch Zeigen Ihrer Räumlichkeiten werden Sie Ihr Glück machen."

Unterredungen Bismarcks mit Jules Favre und den französischen Unterhändlern über den Abschluß des definitiven Friedens mit Frankreich.

Frankfurt a. M., 6.—10. Mai 1870.

6. Mai 1871: Erste Unterredung Bismarcks mit Jules Favre.
Nach Jules Favre, Simple récit etc., Bd. III Seite 348 ff.[2])

In Bezug auf die Vorbereitungen zu der Zusammenkunft Jules Favres mit Bismarck in Frankfurt erzählt der erstere, Thiers habe ihm für die Verhandlungen plein pouvoir gegeben; er wünschte nur die Schlußentscheidung in Händen zu behalten. Im Hinblick auf die bei den Versailler Waffenstillstandsverhandlungen gemachten Erfahrungen wünschte Jules Favre, daß ihn sein Kollege Herr von Goulard und Herr de Clerc, bevollmächtigter Minister, begleiteten, welche beide in Ge-

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

[2]) Die obenstehende hochbedeutsame Quelle ist in Kohls Bismarck-Regesten unerwähnt. Das Werk von Favre erschien gleichwohl bereits 1875.

meinschaft mit Herrn Baude bereits beauftragt waren, an den in Brüssel stattfindenden Verhandlungen über den endgültigen Friedensvertrag teilzunehmen. Bismarck hatte sich bitter über ihre Langsamkeit beklagt; er behauptete, der letzteren liege eine Absicht zu Grunde. Mit dieser Begleitung glaubte sich Favre noch nicht begnügen zu können; er bedurfte noch der Autorität, welche eine hohe amtliche Stellung verleiht, und besonders eines Mannes mit Scharfblick und Entschlossenheit, Eigenschaften, welche in solcher Situation und einem solchen Gegner wie Fürst Bismarck gegenüber unerläßlich sind. Niemand im Kabinet besaß diese wichtigen Eigenschaften in so hohem Grade wie Herr Pouyer-Quertier. Er hatte dies bei der Leitung des Finanzdepartements bewiesen, wo er Schwierigkeiten überwunden hatte, vor welchen der mutigste Staatsmann zurückgeschreckt wäre.

Der Kanzler hatte für die Zusammenkunft Sonnabend, den 6. Mai in Frankfurt festgesetzt. Die französischen Bevollmächtigten wollten aus dieser Zusammenkunft kein Geheimnis machen, jedoch verbot ihnen die Klugheit, ihre Abreise vorher bekanntzugeben.

Die Reise der französischen Bevollmächtigten nach Frankfurt a. M. konnte nur eine traurige sein. Die Erinnerung an Metz und Straßburg bedrückte sie auf diesem Wege. In Dieuze waren sie auf fremdem Boden. Am folgenden Tage um 4 Uhr abends fuhren sie in den Bahnhof von Mainz ein, wo sie noch die Trophäen und Ausschmückungen vorfanden. Zwei Stunden später waren sie in Frankfurt. Sie stiegen daselbst inmitten einer großen Menge Menschen aus, deren Haltung ihnen respektvoll, sogar sympathisch erschien. Kaum hatten sie sich im Hôtel de Russie installirt, als sie den Besuch eines Sekretärs des Kanzlers erhielten, welcher ihnen mitteilte, daß der letztere erst während der Nacht eintreffe und am folgenden Tage mittags Favre seine Aufwartung machen werde; Favre ließ ihm antworten, er wünsche ihm zuvorzukommen, und so betrat derselbe Sonnabend, den 6. Mai, um die erwähnte Stunde in Begleitung Pouyer-Quertiers den Salon des Fürsten Bismarck, welcher im Hotel zum Schwan abgestiegen war.

Es schien Favre, als ob Bismarck sie mit einer gewissen Kälte empfangen wollte; die Franzosen brauchten sich nicht Mühe zu geben, ihrerseits mehr als reservirt zu sein. Favre setzte in einigen Worten die Gründe aus einander, welche ihm eine Zusammenkunft erwünscht gemacht hatten:

„Gestützt auf meine und meiner Regierung Intentionen und da ich nicht zweifle, daß das deutsche Kabinet und der Staatsmann, welcher die Seele und der Leiter desselben ist, aufrichtig willens sind, mit uns zu einem endgültigen Friedensabschluß zu kommen und uns zu gestatten, daß wir ganz frei und unabhängig vorgehen, um der Pariser Insurrektion ein Ende zu machen, komme ich, um loyale Auseinandersetzungen herbeizuführen, Mißverständnisse zu zerstreuen und zwischen Frankreich und Deutschland eine Uebereinstimmung der

Anschauungen wiederherzustellen, ohne welche spätere Verhandlungen unmöglich sind. Diese Uebereinstimmung der Ansichten, welche, wie ich glaubte, seit dem Waffenstillstand und besonders seit dem Abschluß der Präliminarien zwischen dem Kanzler und mir bestanden hat, ist augenscheinlich durch irrtümliche Auffassungen gestört worden. Es scheint mir ebenso leicht wie wünschenswert, die Sachen auf ihren wahren Wert zurückzuführen und auf diese Weise zu einem Einverständnis zu gelangen, außerdem muß beiden Mächten daran gelegen sein, ihre Absichten klar darzulegen; aber selbst ein Bruch ist der Ungewißheit vorzuziehen, welche die bisher unfruchtbaren Erörterungen zwischen uns hervorgerufen haben, und welche wir nicht länger andauern lassen dürfen."

Während Favre sprach, richtete der Kanzler fortwährend seine Blicke auf Herrn Pouyer-Quertier. Er betrachtete aufmerksam den Gesichtsausdruck desselben, er schien unruhig und unbefriedigt. Dieser Eindruck verschwand bald und machte einer beinahe vertraulichen Kordialität Platz. Die familiäre Einfachheit, mit welcher Pouyer die Angelegenheiten angriff, seine lebhafte und präzise Sprechweise, sein Naturell, welches ihn veranlaßte, in ernste Dinge Scherz einzuflechten und seinen Gedanken eine treffende und feste Form zu geben, erwarben ihm schnell Vertrauen und hatten zur Folge, daß in gewissen wichtigen Punkten unerwartete Zugeständnisse erreicht wurden. Aber erst bei den späteren Verhandlungen ging diese Veränderung vor sich. Der Ton der ersten Unterredung war, wenn nicht aggressiv, so doch wenigstens gänzlich unverbindlich. Der Fürst besprach des längeren die Wichtigkeit der in Frankreich seit dem Abschluß der Präliminarien eingetretenen Ereignisse. „Die Ereignisse," sagte er, „sind von einer solchen Wichtigkeit, daß Deutschland berechtigt sein würde, den Vertrag vom 26. Februar als nicht mehr bestehend zu betrachten, da die Ausführung der hauptsächlichsten Bestimmungen desselben unmöglich geworden ist. Deutschland kann, wenn es will, entweder den Vertrag aufheben oder Sie zur strengen Erfüllung der Ihnen darin auferlegten Verpflichtungen anhalten. Es ist eine ganz neue Lage geschaffen, welche berücksichtigt werden muß. Unsere mehr und mehr in das Spiel kommenden Interessen erheischen das gebieterisch. Ich habe in meinen letzten Depeschen immerfort darauf hingewiesen; wir setzen keinen Argwohn in den guten Glauben der französischen Regierung, aber wir fürchten, daß sie nicht die Kraft besitzt, die drohenden Hindernisse zu überwinden. Als wir uns mit derselben in Verbindung setzten, war die Regierung, wenigstens dem Anschein nach, mit der vollen Souveränität bekleidet; heute ist sie aus ihrer Hauptstadt vertrieben und belagert letztere seit fast zwei Monaten mit viel Aussicht, die Stadt nicht wieder zu erobern. Der in Paris triumphirende Aufstand kann in jedem Augenblick in mehreren Großstädten ausbrechen. Siegt der Aufstand, so werden die Anführer desselben sich beeilen, gegen uns die Streitkräfte zu richten, deren Organisation wir zugelassen haben; dieselben würden in Gemeinschaft mit den Truppen der Kommune sich auf unsere Truppen

werfen können und uns zwingen, einen neuen, blutigen Kampf zu beginnen. Auf diese Eventualität können wir uns nicht einlassen. In anderer Beziehung ist der Vertrag vom 26. Februar gleichfalls verletzt. Artikel 3 setzte fest, daß sogleich nach der Ratifikation und gemäß einer Vereinbarung zwischen beiden Regierungen neun besetzte Departements gänzlich und sechs andere bis zum linken Seine-Ufer geräumt werden sollten, daß die französische Armee sich hinter die Loire zurückziehen sollte, und daß nach Zahlung der ersten halben Milliarde die östlichen Departements gleichfalls geräumt werden sollten. Auf diese Weise sollte der größere Teil unseres Heeres in sehr kurzer Frist nach Deutschland zurückkehren und die unerträgliche und durch die großen Kosten verderbliche Abwesenheit der Truppen zu Ende sein. Sie kennen gewiß die Leiden, welche die Abwesenheit der Truppen unserem Volke auferlegt, und die Lasten, welche damit für unsere Staatskasse verbunden sind. Bei Berechnung der Truppen, für welche Sie den Unterhalt zu leisten haben, haben sich unsere Intendanten zu unserem Schaden um 150 000 Mann geirrt, welche wir jetzt ernähren müssen. Wir haben nicht reklamirt, weil wir glaubten, daß es sich nur um einige Tage handeln würde. Heut kostet uns dieser Irrtum mehrere Millionen, und das Uebel wird immer größer. Ihre Regierung scheint diesen Dingen keine Rechnung zu tragen. Wir haben derselben gestattet, ihre Armee auf mehr als 100 000 Kombattanten zu erhöhen, wir haben ihr mehr als 80 000 Gefangene zurückgegeben, sie fordert nun noch mehr; sie scheint die Belagerung von Paris in die Ewigkeit hinauszuziehen, sie hat noch nicht einmal alle weggenommenen Schiffe zurückgegeben. Wir wollen, wir können derselben auf diesem Weg nicht weiter folgen; andererseits ziehen Ihre Brüsseler Bevollmächtigten die Verhandlungen, aus welchen der definitive Friede hervorgehen soll, systematisch in die Länge; sie geben sich Mühe, die Bedingungen des Präliminarvertrages zu Ihren Gunsten zu modifiziren, und sind in keiner Weise auf Beschleunigung Ihrer Arbeiten bedacht. Auf diese Weise ist alles in Frage gestellt, und wir sehen, daß unsere Garantien sich verflüchtigen. Der Kaiser hat mir befohlen, neue Bürgschaften festzusetzen und darüber einen Zusatzvertrag zu stande zu bringen. Wenn Sie sich weigern, einem solchen Vertrag zuzustimmen, werden wir von Ihnen die genaue Ausführung des Vertrages vom 26. Februar und besonders die Zurückziehung des 40 000 Mann übersteigenden Teiles Ihrer Armee hinter die Loire verlangen. Wir werden uns unsere Aktionsfreiheit bezüglich der Unterdrückung des Pariser Aufstandes ebenso wie bezüglich des Orts der späteren Unterhandlungen vorbehalten, welche in Brüssel nicht weiter fortgeführt werden dürfen."

Favre erwiderte:

„Was Eure Durchlaucht vorschlagen, ist nichts mehr und nichts weniger als die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten. Wir werden alles thun, was geeignet ist, um einen für beide Länder so unheilvollen Ausgang abzuwenden. Indessen

werden wir ohne Zaudern davon Abstand nehmen, wenn Sie aus unserem Unglück Nutzen ziehen und unsere bereits so niederdrückenden Lasten noch vermehren wollen. Wir glauben, mit Opfern bis an die äußerste Grenze gelangt zu sein; darüber hinausgehen zu wollen, heißt uns zum Verzweiflungskampf zwingen. Ich verstehe Ihre und unsere Interessen ganz anders. Sie klagen, daß unsere Bevollmächtigten ihre Erörterungen unnötig hinausziehen; ich könnte an der Hand meiner amtlichen Depeschen beweisen, daß wir immerfort auf eine schleunige Erledigung gedrängt haben; Ihr Vertreter allein macht es sich zur Aufgabe, dieselben zu verzögern. Ich mache Ihnen das Anerbieten, mit diesen Hinzögerungen kurzen Prozeß zu machen, indem wir auf der Stelle den definitiven Friedensvertrag abschließen. Ich kann Ihnen unseren guten Willen und die Aufrichtigkeit unserer Absichten nicht besser beweisen. Was sollen sodann die Vorwürfe Eurer Durchlaucht über das langsame Vorschreiten der Operationen zur Belagerung von Paris? Sie werden nicht vergessen haben, daß wir am 18. März, das heißt vor noch nicht sechs Wochen, nicht 15000 Mann zum Beginn einer Aufgabe hatten, deren Schwierigkeiten und Gefahren Ihnen nicht unbekannt sind. Dank Ihren Zugeständnissen — ich erkenne es an und danke Ihnen dafür — ist die Zahl unserer Truppen angewachsen; sie beträgt heut ungefähr 100000 und ist sicherlich schwach im Vergleich mit der Stärke Ihrer Belagerungsarmee. Indessen sind wir unaufhörlich vorgerückt: Châtillon, Les Moulineaux, Meudon, Courbevoie, Asnières sind in unserer Gewalt.

Das Fort von Issy kann jeden Augenblick fallen. Unsere Annäherungsgräben gehen bis dreihundert Meter von den Wällen, und unsere Batterien in Montretout sind bereit, Bresche zu schießen; unsere tapferen Truppen warten mit Ungeduld darauf, die letztere zu ersteigen. Und in diesem Augenblick sprechen Sie von dem Rückzug an die Loire; das hieße den Triumph der Kommune sicher machen und ihr als Hülfsgenossen diejenigen Volksschichten verschaffen, welche durch den bloßen Gedanken an Ihre Intervention empört sein würden! Eure Durchlaucht sprechen von der Nichtausführung der Verträge! Liegt dieselbe an uns? Kann man einen einzigen Akt von uns anführen, welcher nicht den loyalen Wunsch, jene Verträge zu respektiren, ausgedrückt hat? Sind wir für die vis major verantwortlich? Es wäre ebenso ungerecht wie unnütz, uns die Schuld an dem Pariser Aufstand zuzumessen; derselbe ist eine fast unvermeidliche und durch die Härte unserer Sieger verstärkte Nachwirkung unserer Unglücksschläge. Anstatt den Aufstand durch Krieg nach außen zu unterstützen, lassen Sie uns durch augenblickliche Unterzeichnung des Friedens ein neues Mittel zur schleunigen Unterdrückung desselben aufsuchen; dann werden wir, frei von diesem Hindernis, zu den Verträgen zurückkehren, deren Autorität wir niemals mißachtet haben."

Der Kanzler versetzte:

„Ich lehne diese Lösung nicht absolut ab; ich bin sogar geneigt, derselben vor jeder anderen den Vorzug zu geben; das wird Ihnen hinlänglich beweisen, daß wir keineswegs die Absicht haben, Sie zum Aeußersten zu treiben; das würde ich ebenso wie Sie fürchten. Aber Sie können nicht leugnen, daß die gegenwärtige Krise Ihren politischen Kredit beträchtlich geschwächt und deshalb unsere Sicherheiten vermindert hat. Nachdem wir dieselben nicht mehr in gleichem Grade in Ihrer persönlichen Thätigkeit finden, müssen wir dieselben durch Ausdehnung unserer Aktion zu erlangen suchen. Wir verlangen ein wirksameres Unterpfand für den Abschluß des Friedens auf Grund der Bedingungen des Präliminarvertrages und für die Zahlung der Kriegskontribution. Ich glaube, daß, wenn wir uns über diesen Punkt verständigen, wir die anderen sehr schnell regeln werden."

Favre bemerkte, es hänge alles von der Art und der Größe des Pfandes ab, und bat um nähere Angaben darüber.

„Wir möchten," antwortete Bismarck, „uns das Recht vorbehalten, zu entscheiden, wenn Ihre, wie ich hoffe, schließlich siegende Regierung eine derartige Festigkeit erlangt hat, daß wir Ihr Gebiet räumen können. In dieser Weise wäre der Vertrag vom 26. Februar zu modifiziren, welcher die allmäliche Einschränkung unseres Occupationsgebiets je nach Zahlung jeder halben Milliarde festsetzt und nach der vierten Rate uns nur noch die Besetzung von sechs Departements mit einer auf 50000 Mann herabgesetzten Streitkraft gestattet. Sie haben von dieser neuen Bestimmung nichts zu fürchten. Wir haben das größte Interesse daran, daß unsere Truppen heimkehren; das ist der Wunsch Deutschlands; wir wären thöricht und strafbar, wenn wir uns diesem Verlangen nicht fügten. Sobald die Ordnung bei Ihnen wiederhergestellt ist, werden wir Ihr Gebiet in möglichst ausgedehntem Maße räumen; eine zu große Eile dabei könnte Ihnen wie uns selbst verhängnisvoll werden; wir verlangen ferner von Ihnen als wesentliche Bedingung für die Sicherheit unserer Truppen die Befugnis, letzteren die Bewachung der Thore von Paris und die Ausführung von Patrouillengängen in der bisher neutral gebliebenen Zone zwischen unseren Linien und Ihren Wällen übertragen zu dürfen. Es handelt sich hierbei lediglich um die Ausübung einer polizeilichen Befugnis, welche man uns nicht streitig machen kann, und welche ärgerlichen Unordnungen vorbeugen wird."

„Ich weise diesen Vorschlag durchaus nicht ab," sagte der französische Unterhändler hierauf. „Nur schlage ich vor, die Fragen über die Ausführung und die Einzelheiten einer späteren Erörterung vorzubehalten und zuerst uns darüber schlüssig zu machen, daß wir schon heute den definitiven Frieden zum Abschluß bringen. Wir, mein Kollege und ich, haben in dieser Beziehung die weitestgehenden Vollmachten. Wenn Eure Durchlaucht diese Basis für die Verhandlungen acceptiren, so ist dieselbe damit angenommen. Ich werde nichtsdestoweniger Herrn Thiers darüber berichten und die Befehle desselben bezüglich

der geforderten weiteren Sicherheiten, welche ich bitte, mit Eurer Durchlaucht aufmerksam prüfen und beraten zu dürfen, sowie wegen der anderen, den Vertrag selbst betreffenden Schwierigkeiten, besonders wegen der Festsetzung unserer Grenze bei Belfort und der Abtretung des im Gebiete der annektirten Departements belegenen Teils der Ostbahn, einholen. Ich bin der Ueberzeugung, daß der aufrichtige Wunsch, einer ungewissen und selbst gefährlichen Situation ein Ende zu machen, uns zu einem endgültigen Abkommen veranlassen wird, welches für die beiden Nationen hundertmal vorteilhafter als die beste vorläufige Uebereinkunft ist."

Fürst Bismarck billigte diese Ansicht und beglückwünschte die französischen Unterhändler dazu, daß auf diese Weise schwere Verwickelungen abgewendet worden seien. „Ich kann Ihnen nicht verschweigen," fügte er hinzu, „daß ich der Ueberbringer eines Ultimatums bin. Ich habe Befehl, Ihnen dasselbe zuzustellen. Dank der Freimütigkeit Ihrer Erklärungen sehe ich dasselbe als unnötig an; indessen kann ich mich nicht der Pflicht entziehen, es Ihnen mitzuteilen. Ich bitte Sie, dasselbe entgegenzunehmen, sei es auch nur zur Deckung Ihrer Verantwortlichkeit gegenüber Ihrer Nationalversammlung, welche, wenn sie unser Abkommen zu ratifiziren hat, die Zwangslage erkennen muß, in welcher dasselbe zu stande gekommen ist."

Die Franzosen hatten keine Einwendungen dagegen zu machen. Sie verabschiedeten sich von dem Kanzler nach dieser beinahe vierstündigen Unterredung, welche hier nur ihrem Hauptinhalt nach wiedergegeben ist. Herr Thiers, welcher sofort von diesem ersten Resultat in Kenntnis gesetzt wurde, antwortete zustimmend.

7. Mai 1871: Zweite Unterredung Bismarcks mit Jules Favre.[1])
(Nach Jules Favre, Simple récit etc. Bd. III. S. 360 ff.)

Am folgenden Tage, Sonntag 7. Mai, genau mittags, erwiderte Fürst Bismarck in großer Uniform und in Begleitung seines ganzen Gesandtschaftspersonals den Besuch der Franzosen vom vorhergehenden Tage. Er hatte diese an sich ganz natürliche Handlung mit einem seinen Gewohnheiten ganz zuwiderlaufenden Apparat umgeben wollen, um seinem Ultimatum eine besondere Feierlichkeit zu verleihen. Er sagte den Franzosen, er protestire durchaus dagegen, daß das Dokument, welches er zu ihrer Kenntnis bringen wolle, irgendwie im Sinne einer Drohung auf französischer Seite aufgefaßt werde; er hege übrigens die Hoffnung, daß nach den bereits beiderseits abgegebenen Erklärungen ein freundschaftliches Abkommen, wie er sehr wünsche, zu stande kommen werde, er müsse aber in Erfüllung eines positiven Auftrages seiner Regierung und

[1]) Das Datum dieser zweiten Unterredung mit Jules Favre fehlt in Kohls Bismarck-Regesten. Die daselbst unter dem 8. Mai erwähnte „zweite Unterredung mit J. Favre" ist also die dritte.

behufs genauer Darlegung der beiderseitigen Situation die Note vorlesen und in Abschrift mitteilen, er bäte, dieselbe anzuhören. Er las darauf mit würdevoller und eindringlicher Stimme folgendes vor:

Herr Minister!

Mit Bezugnahme auf unsere gestrige Unterredung habe ich die Ehre, Eurer Excellenz bemerklich zu machen, daß die heutige Lage Frankreichs sich wesentlich von derjenigen unterscheidet, auf die es im Augenblick der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien abgesehen war, und daß die Regierung der Republik nicht in demselben Maße wie damals die Eigenschaft bewahrt hat, allen ihren Verpflichtungen nachzukommen. Der Pariser Aufstand hat, indem er die Lage änderte, die Zukunft, auf welche wir zählen zu dürfen glauben, aufs Spiel gesetzt. Seitdem die französische Regierung sich gezwungen sah, Paris den Händen der Insurrektion zu überlassen und sich außerhalb der Bedingungen der Friedenspräliminarien zu stellen, um die Mittel zur Wiederherstellung ihres verkannten Ansehens ausfindig zu machen, liegt uns die Besorgnis nahe, daß ähnliche Vorgänge sich auch dann noch erneuern könnten, falls es der Regierung wirklich gelänge, sich der Hauptstadt wieder zu bemächtigen. Wenn wir uns bis jetzt enthalten haben, Paris anzugreifen, um einer Lage ein Ziel zu setzen, welche in dem Vertrag vom 26. Februar nicht vorhergesehen war und nicht ohne Beeinträchtigung unserer Interessen verlängert werden kann, wenn wir in einen Zusammenzug der französischen Truppen gewilligt haben, der beträchtlich genug ist, um im Falle einer unvermuteten Wendung der Dinge unsere Lage zu verwickeln, so können wir nicht länger diese passive Haltung Zuständen gegenüber beobachten, die gegen die Bedingungen der Friedenspräliminarien verstoßen, wofern Frankreich sich nicht dazu versteht, diesen letzteren größere Kraft zu verleihen, indem es uns für die Zukunft Bürgschaften gewährt, welche die deutschen Interessen gegen allfällige, der Ruhe Frankreichs hinderliche Störungen schützen würden.

Wir würden es vorziehen, diese Bürgschaften in der gewissenhaften Ausführung der bis jetzt geschlossenen Uebereinkünfte zu finden, denen zufolge die französischen Truppen, die außerhalb Paris stehen, sich auf die Südseite der Loire zurückziehen würden, es sei denn, daß die Regierung in ein Uebereinkommen willigte, kraft dessen die deutschen Truppen nach der Zahlung der ersten halben Milliarde der Kriegsentschädigung und der Bestätigung des endgültigen Friedensvertrages fortfahren würden, die auf dem rechten Seine-Ufer gelegenen Pariser Forts mit dem entsprechenden Teile der neutralen Zone bis zu den Wällen der Stadt, sowie die auf dem rechten Ufer gelegenen Thore derselben besetzt zu halten, so daß die in dem Vertrag vom 26. Februar vorgesehene Räumung sich vorläufig auf die Departements Somme, Seine-Inférieure und Eure beschränken und daß die in Artikel 3 der Friedenspräliminarien ausbedungene Räumung in ihrem vollen Umfang erst dann erfolgen würde, wenn die politische

Lage Frankreichs hinlänglich befestigt wäre, um die Gewähr zu bieten, daß die französische Regierung im stande ist und bleiben wird, ihre Verpflichtungen gegen Deutschland zu erfüllen. Es wäre den Interessen Deutschlands zuwider, die Occupation über die Zeit hinaus zu erstrecken, deren Frankreich zur Befestigung seiner Regierung durchaus bedarf, denn die Deutschland aus der Aufrechterhaltung unsrer Heere in Frankreich erwachsenden Kosten übersteigen weit alle Summen, die Frankreich dazu beisteuert. Die Interessen unserer beiden Länder gestatten uns nicht, eine Sachlage fortbestehen zu lassen, welche beide in der Ungewißheit erhält, sowohl was die Zukunft ihrer gegenseitigen Beziehungen als die Dauer von Zuständen, die weder Friede noch Krieg sind, betrifft.

Wir werden, um ihnen ein Ziel zu setzen, in unserer gegenwärtigen Unterredung danach trachten, uns über die in dem endgültigen Friedensvertrag zu erledigenden Hauptfragen zu einigen. Wenn dies uns nicht gelänge und wenn die französische Regierung sich weigerte, uns die Bürgschaften zu gewähren, die Eure Excellenz anzudeuten ich soeben die Ehre hatte, so würde Deutschland sich vor allem das Recht vorbehalten, seinerseits Schritte gegen die unregelmäßigen, augenblicklich in Paris herrschenden Zustände zu thun und auf der strengen Ausführung der Bedingung zu bestehen, welche die französische Regierung dazu anhält, ihre Truppen auf die Südseite der Loire zurückzuziehen.

Genehmigen Sie u. s. w.

v. Bismarck.

Nach Empfang der Abschrift dieser Depesche kam Jules Favre besonders auf die Bemerkungen zurück, welche der Verlesung vorangegangen waren. Er sagte dem Kanzler, er meine, die Depesche entspreche einer Lage der Dinge, die nicht mehr bestehe, und er fügte hinzu, indem er derselben voll Rechnung trage, acceptire er die Note nur mit der Erläuterung, mit welcher der Urheber selbst dieselbe begleitet habe. Unter diesen Umständen bäte er, sogleich die Verhandlungen zu beginnen. Der Fürst erwiderte einige höfliche Worte. Eine große Menschenmenge erwartete ihn, als er aus dem Hotel trat; dieselbe empfing ihn mit Zurufen, welche Favre weder einstimmig noch enthusiastisch erschienen.

Eine Stunde später war Jules Favre bei dem Fürsten. Die Erörterung drehte sich zunächst um die Frage der Bürgschaften; sie wurde manchmal mit einer gewissen Heftigkeit geführt. Einen Augenblick nahm sie sogar einen beunruhigenden Ton an, und Favre besorgte, daß die bei den Konferenzen über den Präliminarvertrag vorgekommene, durch die Note Lord Granvilles hervorgerufene Scene sich wiederholen werde. Bismarck schien das Verlangen der Franzosen nach einem schnellen Abschluß des Friedens in Zweifel zu stellen. Als Favre sich energisch dagegen verwahrte, wurde der Kanzler hitzig und sagte: „Ihre Handlungen bedeuten mehr als Ihre Worte, und was wir von den ersteren erfahren, flößt uns wenig Zutrauen ein. Sie haben die in meinen

Augen sehr chimärische Hoffnung noch nicht aufgegeben, Europa für Ihre Sache zu interessieren, und Sie glauben durch Intervention desselben eine Abänderung der Friedensbedingungen erreichen zu können; Sie suchen überall nach feindseligen Gesinnungen, welche uns Verlegenheiten bereiten. Noch ganz neuerdings haben Sie sich an Rußland gewendet. Dies berichtet mir heut morgen unser Botschafter in St. Petersburg . . ."

Favre unterbrach den Kanzler. „Ich bitte Ew. Durchlaucht," sagte er mit absichtlicher Festigkeit, „zu glauben, daß ich mich durch solche Worte verletzt fühle. Ich verheimliche nicht, daß ich Anstrengungen gemacht habe, um in Europa das Gefühl der Gerechtigkeit und der Solidarität wieder zu erwecken. Noch in dieser Stunde würde ich erfreut den Schiedsspruch Europas acceptiren, welchen Deutschland stets streng zurückgewiesen hat. Ich bin aber nicht fähig, ein doppeltes Spiel in der Art zu treiben, daß ich in dem Augenblick Feindseligkeiten zu erregen suche, wo wir den Frieden unterzeichnet haben. Ich apellire an die Loyalität Eurer Durchlaucht und bitte um sofortige Mitteilung der betreffenden Depesche. Ich kenne sie nicht, sie geht von einem Ihrer Vertreter aus; ich bin indes sicher, daß sie Ihre Insinuationen in förmlicher Weise dementiren wird."

Nach einigen Einwendungen ließ der Fürst sich das Telegramm bringen; der preußische Botschafter berichtete darin über eine Unterredung, welche er an demselben Tage mit Herrn v. Gortschakoff gehabt hatte; der Kanzler hatte dem Botschafter versichert, der Kaiser würde es gern sehen, daß die Kabinette von Versailles und Berlin gegenseitig ein für beide gefährliches System des Mißtrauens aufgäben; das beste Mittel dazu wäre die Beschleunigung des endgültigen Friedensabschlusses. Herr v. Gortschakoff hatte sogar gesagt, er wisse, daß Frankreich geneigt dazu sei; er habe Mitteilung von einer Note des Ministers des Aeußern erhalten, in welcher der Wunsch ausgedrückt sei, der Kaiser von Rußland wolle die Güte haben, seinen Einfluß auf seinen verehrungswürdigen Onkel, den deutschen Kaiser, behufs Erreichung dieses Zwecks auszuüben.

„Sie sehen," rief Favre, „statt den Plänen Eurer Durchlaucht entgegenzutreten, habe ich mich denselben angeschlossen; statt Verzögerungen hervorzurufen, habe ich mich bemüht, die Verhandlungen zu beschleunigen. Lassen wir also, darum bitte ich Sie, diese bedeutungslosen Anschuldigungen beiseite, welche mit Ihren eignen Informationen nicht im Einklang stehen und uns nur von dem Ziel, welches wir erreichen wollen, abbringen können."

„Ich wünsche dies wie Sie," versetzte Bismarck, „aber ich konstatire nichtsdestoweniger diese fortwährenden Versuche einer Einmischung Europas, indem ich Ihnen wiederhole, was ich schon manchmal Gelegenheit gehabt habe Ihnen bemerklich zu machen, daß wir wünschen, uns gänzlich von einer solchen Einmischung frei zu machen."

„Ich weiß dies," entgegnete der französische Minister, „und ich bin nicht erstaunt darüber. Es ist jedoch nicht an der Zeit, daß wir uns hierüber aussprechen, es genügt mir, einen Irrtum Eurer Durchlaucht konstatirt und dadurch die Offenheit unseres Verhaltens gegen Sie dargelegt zu haben."

Nach Erledigung dieses Zwischenfalles kam die Frage der Bürgschaften zur Beratung; die Franzosen versuchten vergebens, den Kanzler zu bestimmen, daß er mit dem definitiven Abschluß des Friedens sich begnüge. Favre und Pouyer-Quertier wiesen dabei darauf hin, daß ihr Erfolg gegen die Kommune gewiß sei, und daß das Interesse Frankreichs, pünktlich die Zahlungen zu leisten, Deutschland die größte Sicherheit gewähre. „Wenn wir die Wahrheit sagen sollen," bemerkten sie, „so bildet die Occupation des französischen Gebiets eine unnütze Härte und gewährt Ihnen keine weitere Bürgschaft. Als Herren von Elsaß und Lothringen haben Sie uns an der Kehle und das ganze Gebiet in der Hand. Der Aufstand hat Ihre Gewalt über uns eher erhöht als vermindert. Ihre erste halbe Milliarde liegt bereit. Der Kredit, welchen uns der Sieg verschaffen wird, wird bewirken, daß die späteren Zahlungen leicht und prompt geleistet werden. Wozu also jetzt die Bedingungen des Präliminarvertrages noch erschweren? Eine Bestimmung dahin treffen, daß Sie sich zurückziehen, sobald Sie ersehen, daß unsre Regierung fest begründet ist, das heißt uns Ihrer Willkür überlassen und unsre Bevölkerung durch die Aussicht auf eine unbegrenzte Dienstbarkeit zur Verzweiflung bringen; das heißt die Gelegenheit, in Konflikt zu geraten, zu einer Zeit vermehren, wo wir beide das Interesse haben, solchen Anlässen vorzubeugen."

„Sie vergessen," antwortete der Kanzler, „daß diese Occupation, über welche Sie sich beklagen, uns schwerer drückt als Sie. Unser Heer ist die Nation selbst. Befindet es sich auf Ihrem Grund und Boden, so verarmt der unsrige. Jede Familie ist erzürnt über die Abwesenheit eines Mitgliedes, welche der Krieg nicht mehr rechtfertigt. Wir verlangen, daß wir allein darüber zu entscheiden haben, wann die Zurückziehung unsrer Truppen opportun ist, nicht um dieselben unnötig lange auf Ihrem Gebiet zu belassen, sondern um später nicht gezwungen zu sein, sie von neuem dorthin zu führen. Hinsichtlich dieses Punktes sind überdies die Befehle des Kaisers ganz bestimmter Art, und wir können Ihnen keine Zugeständnisse machen."

Bei diesem unbeugsamen Festhalten an dem Prinzip hatten die französischen Vertreter nur noch über die Durchführung desselben zu beraten und sich zu bemühen, die Sache weniger hart zu gestalten. Die Erörterung war lang und mühsam. Indessen erreichten sie, daß nach Zahlung der dritten halben Milliarde die Räumung der in dem Präliminarvertrage gedachten fünfzehn Departements von Rechts wegen und ohne Rücksicht darauf zu erfolgen habe, welcher Ansicht das preußische Kabinet bezüglich der politischen Lage Frankreichs sei. Das war eine Kontrolle und ein Zügel für die Willkür Preußens.

Die französischen Unterhändler konnten übrigens das Gewicht der Argumente des Fürsten Bismarck in Betreff der Zurückziehung der deutschen Truppen nicht verkennen; dieselben haben ihre volle Bestätigung durch die Thatsachen gefunden.

Es war für die Franzosen unmöglich, bezüglich des durch das Ultimatum erhobenen Anspruches, den Preußen die Bewachung der Thore von Paris zu überlassen, sich ebenso entgegenkommend zu zeigen. Favre war erstaunt, daß der deutsche Generalstab dies nicht begriff. Die französischen Unterhändler setzten diesem Anspruch eine bestimmte Weigerung entgegen. Man mache sich eine sonderbare Vorstellung, wenn man glaube, die Bewohner von Paris würden die Geduld haben, die Anwesenheit fremder Schildwachen an ihren Thoren ruhig hinzunehmen. Die Konflikte würden von selbst entstehen, und niemand könne die Folgen derselben übersehen. Nach mehreren Besprechungen mit seinem militärischen Beirat gab Bismarck nach, und man behielt von dem Entwurf des Artikels nur die Bestimmung über die Befugnis der Corpsbefehlshaber bei, Patrouillen in die neutrale Zone um die Stadt senden zu dürfen.

Der letzte Absatz des Artikels I des Vertrages vom 26. Februar hatte einen wichtigen Punkt vorbehalten; es heißt daselbst: „Die Stadt Belfort und die Befestigungen derselben mit einem später festzusetzenden Umkreise verbleiben Frankreich." Bismarck hatte diesen Rayon in Versailles auf sieben Kilometer geschätzt. Von französischer Seite war niemand näher darauf eingegangen. Dies Minimum war den französischen Unterhändlern jetzt also sicher; sie hatten ein großes Interesse, darüber hinaus etwas zu erreichen.

Die Vertreter Frankreichs bemühten sich, dem Kanzler darzulegen, daß Deutschland keinen Grund habe, Frankreich etwas streitig zu machen, was für das letztere von größter Bedeutung sei. Als Bismarck den Franzosen Belfort belassen habe, könne er nicht die Absicht gehegt haben, den Wert dieses Zugeständnisses zu vernichten oder wenigstens erheblich herabzusetzen; dies würde unfehlbar eintreten, wenn die Stadt ihrer wesentlichsten Elemente der Lebensfähigkeit beraubt werde. Nun sei der Stadt ein gewisser Umkreis für die Verpflegung und die Erhaltung der täglichen Beziehungen unerläßlich. Uebrigens gäbe ein Halbkreis mit einem Radius von sieben Kilometern keine Grenzlinie, welche in Ermangelung natürlicher Grenzen über größere bewohnte Plätze führen müsse. Der Urheber des von dem deutschen Generalstab vorbereiteten Vertragsentwurfs sei bei der Annahme einer Annexion Belforts von diesem Gedanken ausgegangen. Indem derselbe von Norden nach Süden der Wasserscheide folge, sei er auf das unter dem Namen Ballon d'Alsace bekannte Hochgebirge getroffen. Bei dieser Stelle zweige sich die Vogesenkette in zwei Arme, sie strecke nach Osten ihren Hauptarm, welcher sich allmählich von über siebenhundert Meter bis herab zu den Hügeln von Champagney zwischen Sennapagny und Evette senke; das sei genau die zuerst von dem Generalstab gewählte Linie; dieselbe schiebe in der Verlängerung zwischen den Höhen von Salbey nach links

und von Châteauvillars nach rechts Belfort in die deutsche Grenze hinein. Der andre Arm, welcher aus ausgedehnteren Bergen und tieferen Thälern gebildet werde, richte sich nach Südwesten und laufe unterhalb von St. Germain bei Bethonvilliers, einige Kilometer oberhalb von Menoncourt und Fontaine, aus.

Zwischen diesen beiden Gebirgsarmen, deren Abstand an ihrer Basis ungefähr zwanzig Kilometer beträgt, liegt das Thal von Giromagny und die Straße von Belfort nach dem Belchen. Dieses Thal und der Flecken, der Hauptort des Kantons, nach welchem das Thal den Namen führt, sind der Sitz reicher und zahlreicher Industrien. Der Besitz derselben sicherte den Franzosen eine wertvolle Verbindung mit dem höchsten Punkte der Vogesen und gestattete den Unterhändlern, als notwendige Annexe die beiden Dörfer Raon-l'eau und Raon-Plaine, welche an der östlichen Abdachung des Belchen liegen und die strategische, in das Thal von Champagney führende Route beherrschen, zu fordern. Die Vertreter Frankreichs setzten mit großem Eifer auseinander, wie der Wunsch der Bevölkerung, die Traditionen, die Bande, welche dieselbe mit Belfort verknüpften, zu achten seien. Sie verlangten ferner, daß die Grenze, deren Abänderung nach Norden ihnen so sehr gerechtfertigt erschien, auch nach Westen und Süden erweitert werde. Bismarck versprach, nachdem er den französischen Ansprüchen lange und lebhaft entgegengetreten war, die Vorschläge mit der Absicht zu prüfen, alles, was ihm irgend annehmbar erscheine, zuzubilligen. Er fügte hinzu, vielleicht könne er, zum Teil wenigstens, die französischen Wünsche befriedigen, wenn ihm auf einem andern Teile des französischen Gebiets ein Aequivalent geboten werde. Die französischen Unterhändler protestirten lebhaft dagegen und bemerkten, es handle sich hier nicht um ein Geschäft, bei welchem jedes Zugeständnis eine Kompensation nach sich ziehe; die Notwendigkeit allein habe ihnen die von Deutschland annektirten Provinzen entrissen; im Momente der definitiven Grenzregulirung könnten sie wohl einen Teil des Bodens und der Bewohner, die ihnen genommen worden seien, wieder zurückbekommen, sie hätten aber nicht das Recht, über dasjenige zu verfügen, was ihnen durch den Präliminarvertrag belassen und verbürgt sei. Der Kanzler bekämpfte diese Ansicht, er berief sich auf die Vorgänge, auf den Vorteil der geschäftlichen Behandlung selbst bei Abmachungen der vorliegenden Art. Er bemerkte, er werde noch denselben Abend nach Berlin telegraphiren. Die französischen Vertreter berichteten Herrn Thiers über den Stand der Verhandlungen; derselbe ließ ihnen sein Einverständnis mitteilen.

8. und 9. Mai 1871: Dritte und vierte Unterredung Bismarcks mit Jules Favre.

(Nach Jules Favre, Simple récit etc., Bd. III. S. 372.)

In der folgenden Sitzung, Montag 8. Mai, teilte der Kanzler näher mit, was er am Tage vorher nur angedeutet hatte. Deutschland willigte ein,

daß Frankreich das geforderte Gebiet um Belfort erhalte, verlangte aber an der Luxemburger Grenze einen Landstreifen von ungefähr zehn Kilometern, von dem kleinen Dorfe Hussigny ausgehend und zwischen Avril und Moyeuvre mit der ursprünglichen Linie zusammentreffend. Die Franzosen verloren dadurch 7000 Einwohner und 10 000 Hektar, erlangten dagegen 27 000 Einwohner und 6000 Hektar am Ober-Rhein. Zwei wichtige Gründe konnten das deutsche Kabinet zu diesem Vorschlage bestimmen: in erster Linie der Wunsch, sich die in dieser Gegend reichlich vorhandenen Eisenerzlager zu verschaffen; in zweiter Linie der Vorteil, daß die Ausdehnung der französischen Grenze gegen Luxemburg verringert und dadurch auf ungefähr den dritten Teil reduzirt wurde. Der Kanzler machte noch einen dritten, vom Standpunkte der positiven Politik weniger schätzbaren Grund geltend. Das Gebiet, welches Preußen haben wollte, wäre, sagte er, der Schauplatz wiederholter und blutiger Gefechte gewesen. Die sterblichen Hüllen einer großen Zahl Offiziere und Soldaten ruhten daselbst. Der Kaiser lege Wert darauf, die Gräber derselben zu besitzen. Die französischen Unterhändler glaubten derartige, sehr achtungswerte, in ihren Augen aber nebensächliche Gründe nicht widerlegen zu brauchen. Sie beschäftigte vor allem das große Interesse, welches Frankreich daran hatte, daß um Belfort ein Aktionsfeld belassen werde, welches zur Deckung des Platzes und zur Ergreifung der Offensive genügend groß sei. Es schien ihnen, daß, wenn dies Interesse gegen das Interesse an der Erhaltung eines Erzlagers und einiger Dörfer an der Luxemburger Grenze abgewogen werde, es ein Zaudern dabei nicht geben könne. Nur war ein solches Zögern angesichts der grausamen Notwendigkeit möglich, von dem nationalen Boden einen Teil dessen, was ihm durch den Präliminarvertrag zugeteilt war, wieder abzuschneiden. Die französischen Vertreter machten dem Kanzler bemerklich, daß eine so delikate Frage außerhalb ihrer Kompetenz liege. Dieselbe berühre die Souveränität; die Nationalversammlung allein könne sie lösen. Man einigte sich über einen Mittelweg, der darin bestand, daß eine Alternative gestellt wurde, über welche die Kammer sich aussprechen sollte: entweder ein Rayon von sieben Kilometern um Belfort ohne weitere Grenzänderung oder die erwähnte Erweiterung gegen Ueberlassung von zehn Kilometern an der Grenze von Luxemburg. In dieser Weise wurde der erste Artikel des Vertragsentwurfs redigirt.

Die folgenden Bestimmungen wurden genau geprüft, gaben aber zu bemerkenswerten Erörterungen keinen Anlaß. Der Kanzler bewilligte ohne viel Anstrengungen von französischer Seite die sofortige Rückgabe von 20 000 Gefangenen, welche notwendigerweise und ohne Verzug nach Algier gesandt werden mußten, wo sie eine wertvolle Hülfe gegen den Aufstand bildeten. Man setzte fest, daß die allgemeine Rückkehr der Gefangenen in die Heimat mit der größtmöglichen Schnelligkeit weitergehen sollte. Nachdem einmal darüber Einverständnis erreicht war, war diese Bestimmung ganz natürlich;

beide Vertragschließenden hatten ein Interesse an der unverweilten Ausführung.

Weniger leicht war die Verständigung über die Handelsverträge. Die eingetretenen Ereignisse hatten dieselben aufgehoben. Die französischen Vertreter hatten den Auftrag erhalten, die Aufrechterhaltung des status quo zu sichern, um auf diese Weise sich die Zukunft vorzubehalten. Bismarck widersetzte sich dem heftig. Er erklärte, er wolle lieber den Krieg mit den Waffen von neuem beginnen als sich einem Tarifkriege aussetzen. Pouyer-Quertier nahm den Kampf tapfer auf und gab erst angesichts der Gewißheit eines Bruches nach. Es wurde vereinbart, daß beide Regierungen als Grundlage ihrer Handelsbeziehungen das System der gegenseitigen Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation annehmen sollten. Favre war über eine derartige Lösung der Frage nicht sehr betrübt; er betrachtete dieselbe als die vorteilhafteste für die Entwickelung der Produktion und des Handels Frankreichs.

Nachdem auf diese Weise die Hauptschwierigkeiten geregelt waren, wobei die weiteren Konsequenzen und Einzelheiten Zusatzkonventionen überlassen wurden, wurde dazu übergegangen, den Preis und die Bedingungen einer Abtretung des auf dem annektirten Gebiet belegenen Teils der Ostbahn zu bestimmen. Die Vertreter Frankreichs hatten die Direktoren dieser großen Gesellschaft nach Frankfurt kommen lassen, um fortwährend mit denselben in Verbindung zu sein und nichts ohne ihre vorherige Befragung zu thun. Dieselben lieferten den Bevollmächtigten das für die Verhandlung notwendige Material. Man konnte indessen zunächst zu keiner Verständigung kommen. Man war über die andern Punkte am 9. Mai abends einig. Es wurde von Berlin und von Paris aus gedrängt. Die französischen Vertreter sahen ein, daß man damit zu Ende kommen mußte und daß es besser sei, diese Spezialfrage hinauszuschieben als eine Debatte zu verlängern, in welcher alles vorgebracht erschien. Die Gesellschaft forderte 400 Millionen, Bismarck bot 100. Der Abstand schien unausgleichlich. Es wurde eine Zusammenkunft für den folgenden Tag, Mittwoch 10. Mai, behufs Unterzeichnung des Vertrages verabredet.

10. Mai 1871: Fünfte Unterredung Bismarcks mit Jules Favre.

(Nach Jules Favre, Simple récit etc. Bd. III. S. 375 ff.)

An diesem Tage versammelten sich in einem Salon des Hotels zum Schwan für Frankreich: der Minister des Aeußern, Jules Favre, der Finanzminister Pouyer-Quertier und Herr v. Goulard, für Deutschland: Fürst Bismarck, Graf Arnim, Graf Hatzfeldt und unterzeichneten einen Akt, welcher durch die Ratifikation der Nationalversammlung und des deutschen Kaisers endgültig werden sollte. Jules Favres Erregung und Schmerz waren groß, aber die Heftigkeit seiner Gefühle beruhigte sich bei dem Gedanken, daß Frankreich soeben

einer großen Gefahr entgangen war, und daß es künftig die Erneuerung eines Krieges nicht mehr zu fürchten hatte, in welchem es unfehlbar unterlegen wäre; Frankreich konnte eher den Aufstand besiegen: er glaubte als Zeichen dafür ein Telegramm ansehen zu dürfen, das in dem Augenblick aus Versailles eintraf, als das schmerzliche Opfer gebracht wurde. Der Kabinetchef meldete Favre die Einnahme des Forts Issy, welches mit 109 Kanonen, Lebensmitteln und Vorräten aller Art den Regierungstruppen in die Hände gefallen war. Derselbe fügte hinzu: „Ich bin beauftragt, Ihnen die völlige Zustimmung des Conseilpräsidenten zu allen zwischen Ihnen und Herrn v. Bismarck getroffenen Abmachungen mitzuteilen.“

Favre empfand eine lebhafte Genugthuung darüber, diese gute Nachricht dem Kanzler mitteilen zu können, welcher davon ziemlich betroffen schien. Er hatte, wie die Mehrzahl seiner Landsleute, die feste Ueberzeugung, daß die französische Regierung bei dem Angriff gegen die von den Aufständischen verteidigten Werke unterliegen werde. Herr v. Fabrice hatte dies mehrmals zu Favre ausgesprochen und durch strategische Gründe zu rechtfertigen versucht. — Vielleicht war dies Ereignis nicht ganz ohne Einfluß auf die Dispositionen des Fürsten Bismarck, welcher in die sofortige Wiederaufnahme der Verhandlung über die Abtretung der Eisenbahn willigte; sie wurde von Pouyer-Quertier mit Eifer und Geschicklichkeit geführt, und nach einer zweistündigen Diskussion einigte man sich über die dem Vertrage beigefügten zwei Zusatzartikel. Der Rat des von dem Kanzler zugezogenen Grafen v. Henckel trug viel zu diesem Ausgange bei; die Aeußerungen des preußischen Finanzministers und mehrerer Finanzmänner, welche der Telegraph an demselben Morgen aus Berlin überbracht hatte, waren dabei auch nicht ohne Nutzen. Pouyer-Quertier hielt wohl eine Herabsetzung der Forderung der Gesellschaft für notwendig, weigerte sich aber, unter das Minimum von 325 Millionen herunterzugehen; die französische Regierung verpflichtete sich, der Ostbahn-Gesellschaft den an die deutsche Regierung abgetretenen Teil ihrer Eisenbahn durch Zahlung dieser Summe abzukaufen, welche demnächst mit diesem Betrage bei Zahlung der zweiten halben Milliarde der Kriegskostenentschädigung in Anrechnung gebracht werden sollte.

Der 18. und letzte Artikel des Vertrages setzte die Frist, binnen welcher die Ratifikationen ausgewechselt werden sollten, auf nur zehn Tage fest.

Unterredungen Bismarcks mit Jules Favre und Pouyer-Quertier über den Austausch der Ratifikations-Urkunden des Friedensvertrags mit Frankreich.

Frankfurt a. M., 20.—22. Mai 1871.

(Nach Jules Favre, Simple récit etc. Bd. III. S. 426.)[1]

Sonntag, den 20. Mai.

Jules Favre war mit Pouyer-Quertier wieder in Frankfurt a. M. eingetroffen, um die Schlußformalität wegen des Friedensschlusses vorzunehmen.

Die Konferenzen derselben mit Bismarck begannen um 3 Uhr nachmittags; die Verhandlung endete erst um 11 Uhr mit Austausch der Ratifikationen; indes waren die Ausfertigungen noch nicht fertig. Die letzten Unterschriften mußten bis zum nächsten Morgen, Montag, 21. Mai, verschoben werden. Bismarck hatte zuerst die Absicht gehabt, den Finanzminister zu sich zu berufen. Das Telegramm war bereit. Er ließ es aber nicht abgehen und sagte sehr verbindlich zu Pouyer-Quertier: „Ich habe es mir überlegt; wir brauchen keine Mittelsperson; zwischen uns wird sich alles sehr gut arrangiren." In der That bezeugte er gegen Pouyer-Quertier eine wirkliche Sympathie. Der letztere verdankte dies der Ungezwungenheit seines Auftretens, seiner Beredsamkeit und geschickten Argumentation. Wie alle wahrhaft praktischen Männer schätzte Bismarck vor allem an diesem Unterhändler die Einfachheit und Präzision. Favre hat oft von Bismarck gehört, daß letzterer sich rühmte, seine Gegner dadurch irregeführt zu haben, daß er ihnen die Wahrheit gesagt habe. Vielleicht war Bismarck damals nicht böse darüber, daß man seine Aufrichtigkeit für berechnet hielt; Favre kann aber versichern, daß um so leichter mit Bismarck zu verhandeln ist, je direkter man ihm gegenüber zur Sache kommt; die lebhafte Vertraulichkeit Pouyer-Quertiers hatte Bismarck sehr für den letzteren eingenommen. Bismarck machte demselben mehrere sehr wertvolle Zugeständnisse, namentlich in Bezug auf die Zulassung der französischen Banknoten bei Zahlung der Kriegskosten. Er acceptirte für hundert Millionen Banknoten bei Zahlung der ersten Rate, wiewohl der soeben ratifizirte Vertrag dieselben formell ausschloß.

Während die amtlichen Schriftstücke fertiggestellt wurden, begann eine Unterhaltung über die politische und militärische Lage. „Der König," sagte der Kanzler, „ist etwas beunruhigt darüber, daß Sie von neuem zehntausend

---

[1]) Diese Quelle ist in Kohls Bismarck-Regesten nicht erwähnt. Nach Kohls Regesten hätte die letzte Konferenz Bismarcks mit Jules Favre am 21. Mai (das war am Montag) stattgefunden. Nach der Erzählung von Jules Favre fand auch noch am 22. Mai (Dienstag) eine Besprechung der beiden Staatsmänner statt. Nach Jules Favre ist es auch unrichtig, daß die zweite Konferenz von 10—2 Uhr nachts währte; sie endete bereits um 11 Uhr.

Gefangene haben wollen. Er hat darin den Beweis dafür zu sehen geglaubt, daß Sie noch weit von einer Lösung der Schwierigkeiten entfernt sind, und er kann den Gedanken einer längeren Verzögerung nicht ertragen. Unsere Truppen wollen nicht länger bleiben. Wir versprechen Ihnen, unsere Truppen in großem Umfange nach Deutschland zurückzuziehen und in dieser Beziehung über die Bestimmungen des Vertrages bedeutend hinauszugehen. Aber wir verlangen von Ihnen, daß Sie rasch handeln."

„Das ist so sehr unsere Absicht," antwortete Favre, „daß schon heute mit Legung der Bresche in der Absicht begonnen wird, spätestens Dienstag den Sturmangriff vorzunehmen."

Der Fürst beglückwünschte Favre zu dieser guten Nachricht und kam dann auf einen schon mehrmals erörterten Gegenstand zu sprechen, die Aufforderung, welche der Befehlshaber der deutschen Armee wegen Desarmirung der Wälle auf Grund der Waffenstillstandskonvention an die Aufständischen richten sollte. Favre hatte gebeten, jede Aufforderung auszusetzen, welche den preußischen Befehlshaber in die Notwendigkeit versetzt haben würde, Paris anzugreifen. Der Kanzler erkannte an, es sei besser, daß die französische Regierung Herrin ihrer Aktion bleibe.

„Indessen," fügte er hinzu, „können wir für nichts einstehen. Sie gestehen zu, daß wir tausendfach das Recht haben, Gewalt anzuwenden. Sie kämpfen nicht gegen eine Partei. Das ist eine Bande von Räubern, welche die Gesetze verletzen, auf denen die ganze Zivilisation beruht. Können wir mit verschränkten Armen zusehen, wie die öffentlichen Denkmale umgestürzt, das Privateigentum vernichtet, der Erzbischof vielleicht ermordet wird? Man begreift unsere Zurückhaltung nicht mehr, wir können Ihnen dieselbe nur für kurze Zeit und ohne Verbindlichkeit versprechen."

Favre hatte um so mehr Anlaß, diesen Beunruhigungen durch energische Gegenversicherungen entgegenzutreten, als er aus Versailles die formellsten Depeschen erhielt, welche ihn in den Stand setzten, zu versichern, daß die Regierung in jedem Augenblick Herrin von Paris sein könne. Am 21. Mai mittags sandte Herr Thiers folgendes Telegramm an Favre:

„Herr v. Bismarck möge sich beruhigen. Der Krieg wird im Laufe dieser Woche beendet sein. Wir haben auf der Seite des Forts Issy Bresche gelegt. Man ist in diesem Augenblick dabei, dieselbe zu erweitern. Die Bresche an la Muette ist begonnen und weit vorgeschritten. Wir schießen eine weitere Bresche bei Passy und Point-du-Jour. Aber unsere Soldaten arbeiten unter dem Kartätschenfeuer, und ohne unsere große Batterie von Montretout wäre diese Tollkühnheit unmöglich. Aber derartige Arbeiten unterliegen so vielen Zufällen, daß man keinen bestimmten Zeitpunkt für ihre Fertigstellung angeben kann. Ich bitte Herrn v. Bismarck inständig im Interesse der Sache der Ordnung, uns allein die Unterdrückung dieses antisozialen Räubertums, welches für einige

Tage seinen Sitz in Paris aufgeschlagen hat, zu überlassen. Dies nicht zu thun, hieße der Partei der Ordnung in Frankreich und sodann in Europa einen weiteren Schaden zufügen. Möge man uns Vertrauen schenken, und die soziale Ordnung wird noch im Laufe dieser Woche hergestellt werden. Was unsere Gefangenen angeht, so habe ich ihnen heute morgen mitgeteilt, wo dieselben einzutreffen haben; es ist zu spät, auf die Beförderung zu Wasser jetzt noch näher einzugehen. Die Cadres der Regimenter stehen vollständig an unseren Landgrenzen bereit; die Gefangenen werden sofort nach der Ankunft eingestellt werden. Man wartet übrigens nicht auf dieselben, um sie zur Verwendung zu bringen, sondern sie sollen eine für alle Fälle bereite Reserve bilden. Freundschaftlichst" ꝛc.

Diese Instruktionen gaben genau die patriotischen Befürchtungen wieder, welche die Regierung seit mehr als zwei Monaten in Aufregung versetzten, und deren Intensität sich in dem Augenblick verdoppelte, wo die Regierung durch ihre eigene Anstrengung das so heiß erstrebte Ziel zu erreichen schien. Favre setzte dies Bismarck mit aller Energie, deren er fähig war, auseinander.

„Sie haben uns oft wiederholt," sagte er zu Bismarck, „wir könnten Ihrer Regierung erst Vertrauen einflößen, wenn wir Beweise unserer Stärke lieferten. Ich bin ganz Ihrer Meinung; deshalb beschwören wir Sie, uns nicht eine Hülfe zu teil werden zu lassen, welche einen eklatanten Beweis unserer Schwäche abgeben würde. Ich denke aber besonders an die Zukunft und möchte die schrecklichen Eventualitäten vermeiden, welche wir vorbereiten würden, wenn wir, um wenige Stunden zu gewinnen, unsere moralische Autorität über die Nation zum Opfer brächten. Sie kennen die Fehler und Eigenschaften unserer Nation; sie ist Eindrücken bis zum Uebermaß zugänglich, und man muß auf ihr Gefühl einwirken, will man sie regieren. Sie würde ihre Achtung und Mitwirkung einer Regierung versagen, welche die Not gezwungen, die Hülfe des Feindes anzunehmen; sie würde dieselbe verachten und bei erster Gelegenheit stürzen. Nun liegt es in unserem beiderseitigen Interesse, daß Frankreich die Regierung, welche es sich gegeben, liebt und aufrecht erhält. Unter dieser Bedingung können wir den Frieden verbürgen und unsere Verpflichtungen erfüllen. Nur auf einige Tage bitten wir um Geduld. Ich hoffe, jetzt brauchen wir nur noch nach Stunden zu rechnen. Bald werden Sie sich darüber freuen, Zutrauen zu uns gehabt und uns den Kredit belassen zu haben, ohne welchen wir alle uns Gefahren, zum mindesten unberechenbaren Schwierigkeiten aussetzen."

Diese Bemerkungen fanden bei dem Kanzler eine günstige Aufnahme. Er erließ in Favres Gegenwart die dringendsten Befehle wegen der Rücksendung der französischen Gefangenen. Für diejenigen Gefangenen, welche in der Nähe der Grenze von Belgien kantonirt waren, war die Erlangung der freien Passage durch Belgien notwendig. Herr Baude zeigte dabei den größten Eifer und konnte noch an demselben Tage Favre die Einwilligung des belgischen Kabinets

anzeigen. Alle Schwierigkeiten schienen sich zu heben. Der Akt über den Austausch der Ratifikationen war unterzeichnet; es war vier Uhr. Pouyer-Quertier wollte sogleich nach Frankreich zurückkehren. Favre würde dies gleichfalls gethan haben, wenn Bismarck ihn nicht gebeten hätte, erst am folgenden Tage abzureisen; derselbe wollte den Abend dazu verwenden, mit Favre vertraulich über ihre Angelegenheiten zu sprechen.

Danach unternahm Favre mit seinen Sekretären einen Spaziergang in der Umgegend von Frankfurt; sie fanden bei der Rückkehr in das Hotel eine Depesche folgenden Inhalts aus Versailles vor:

„Die Armee steht in Paris. Das Thor von Saint-Cloud ist unter dem Feuer unserer Artillerie zusammengebrochen; das Corps des Generals Douai rückt in diesem Augenblick ein, die Corps Ladmirault und Clinchamp setzen sich in Bewegung, um ihm zu folgen. Wir haben den Trocadero, den Triumphbogen, die Ecole militaire; ich hoffe, daß am Abend die ganze Stadt in unseren Händen sein wird."

Ohne eine Minute zu verlieren, sandte Jules Favre die Abschrift dieses Telegramms an Herrn v. Bismarck.[1])

Als er denselben um 9 Uhr wiedersah, konnte er dem Kanzler den Eindruck dieses Ausgangs, welchen der letztere bis zum letzten Augenblicke ohne den Beistand der deutschen Armeen für unmöglich gehalten hatte, auf dem Gesicht lesen. Favre erriet sein Erstaunen, in welches sich ein leichter Verdruß mischte. Als Bismarck ihm immer wiederholte, daß die französische Regierung Paris mit Gewalt nicht nehmen würde, erinnerte er sich gewiß, daß seine Generale es nie versucht, sondern es für klüger gefunden hatten, die große Hauptstadt auszuhungern, statt sie mit Gewalt zu nehmen. Die französischen Truppen waren kühner gewesen, und ihr Sieg verminderte sehr das Verdienst einer nur aus Mangel an Lebensmitteln errungenen Unterwerfung. Indes zeigte Fürst Bismarck sich zufrieden und vertrauensvoll. „Seien Sie gewiß," sagte er zu Favre, „daß wir die Durchführung des Vertrages in der Praxis nach Möglichkeit erleichtern werden. Ich hatte Befehl, Ihnen Verschärfungen zu diktiren, welche Sie anzunehmen klug genug waren; andernfalls hätten wir Sie aufgefordert, alle Truppen, die Sie über die Ihnen in den Präliminarien zugestandenen 40 000 Mann hinaus besaßen, nach der Südseite der Loire zurückzuziehen, und wir hätten mit der Beschießung von Paris von neuem begonnen. Als ich Berlin verließ, war ich auf diese Eventualität gefaßt und dachte, daß Sie selbst dieselbe suchen würden. Als Sie täglich die Zahl Ihrer Soldaten vermehrten, vermuteten wir, Sie wollten mit der Kommune unter-

[1]) Der hier beginnende Teil der Unterredung Bismarcks mit Favre ist in dem oben S. 41 citirten Werke von Unger, Bd. I, S. 83, aufgenommen, jedoch ist dort der Text nicht vollständig wiedergegeben, so daß verschiedentliche Ergänzungen notwendig waren.

handeln und sich mit ihren Streitern vereinigen, um sich allesamt auf uns zu werfen. Sie werden zugeben müssen, daß diese Befürchtung nicht ganz aus der Luft gegriffen war, zumal Sie trotz unserer wiederholten Anfragen uns die Zunahme Ihrer Streitkräfte recht geflissentlich zu verheimlichen und die Belagerungsarbeiten systematisch in die Länge zu ziehen schienen. Nun, das ist jetzt alles vorüber, und wir müssen jetzt beide nur darauf bedacht sein, zwei Nationen einander zu nähern, welche alles Interesse haben, gute Beziehungen wieder anzuknüpfen."

„Ich fürchte," erwiderte Favre, „daß dies trotz unseres beiderseitigen guten Willens leichter gesagt als gethan ist. Die Friedensbedingungen, welche Sie uns diktirt haben, stehen dem im Wege. Wir werden sie gewissenhaft beobachten. Mehr können wir nicht versprechen; doch glaube ich versichern zu können, daß wir jedem Vorwand zu einem Zerwürfnisse sorgfältig aus dem Wege gehen werden. Schon längst habe ich Ew. Durchlaucht den lebhaften Wunsch ausgesprochen, unsere diplomatischen Beziehungen offiziell wiederherzustellen. Wir müssen beiderseits darauf bedacht sein, dieselben unverzüglich wieder aufzunehmen und ihre Leitung aufgeklärten und versöhnlichen Männern anzuvertrauen. Darüber hinauszugehen, wäre für jetzt wenigstens voreilig."

„Das ist auch meine Ansicht," entgegnete der Kanzler, „aber ich kann nicht zugeben, daß, weil das Kriegsglück uns in einem von Ihnen provozirten Kampfe günstig gewesen war, alle Hoffnung auf eine ernstliche Versöhnung vernichtet sein sollte. Sie wissen besser als irgendwer, welchen gebieterischen Rücksichten wir gehorcht haben; wir hätten uns vergebens gegen den Willen der deutschen Nation gesträubt, noch mehr, wir hätten einen Verrat an ihr begangen, wenn wir nicht vor neuen Angriffen Frankreichs auf der Hut gewesen wären. Jetzt wünschen wir solche nicht, aber wir brauchen sie auch nicht mehr zu fürchten; wir sind für alle Fälle gerüstet. Ich für meinen Teil glaube indes noch immer, daß man viel von der Zeit erwarten darf. Sie werden sich vielleicht wundern über das, was ich sagen will. Frankreich wird mehr bei einem aufrichtig friedlichen Verhalten gewinnen als bei der systematischen Aufhetzung des durch diesen Krieg erregten Hasses. Ich will bei einem so delikaten Gegenstand nicht länger verweilen, sondern Ihnen nur wiederholen, daß ich kein Feind Ihres Landes bin, und ich beweise es Ihnen, indem ich Ihnen als unseren Botschafter bei Ihrer Regierung einen Diplomaten vorschlage, dessen von Hause aus wohlwollende Gesinnung Sie kennen, und der Ihnen nur angenehm sein kann."

Favre dankte dem Kanzler und bezeichnete ihm seinerseits den Mann, welchen Herr Thiers für die Botschaft in Berlin ins Auge gefaßt hatte. Da Favre einige Besorgnis wegen der Schwierigkeiten äußerte, die denselben auf diesem Posten erwarteten, entgegnete der Kanzler mit großer Lebhaftigkeit:

„Da irren Sie sich sehr: er wird der glücklichste von allen Ihren Gesandten

sein; wir werden ihn in Baumwolle wickeln und so mit Artigkeiten überhäufen, daß er nur wird zu wollen brauchen, um für uns unentbehrlich zu werden. Sie machen sich, wie ich sehe, eine unrichtige Vorstellung von der öffentlichen Meinung in Deutschland: dieselbe ist ganz für den Frieden. Ich spreche natürlich nicht von gewissen Militärs noch von den Exaltirten und Volksschmeichlern, welche sich Gallophoben nennen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und die Leichtgläubigkeit der Narren auszubeuten. Diejenigen, welche den Staat lenken und tragen, sind vernünftiger, sie kennen die Launen des Glücks, und wenn sie jemals daran gezweifelt hätten, so hätten gerade unsere Siege, die alle Erwartungen übertrafen, sie aufgeklärt. Sie denken gar nicht daran, unsere glänzenden Erfolge auf das Spiel neuer Abenteuer zu setzen. Ihr Botschafter wird das schon in einigen Wochen wissen, und ein längerer Umgang mit uns wird ihn in dieser Ueberzeugung nur bestärken."

„Ich kann," entgegnete der französische Vertreter, „Ew. Durchlaucht nicht so frei antworten, wie ich möchte. Ich begreife Ihre guten Gesinnungen; Sie werden meine Zurückhaltung entschuldigen, was die unsrigen betrifft. Ich enthalte mich, gleich Ihnen in eine Erörterung unserer gegenseitigen Gesinnungen einzutreten, aber ich bitte Sie, Ihre Grundsätze praktisch zu bethätigen und unserer unglücklichen Bevölkerung die erdrückende Last der Occupation zu erleichtern. Das wäre das beste Mittel, das normale Verhältnis wieder herzustellen, dessen erfreuliche Folgen Sie so wohlgefällig voraussehen."

„Das werden wir auch thun," sagte der Kanzler, „und wir werden uns über diesen Punkt um so leichter verständigen, als unsere Interessen die nämlichen sind. Wenn Sie den Gesprächen bei unseren Regimentern ein Ohr leihen wollten, würden Sie dort immer nur einen Wunsch hören: den nach der Rückkehr in die Heimat. Dieser Wunsch wird auch von jeder deutschen Familie geteilt, und die Presse wiederholt es in einem beinahe drohenden Tone. Wir mußten ihm gleichwohl widerstehen, solange uns der Pariser Aufstand nötigte, auf neue Bürgschaften zu dringen. Jetzt steht es bei Ihnen, dieselben überflüssig zu machen. Warum wollen Sie nicht auch von den Abmachungen des Präliminarvertrages Gebrauch machen? Nach der Zahlung der beiden ersten Milliarden können Sie uns eine finanzielle Kombination vorschlagen. Wenn dieselbe eine gehaltvolle ist, werden wir gerne darauf eingehen, und in diesem Falle könnte die gänzliche Räumung schon viel näher bevorstehen."

Favre versprach dem Kanzler, über die Unterredung seiner Regierung eingehend zu berichten. Es war zwölf Uhr nachts, und Favre wollte sich von ihm verabschieden, der Kanzler bat ihn, ihm noch den folgenden Vormittag (Dienstag, den 22.) zu schenken, um eine ziemlich große Anzahl streitiger Angelegenheiten zu regeln.

Dienstag, den 22. Mai.

Diese zweite Konferenz hatte denselben Charakter wie die erste; Favre bedauerte, auch nicht einmal im Auszug die Urteile wiedergeben zu können, welche der Kanzler beiläufig über viele Punkte der hohen Politik und über mehrere hervorragende Persönlichkeiten fällte.

Der Kanzler schien ihm vor Freude zu strahlen, und das war ihm ein Stich ins Herz; er fühlte, wie Herr von Meaux gesagt hat, daß er „einen der schmerzlichsten und unvermeidlichsten Akte" erfüllt hatte. Als beide Diplomaten sich trennten, sagte Herr v. Bismarck zu Favre, daß er sich zu dem definitiven Friedensschluß Glück wünsche und denselben Favres persönlicher Teilnahme an den Unterhandlungen beimesse.

„Sie erweisen mir eine Ehre, die ich nicht verdiene," antwortete Favre „ich habe nur das Gebot der Notwendigkeit offen anerkannt und mich ihm ohne Murren unterworfen. Indes, da Ew. Durchlaucht mir einiges Vertrauen zu erzeigen die Güte hat, so möchte ich Sie bitten, sich jedesmal, wenn Sie einen Konflikt befürchten, direkt an mich zu wenden. Ich werde nicht mehr lange auf meinem Posten bleiben; solange ich ihn aber innehabe, würde ich mich glücklich schätzen, wenn die freundlichen Gesinnungen Ew. Durchlaucht es mir möglich machen, meinem Vaterlande nützlich zu sein."

Der Fürst versprach dies, und man trennte sich.[1])

---

[1]) Zu vgl. auch das Werk: Jules Simon, Le Gouvernement de M. Thiers; Bd. II S. 182.



Eine Unterredung des Fürsten Bismarck über das Tabakmonopol.

Eine Unterredung des Fürsten Bismarck über das Tabakmonopol.

Als in den Monaten des Winters 1880/81 die Tabakmonopolfrage von Tag zu Tag größere Beunruhigung in die beteiligten Interessentenkreise trug, entschloß sich der Tabakfabrikant Ritzhaupt aus Baden, wenn irgend möglich, in dieser wichtigen Frage persönlich mit dem Fürsten Bismarck zu verhandeln und denselben zu bitten, durch Erledigung der Tabakfrage auf die eine oder andere Art endlich Klarheit und damit Ruhe zu schaffen. Zu diesem Zweck schrieb Ritzhaupt am 27. Februar 1881 an Bismarck und bat denselben um eine mündliche Unterredung in der Tabakfrage.

Bereits am 2. März ersuchte denselben der Geheime Ober-Regierungsrat Tiedemann, nach Berlin zu kommen und ihm seine Ankunft und Berliner Wohnung anzuzeigen. Der Kanzler sei sehr gerne bereit, Ritzhaupt zu empfangen.

Am 8. März traf Ritzhaupt in Berlin ein und meldete dies sofort dem Geheimrat Tiedemann. Am 9. März empfing derselbe die Nachricht, daß der Kanzler unwohl sei, aber hoffe, Ritzhaupt in den nächsten Tagen empfangen zu können. Am 11. März gelangte derselbe aus der Reichskanzlei in den Besitz folgender Benachrichtigung:

„Der Reichskanzler Fürst v. Bismarck ersucht den Herrn Zigarrenfabrikanten Ritzhaupt, ihn gefälligst morgen, Sonnabend um zwei Uhr, mit einem Besuche beehren zu wollen."

An gedachtem Tage, kurz vor zwei Uhr, fand sich Ritzhaupt im Reichskanzler-Palais ein und wurde mit dem Glockenschlage zwei Uhr vom Fürsten Bismarck in seinem Arbeitszimmer empfangen.

Der Reichskanzler ging Ritzhaupt entgegen, gab ihm die Hand und ersuchte denselben, Platz zu nehmen und ihm seine Ansicht über die Tabakfrage mitzuteilen.

Nachdem das geschehen war, ergriff Fürst Bismarck das Wort und führte etwa aus:

Er halte mehr wie je am Monopole fest und rechne auf dessen Einführung. Die Konservativen und ein Teil des Zentrums seien ebenfalls Monopolisten,

doch sei die Zustimmung der letzteren nicht so sicher, da hierbei noch andere Erwägungen in Frage kämen. Eine höhere Tabaksteuer lehne er zwar auch nicht ab, er könne dieselbe aber nur als Abschlagszahlung auf das Monopol betrachten. Auch dem Rohtabakmonopol sei er im Prinzip nicht abgeneigt, er ziehe aber unter allen Umständen das Vollmonopol vor. Als die Rede auf die geradezu unerträgliche Beunruhigung in der Tabakbranche kam, meinte der Reichskanzler, hierfür möchten sich die Interessenten beim Reichstage bedanken, der zu viel Fraktionspolitik treibe, was die wirtschaftlichen Interessen des Volkes nicht fördern könne. Im Punkte der Entschädigung würden die Fabrikanten jedenfalls in loyalster Weise behandelt werden. Weniger Anspruch hierauf hätten die Rohtabakhändler, die ebensogut mit andern Artikeln Handel treiben könnten. Soweit die Fabrikarbeiter nicht in Staatsfabriken Beschäftigung fänden, würden dieselben ebenfalls auf Zahlung eines Jahresverdienstes Anspruch haben, sie könnten sich dann während dieser Zeit anderweitige Beschäftigung suchen. Schließlich sagte Fürst Bismarck, daß wir durchaus nicht das französische System mit Fabrikzentren einführen müßten. Es könne vielmehr auch für Rechnung des Staates in einer großen Zahl jetzt bestehender Fabriken weiter gearbeitet werden, und er sehe keinen Grund ein, nicht auch die Hausindustrie, natürlich unter einer strammen Kontrolle, weiter bestehen zu lassen. „Was Sie können, können wir auch."

Durch Rede und Gegenrede waren nahezu 1¾ Stunden verflossen. Fürst Bismarck war von Anfang bis zu Ende gleich liebenswürdig, aber überzeugen, daß das Monopol speziell für Baden die größten Nachteile bringen würde, ließ er sich nicht. „Das Reich braucht viel Geld, und nur der Tabak kann es schaffen," waren des Kanzlers eigene Worte.

Als der Fürst während der Unterredung ein Telegramm erhielt, reichte er dasselbe Ritzhaupt mit den Worten: „Lesen Sie, das wird Sie interessiren." Es war die Verlobungsanzeige der badischen Prinzessin Viktoria mit dem Kronprinzen von Schweden. Als Ritzhaupt das Telegramm dankend und mit den Worten zurückgab: „Durchlaucht, das ist mir schon bekannt," sagte der Kanzler: „Jawohl, privatim. Das ist aber offiziell." Und dann meinte der Fürst: „Wissen Sie auch, was diese Verlobung zu bedeuten hat?" und als Ritzhaupt verneinte: „Das ist die Aussöhnung der beiden Häuser Wasa und Bernadotte." [1])

---

[1]) Ueber vorstehende Unterredung kamen zwei beachtenswerte Notizen in die Presse.

Die „National-Zeitung" veröffentlichte folgende Zuschrift:

Berlin, den 17. März 1881.

In der Morgenausgabe der „National-Zeitung" vom 16. März, Nr. 127, bringen Sie über die mir von dem Fürsten v. Bismarck in der Tabakfrage gewährte Unterredung einen Artikel, der verschiedene thatsächliche Unrichtigkeiten enthält, um deren Richtigstellung ich Sie

An dem Tage, da Bismarck Ritzhaupt empfangen hatte, hatte der Kanzler auch eine Unterredung mit dem badischen Gesandten Freiherrn v. Marschall, welchem gegenüber er im Laufe des Gespräches die Worte fallen ließ: „Endlich habe ich einen vernünftigen Tabakfabrikanten gefunden."

---

hiermit ergebenst ersuche. Ich bin durchaus nicht als Vertreter der badischen Tabakfabrikanten von dem Herrn Reichskanzler empfangen worden, sondern habe den mir in so freundlicher Weise bewilligten Empfang lediglich für mich allein nachgesucht. Es ist thatsächlich unrichtig, daß ich zu dem Herrn Reichskanzler gesagt habe, die Aufhebung des Kulturkampfes hänge also von der Annahme des Monopols durch das Zentrum ab. Ebensowenig hat der Reichskanzler geäußert, man müsse endlich dahin gelangen, daß unser Parlament nur noch zwei Parteien besitze. Es ist ferner unrichtig, daß der Herr Reichskanzler sich mit großer Entschiedenheit gegen eine Entschädigung der Detaillisten und Zigarrenhändler ausgesprochen habe. Gerade das Gegenteil war der Fall, wie auch aus dem Berichte der „Bad. Landeszeitung" deutlich hervorgeht.

Ritzhaupt.

Und die „Nordd. Allg. Ztg." Nr. 125 vom 16. März 1881 brachte nachfolgendes Entrefilet:

Ueber die Unterredung des Reichskanzlers mit Herrn Ritzhaupt bezüglich der Tabaksteuerfrage hat die „Badische Landeszeitung" eine Mitteilung gebracht, welche, wie das nach allen solchen Unterredungen natürlich ist, die Aeußerungen des Reichskanzlers nicht mit der Genauigkeit der Tragweite wiedergiebt, mit welcher dergleichen Aeußerungen von ministerieller Seite bemessen zu werden pflegen. Der Reichskanzler hat sich dahin ausgesprochen, daß er an der schließlichen Einführung des Tabakmonopols nicht zweifle, wer immer und welche Partei auch das Ruder der Regierung führen möge. Das Tabakmonopol werde mit Sicherheit entstehen, sobald der Reichstag es annehme. Keine Regierung werde auf die Dauer sich diese Einrichtung versagen können, und auch heute sei über die Ansichten der Mehrheit der deutschen Regierungen schon kein Zweifel. Ueber die Form, in welcher der Tabak höhere Erträge als bisher zu liefern habe, könne man sehr verschiedener Meinung sein und entweder der strengen französischen Form des Monopols oder dem Rohtabakmonopol oder der amerikanischen Form, in welcher der Staat das Produkt vor seiner Entstehung bis zur Konsumtion nicht aus den Augen lasse, den Vorzug geben. Die Sache bleibe dieselbe, und keine der gesetzgebenden Gewalten werde auf die Dauer sich dem Drucke entziehen können, der in der finanziellen Entwicklung der zivilisirten Welt liege. Daß berechtigte Ansprüche auf Grund des Besitzstandes entschädigt werden müßten, verstände sich von selbst, nur litten die bisherigen Veranschlagungen der Entschädigungssummen an ungeheuerlichen Uebertreibungen von seiten der Gegner der Maßregel. Die Fabrikation habe auf volle Entschädigung Anspruch, der Zwischenhandel aber doch nur auf Abnahme seiner Vorräte und auf Beihülfe zum Uebergange zu andern Geschäften, falls er Einrichtungen besitze, die ausschließlich auf Tabak berechnet seien.

Einer von Bismarcks Getreuen.

Graf Fred Frankenberg.

Einer von Bismarcks Getreuen — Graf Fred Frankenberg.

Durch das kürzlich erfolgte Ableben meines hochverehrten Freundes und Gönners Graf Fred Frankenberg ist in der Reihe der zuverlässigsten Freunde des Fürsten Bismarck wiederum eine große Lücke entstanden. Ich kenne keinen Abgeordneten, der sich, wie er, rühmen konnte, dem Reichsschmied nicht bloß im Sitzungssaal der Volksvertretung seine geistigen Waffen zu Verfügung gestellt, sondern auch in der rauhen Wirklichkeit vor dem Feinde mit Einsetzung seines Lebens für des Vaterlands Größe gekämpft zu haben. Bamberger, Friedenthal, v. Bennigsen, Simson, v. Forckenbeck, v. Köller, v. Roggenbach, v. Brauchitsch, Dr. Hans Blum, Herzog von Ujest, v. Arnim-Kröchlendorff, Graf Renard, Moritz v. Blanckenburg und Dietze-Barby hatten ja allerdings auch mit Bismarck gelegentliche Unterredungen auf dem französischen Boden, aber keiner machte wie Frankenberg den Feldzug von Anfang bis zum Schlusse mit, nicht zu vergessen den früheren Feldzug von 1866, in dem sich derselbe an der Seite des Kronprinzen die ersten kriegerischen Lorbeeren erwarb.

Beglückt durch das ihm zugefallene Los und doch bescheiden, spricht er von sich: „Den strahlenden Ruhm und das Heldentum, die sich viele errungen haben, ich möchte beides nicht eintauschen gegen meine glanzloseren Erlebnisse und stilleren Erinnerungen. Mir genügt, mitten drin gestanden zu haben in dem welterschütternden Gange der Ereignisse, selber gesehen und miterlebt zu haben, was die Phantasie jeder künftigen wie der jetzigen Generation erfüllt — und dabei auch mir sagen zu dürfen, daß ich nicht ganz unnütz auf dem Posten gestanden habe, den mir das gütige Schicksal und hohe Gönner bestimmt hatten."

Die von mir herausgegebenen Kriegstagebücher Frankenbergs haben seinerzeit gewaltiges Aufsehen erregt und in weiten Kreisen das Auge auf den Verfasser gelenkt, bei dem ganz besondere Vorzüge entdeckt wurden: eine Beobachtungsgabe ersten Ranges, eine seltene Kenntnis der intimsten Vorgänge in den leitenden Kreisen und eine blühende Darstellungsgabe, um die ihn mancher Schriftsteller mit glänzendem Namen beneiden kann.

Diese Eigenschaften zu verwerten, hatte Graf Fred Frankenberg im Frieden

vielleicht noch mehr Gelegenheit als im Kriege; stand er doch jahrelang im Brennpunkte des politischen Lebens und, noch mehr, in beständigem persönlichem Verkehr mit den Großen im Reich und Staat, vor allem mit dem Fürsten Bismarck. Frankenbergs Beziehungen zum ersten Reichskanzler waren so intimer Natur, daß er jeden Abend unangemeldet ins Kanzlerpalais gehen durfte, stets mit dem Bewußtsein, dort ein willkommener Gast zu sein. Es war dies die Zeit, da man noch von einem „Salon Bismarck" sprechen konnte, in dem sich allabendlich zur Theestunde die Zahl der „Getreuen" versammelte, zusammengesetzt aus Einzelnen von hohem Adel und der Hofgesellschaft, Verwandten des Hauses, Parlamentariern und einigen wenigen Herren aus den Reichsämtern. Der Besuch galt formell der Fürstin Bismarck, aber jedermann wußte, daß der Einzige nach vollbrachter Arbeit es nicht verschmähen würde, zwischen 10 und 11 Uhr aus seinen Gemächern in den Salon seiner Gemahlin heraufzukommen und dort, seine Pfeifen rauchend, einige Stunden in zwangloser Konversation zu verbringen. Wer je das Glück hatte, an einem dieser Abende Bismarck sprechen zu hören, wird das nie vergessen. Weil der Kanzler sich hier nur von seinen Freunden, sagen wir besser treuesten Verehrern umgeben wußte, so ging er weit mehr aus sich hervor als beispielsweise auf den sogenannten parlamentarischen Soiréen. Wenn er sich dort noch eine gewisse Reserve auferlegen mußte, wissend, daß am folgenden Morgen jedes seiner Worte — womöglich arg entstellt — in den Zeitungen stehen werde, so konnte er hier unbedingt auf die Diskretion seiner Gäste rechnen und Personen und Sachen mit der allergrößten Offenheit besprechen.

Da Frankenberg in der ganzen Zeit seines politischen Lebens fleißig sein Tagebuch geführt hat, so kann man sich denken, welch reicher historischer Schatz darin niedergelegt ist. Frankenberg hat sich zu Lebzeiten nicht entschließen können, dem von verschiedenen Seiten an ihn herangetretenen Wunsche in betreff einer Veröffentlichung auch dieser seiner „Friedenstagebücher" zu entsprechen. Hatten doch ein paar Stellen in den „Kriegstagebüchern" und in meinem dazu geschriebenen Vorworte genügt, gegen Frankenberg wieder den alten Groll der ultramontanen Presse hell auflodern zu lassen, der in ebenso thörichten als gemeinen Schmähartikeln sich Luft machte. Nun denke man sich erst die Wut dieser Hetzblätter, wenn zu gewissen Zeiten fast auf jeder Seite des Tagebuchs der Beweis geführt wird, in welch frivoler aber auch fein berechneter Weise von jesuitisch-welfischer Seite Bismarck zum sogenannten Kulturkampf förmlich gedrängt wurde. Dagegen hat Graf Frankenberg noch zu Lebzeiten mir gerne gestattet, daß gewissermaßen als Stichprobe einige Blätter daraus der Presse übergeben werden.

Die Auswahl ist absichtlich auf verschiedene Jahrgänge verteilt, um die Auffassung des Verfassers über möglichst verschiedenartige Materien zum Ausdruck bringen zu können.

Lassen wir ihn nunmehr selbst sprechen.

Berlin, den 24. Februar 1867.

Der Reichstag des Norddeutschen Bundes ist eröffnet in so feierlicher, prachtvoller Weise, wie es der großen Aufgabe geziemt, die er zu erfüllen haben wird. Nach dem Gottesdienst in der Sankt Hedwigskirche für die Katholischen und in der Schloßkapelle für die Evangelischen versammelten sich die Reichstagsmitglieder im Weißen Saale, und unter Vorantritt sämtlicher Hofchargen und Hofstaaten, unter Vortragung der alten Reichsinsignien Preußens erschien der König mit den Prinzen, Ministern und Bundesräten. Er bestieg den Thron, bedeckte sein Haupt, nahm aus Bismarcks Händen die Thronrede und begann sie mit bewegter, sehr ergriffener Stimme zu verlesen. Erhabene und edle Worte sprach er zu uns über die Bedeutung des Augenblicks und die Hoffnungen, die er und das Vaterland an die Förderung des Einigungswerkes setzten. Allgemeiner leiser Beifall begleitete mehrere Stellen der herrlichen Rede, und ein begeistertes Hoch — ausgebracht von dem sächsischen Bundesrate Herrn v. Friesen — antwortete am Schlusse. Graf Bismarck trat vor und erklärte im Namen Seiner Majestät des Königs von Preußen den Reichstag für eröffnet. Der große Mann sah sehr leidend aus, sein Aussehen seit Nikolsburg, wo ich ihn zum letztenmal sah, hat sich sehr verändert. Gebe Gott ihm noch jahrelang eine dauernde Gesundheit und erhalte ihn zu Deutschlands Heil!

*

Berlin, den 28. März 1867.

Gestern schwebte ein Damoklesschwert über unsern Häuptern. An dem Ausfall der Abstimmung über den Antrag Bethusy [1]) hing der Fortbestand oder die Auflösung des Reichstags! . . .

Vorgestern abend langte der sächsische Premier, telegraphisch berufen, hier an, und Bismarck stellte die Auflösung mit ihm fest, sobald morgen die Bennigsenschen Amendements durchgingen. Was wäre dann geworden?

Bismarck machte vorgestern einen sehr heftigen Vorstoß gegen Miquel und Genossen mit den Worten: „Wir haben den Sisyphusfelsen beinahe bis zum Gipfel gerollt — Sie werden ihn wieder entgleiten lassen. Die Geschichte wird aber die Namen dieser Männer verzeichnen, welche am Scheitern des großen Werkes Schuld tragen! . . .“ [2])

*

---

[1]) Graf Bethusy hatte beantragt, dem Art. 16. der Bundesverfassung folgende Fassung zu geben: „Der Vorsitz im Bundesrat und die Leitung der Geschäfte steht dem Bundeskanzler zu, welcher vom Präsidium zu ernennen ist.“ Vergl. Kohl, Bismarcks Reden, Band II, Seite 236.

[2]) Diese Worte sind nicht etwa einer Reichstagsrede Bismarcks entnommen.

Berlin, den 21. Oktober 1867.

Ich hatte heut mit Savigny ein Gespräch, das mir in mancher Beziehung bemerkenswert erschien. Es war vor der Plenarsitzung nach einer abgethanen Kommissionswahl in unserem Abteilungszimmer. Zum Freizügigkeitsgesetze hatte die Linke mehrere allgemein nivellirende Amendements eingebracht, und diese gefielen meinem politischen Freunde gar nicht. „Alle großen Mächte," so sagte er, „in welchen Zentralisation vorwaltet, kommen von diesem Prinzipe zurück und machen Anstrengungen, um zu dezentralisiren, wir aber gehen mit Ueberstürzung gerade auf diese enge Zentralisation los. Und trotzdem sind gerade in Deutschland so gesunde, kräftige Entwicklungen eigentümlicher Art vorhanden, die sorgsam bewahrt und geschont werden sollten. Es sind solide Säulen vorhanden, auf denen der Bundesstaat sicher geruht hätte — jetzt schlägt man diese unbesonnen in Trümmer. Es wird eine heillose Verwirrung binnen kurzem hereinbrechen, und man wird sich in der Gesetzgebung in den kleinen Staaten absolut nicht mehr Rat wissen. Dies Experiment wird ein Element der Schwäche, nicht der Stärke für den Bund, namentlich aber für Preußen werden. Preußen hat zu viel übernommen, und es wird noch geraume Zeit brauchen, um zu amalgamiren, was fremd und widerstrebend ist. Ich war im vergangenen Jahre ganz gegen die Annexionen. Ich wollte nur die Wehrkraft Norddeutschlands ganz und gar in des Königs Händen konzentriren, im übrigen aber die kleinen Staaten bestehen lassen. Die halben Maßregeln gegen Sachsen, die Sonderstellung des dortigen Armeecorps verwerfe ich entschieden. Es ist dies ein schwerer Mißgriff, den das Kriegsministerium zu verantworten hat.

„Die Verwaltung des Bundes und auch Preußens ist so sehr in Bismarcks Händen vereint, wie dies beispiellos in der preußischen Geschichte ist. Selbst Hardenberg hatte keine ähnliche Allgewalt wie Bismarck. Stößt diesem ein Unfall zu, so stockt die ganze Maschine, und es gibt eine beispiellose Verwirrung."

So ungefähr äußerte sich Savigny, und mir war nunmehr vollständig klar geworden, warum er so unerwartet für das große Publikum aus dem Bundeskanzler-Amt und überhaupt aus dem Staatsdienst ausgetreten ist. Mit solchen Meinungen und Grundideen konnte er freilich nicht Bismarcks Partner sein, und ich bin erstaunt, daß die beiden so weit mit einander ausgekommen sind. Freilich darf ich wohl annehmen, daß Savigny seine Ansichten jetzt mit verletzter, persönlicher Eitelkeit gewürzt hat,[1]) und diese Würze ist überaus scharf, wie ich mehrmals schon bemerkt habe; er ist von Ingrimm erfüllt gegen Bismarck bis hinauf an seine tadellose Krawatte!! Ich möchte

[1]) Das ist richtig. Savigny wurde Bismarcks Feind und nahm auch politisch Partei gegen denselben von dem Augenblicke da, an seine Hoffnung, Bundeskanzler zu werden, ins Wasser fiel. Vgl. mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier", Band II, Seite 163.

gern darüber klar werden, ob Savigny fähig wäre, zu Mitteln zu greifen, die dem Werke schaden könnten, das er mitbegründet hat, nur um seinen Gegner niederzuwerfen. Ich kann mir noch keine Auskunft darüber geben, ich weiß nur so viel, daß Savigny sich von Haß und Feindseligkeit ganz still und diplomatisch verborgen nährt.

*

Berlin, den 24. Mai 1871.

Aus Paris kam heute die telegraphische Nachricht: „Die Tuilerien sind niedergebrannt. Louvre gefährdet. Rue de Rivoli brennt. Finanzministerium, Palast der Ehrenlegion und andere Gebäude in Flammen."

Das letzte Jahr hat die Nerven an Ungeheures und Furchtbares gewöhnt, dennoch wirkte die Nachricht von diesem grauenhaften Vandalismus der Pariser Kommune erschütternd. Das hat doch die Welt noch niemals gesehen, daß ein Volk so entsetzlich sich selber zerfleischt, so blind wütend alles zerstört und verwüstet, was eine große Vergangenheit geschaffen hat. Paris, „das Herz der Welt, die Metropole der Zivilisation, die heilige Stadt, welche die Barbaren nicht zu entweihen wagten", es sinkt in Schutt und Asche unter den Kugeln und den Feuerbränden der eigenen Söhne und durch die entfesselten Leidenschaften der eigenen Kinder.

Sardanapal verbrannte sich mit seinen hundert Weibern in seinem Palaste, um den Feinden nicht in die Hände zu fallen. Nero legte Rom in Asche, um es aus Marmor wieder aufzubauen — die Franzosen zünden die Paläste der eigenen Hauptstadt an, nur um zu zerstören und zu vernichten. Weil die Kommune sich im Besitz ihrer Raubherrschaft nicht mehr halten kann, legt sie in Asche, was Frankreich an stolzesten Palästen besitzt, sie zerstört, nur damit niemand anders mehr die Herrlichkeiten genieße, die ihr entrissen worden. Von den Berserkern geht die Sage, daß sie, von blinder Wut ergriffen, gegen sich selber wüten und den eigenen Leib zerfleischen. Paris ist nun seit Wochen von dieser Berserkerwut ergriffen. Sie wird erst enden, wenn die prächtige Hauptstadt in rauchenden Trümmern liegt und die Provinz siegreich einzieht.

Bis der Kommune die Brandfackel nicht entrissen, die Minen nicht verlegt, die Petroleumsquellen nicht abgeschnitten sind, wird die entfesselte Bestie fortwüten.

Viktor Hugo schrieb noch jüngst: „Hier Paris, hier die Welt, so ist die Waage im Gleichgewichte." Was wird der alte Narr heute sagen? Die Sieger der Thiersschen Armee werden erbarmungslos die wahnsinnig wütenden Bestien vertilgen. Nicht blos der Abschaum von Paris und Frankreich sitzt jetzt drin in diesem entsetzlichen Krater, der immer enger und glühender wird für die Eingeschlossenen, auch der Auswurf von ganz Europa hat sich nach Möglichkeit zusammengefunden in dem Eldorado der Kommune. Würden diese internationalen Helden der Revolution mitgefangen und mitgehangen, welch ein Segen für die ganze Welt, für die Gesittung und das Glück der Völker.

Die deutsche Armee steht enggeschlossen, Gewehr bei Fuß, um den Norden und Osten von Paris. Dahinaus nahmen jetzt die feigen Wüteriche der Kommune ihre Flucht. Rochefort wurde in Meaux aufgefangen. Ein Brief an seine Maitresse in Brüssel, den die Regierung auffing, hatte ihn verraten. Dombrowski, der letzte Polenheld und General der Kommune, wurde in Saint-Denis von den Deutschen angehalten.

Moltke sagte mir gestern im Reichstag: „Man glaube an einen Massenausbruch der Pariser gegen Nogent-Auteuil. Kommen sie bewaffnet, so werden sie zusammengeschossen, kommen sie waffenlos, so werden sie zurückgetrieben."

*

Berlin, den 9. Januar 1873.

Napoleon III. in Chislehurst morgens 9¾ Uhr sanft verschieden. So endet er elend und glanzlos wie sein größerer Oheim. Die Pariser Börse haussirt! Für die napoleonische Partei in Frankreich ist's wohl eher nützlich als schädlich. Er war unmöglich, sein Sohn ist's nicht.

*

Berlin, den 15. Januar 1873.

Im Abgeordnetenhause greift Lasker die Eisenbahnpolitik Itzenplitz' scharf an: er nennt Putbus, Biron, Wagener als gewinnsüchtige Konzessionserwerber. Itzenplitz antwortet sehr schwach. Der landwirtschaftliche Minister Selchow ist endlich verflossen und Graf Königsmarck, Oberpräsident in Posen, an seiner Stelle ernannt.

Bei dem Begräbnis in Chislehurst war der Prinz von Wales zugegen, die italienische Armee war offiziell, die französische nur in Zivil vertreten.

*

Berlin, den 25. Januar 1873.

Bismarck erscheint im Abgeordnetenhause, lebhaft begrüßt, bei Beratung des Etats des „Auswärtigen". Er hält zwei große Reden, indem er Lasker und Virchow antwortet. Er legt nochmals Zeugnis für die Fortführung der preußischen Politik im bisherigen Sinn und Geist ab und betont seine Freundschaft und Gesinnungsgleichheit mit Roon. „Die Arbeitslast und die Verantwortung waren zu groß, meine Kraft ist geschwächt.

„Abeken war tot — ich mußte Erleichterung haben. Der Titel ‚Auswärtiger Minister' gefällt mir nicht, ‚Minister für Reichsangelegenheiten' wäre mir lieber. Es ist unmöglich, daß ein preußisches Ministerium nicht im Einklange mit dem Reichskanzler wäre. Dafür bürgt der Kaiser und König. Der Kanzler muß der Mann seines höchsten Vertrauens sein — und der kann nicht dulden, daß die preußischen Minister ihm entgegenarbeiten."

Zu Virchow, der ein homogenes und parlamentarisches Ministerium verlangte, sagte er: „Wir haben keine große ministerielle Partei — in Preußen ist das Ministerium nach meinem Herzensausdrucke ein Königliches. In England

zersetzen sich auch die großen Parteien, und die parlamentarischen Ministerien hören dort auch auf. Früher, wenn reaktionäre Maßregeln notwendig wurden, kam ein liberales Ministerium ans Ruder, wenn liberale gebraucht wurden, führte sie ein konservatives aus."

*

Berlin, den 26. Januar 1873.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" kündigt im Leitartikel die Berufung des Deutschen Reichstags für Anfang März an. Der preußische Landtag werde dann freilich auch noch tagen, aber wir Deutschen werden uns allenthalben an den Gedanken zu gewöhnen haben, daß das Reich die Vorhand hat. Von Preußen und seinen politischen Männern heißt's noblesse oblige. Wir in Preußen wollen ein Beispiel geben, daß uns in erster Linie Deutschland steht, in zweiter Preußen!

In Frankreich scheinen die Monarchisten aller Art gemeinsam gegen Thiers und seine konservativen Republikaner loszugehen.

Thiers ließ im „Bien publique" einen Artikel los, der mich erstaunte. Er lobt das Empire und streicht es heraus zum Nachteil des Königtums. Wäre er geneigt, von den zwei Uebeln das erstere zu wählen?

*

Berlin, den 14. Februar 1873.

Viktor Amadeus von Spanien dankt ab. Der ehrlichste, rechtlichste Mann im Lande kehrt Spanien den Rücken. Die Republik erhebt sich hinter seinem Rücken und wird nun auch dieses Volkes Ruin vollenden. Es heißt, die Häupter der Internationale von Genf, London und Brüssel seien bereits nach Madrid aufgebrochen. Wo ein Aas ist, versammeln sich die Geier! — Der Infant Alfonso soll die Militärschule in Wien auch schon verlassen haben. Glückliches Spanien!

Figueras wird Präsident des republikanischen Ministeriums, Castellar Aeußeres. Die ersten Maßregeln sind: Volksbewaffnung, Abschaffung der Todesstrafe — und des Adels! — Eilt es damit so?

*

Berlin, den 18. Februar 1873.

Von der Laskerschen Gründerrede und deren Folgen finde ich bei meiner Ankunft in Berlin alles noch erfüllt.

Friedenthal meint: Jeder müsse jetzt sehr froh sein, der keine Konzession zu irgend welcher Bahn erhalten habe. Er gratulirt mir, daß ich für Oppeln-Neisse, meine heimatliche Kreisbahn, noch nicht so weit sei. Die Zeit müsse erst wieder kommen, wo dergleichen Bahnen gebaut würden, jetzt sei keine Rede davon. Lasker muß jetzt die Beweise erbringen für seine Behauptungen und Anklagen, sonst ist er politisch bankerott, und darum wird er Kopf und Kragen daransetzen.

Er und Köller wurden heute in die Enquêtekommission gewählt. Deren Präsident Günther, Präsident der Seehandlung, soll Oberpräsident in Preußen werden.

Die „Germania" sagt über Köllers Wahl zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses: parturiunt montes, nascitur ridiculus mus.

Seydewitz ist immer noch nicht für Schlesien ernannt, obwohl ich weiß, daß er der ernstlichste Kandidat ist.

Bischof Mermillod ist von den Schweizer Behörden über die Grenze per Schub gebracht. Die Katholiken in Genf blieben dabei ganz ruhig.

*

Berlin, den 18. Februar 1873.

Fürstin Bismarck klagte mir heute sehr über die Leiden ihres Gemahls. Er leidet Schmerzen am Fuß, an der Hüfte und am Hals. Ein Kitzel reizt ihn zu fortwährendem Räuspern und raubt ihm die Nachtruhe — natürlich wird er dadurch verstimmt.

Den Hoffesten bleibt er fern, weil ihm beim Stehen der Fuß anschwillt. (Man verbreitet, er thäte es absichtlich aus ganz anderen Gründen.) Die Fürstin wagt auch nicht im ausgeschnittenen Kleid auszugehen und will erst wieder versuchen, ob sie es verträgt, und dann erst zu Hofe gehen. (Man deutet dies natürlich auf ein tendenziöses Fernbleiben.)

*

Berlin, den 21. Februar 1873.

Bethusy sieht nicht rosig in die Zukunft. Der Kampf mit den Ultramontanen und ein französischer Krieg in zwei bis drei Jahren, worin diese Bundesgenossen sein werden, schwebt ihm vor.

Die freikonservative Partei sieht er durch Laskers Vorgehen und durch die religiösen Fragen als in ihrem jetzigen Bestande gefährdet an. Die Katholiken sind meist schon ausgetreten, und die Enthüllungen, welche kommen werden, graviren hervorragende Mitglieder.[1]) Für die nächsten Wahlen scheint ihm die Partei geschlagen.

Abends war Ball im Palais. Der Kaiser sprach sehr freundlich mit mir und gratulirte zu den Aussichten auf einen Erben. Die Kaiserin sah mich an, als ich gerade mit Falk im Gespräch war, sie ignorirte mich. Sollte das ein Sympton sein?

Forckenbeck meint, die preußische Landesvertretung dürfte jetzt durch den Reichstag nicht in ihren Arbeiten gestört werden. Die religiös-politischen Gesetze müßten hintereinander weg durchgeführt werden. Der Reichstag müßte überhaupt selten dem Volke gezeigt werden. Dieses Wort aus diesem Mund überraschte mich höchlich!

*

---

[1]) Ist keineswegs eingetroffen.

Berlin, den 23. Februar 1873.

Das Deckersche Grundstück war 1866 für zwei Millionen zu haben, heute verlangt Decker drei Millionen und wird sie bekommen.

*

Berlin, den 12. März 1873.

Der Reichstag wurde vom Kaiser feierlich eröffnet. Der Kronprinz, gestern nach schwerer Krankheit von Wiesbaden hierher zurückgekehrt, stand, etwas magerer geworden und blaß, auf der Stufe des neuen prachtvollen Thrones, der zum erstenmal den Weißen Saal zierte. Auf einer Tribüne befand sich die japanische Botschaft, welche gestern hier eingetroffen ist. In der Hedwigskirche bei dem Gottesdienst zur Eröffnung des Reichstags zählte ich vorher circa zehn Abgeordnete. Das fromme Zentrum streikte bei der Anrufung des heiligen Geistes. Die Thronrede war einfach und geschäftsmäßig, wie sie in einem Reich mit uralten Institutionen und festgeordneten Verhältnissen nur selten vorkommen wird, und doch liegt das Deutsche Reich noch in den Windeln. Die Menschen wollen aber doch nicht sehen, wie gewaltig und sicher dieses Reich schon gegründet ist.

Mit Frankreich werden wir eher die Milliarden abgerechnet haben, als man glaubt. Le cinquième milliard wird doch auch in Gold, nicht in Eisen und Blei bezahlt, wie früher die Franzosen immer drohten.

Von konfessionellen Dingen, vom großen Kampf mit den Priestern kam keine Silbe vor. Ein wohlthuender Gegensatz zu dem Gekeife der Ultramontanen und sicherlich die beste Antwort darauf. Möchte man in Preußen vom Reich lernen!

*

Berlin, den 17. März 1873.

Die Konvention mit Frankreich, welche besagt, daß die fünfte Milliarde, anstatt 1875 am 1. März fällig, schon am 5. September 1873 getilgt und vierzehn Tage darauf das ganze Gebiet geräumt sein wird, ist publizirt. In Frankreich sind auf vierundzwanzig Stunden Kaiser Wilhelm und Bismarck die populärsten Leute. Der französische Botschafter in Berlin, Gontaud-Biron, bekommt das Großkreuz der Ehrenlegion.

*

Berlin, den 2. April 1873.

Der Laskersche Antrag auf Uebertragung des gesamten bürgerlichen Rechtes auf die Reichsgesetzgebung ist heute, im dritten Jahre seiner Erneuerung, vom Bundesrat angenommen und im Reichstag gegen die alleinige Opposition des Zentrums durchgegangen. Delbrück erklärte die Schwierigkeiten (das heißt den Widerstand der Partikularisten) für überwunden und stellte Stimmeneinheit im Bundesrat oder wenigstens die nötige Majorität für die Verfassungsänderung in Aussicht. Eine Kodifikation des bürgerlichen Rechtes werde beabsichtigt und

eine Kommission dafür berufen werden. Die Rechte gab eine lange Erklärung durch Willmanns ab, welche mit den Schlußworten seiner Rede: „da die Regierung zugestimmt, haben wir auch nichts mehr dagegen", eigentlich abgemacht gewesen wäre. Windthorst kämpfte scharf und boshaft dagegen. Er sagte: in zehn Jahren hat das Haus Wittelsbach dieselbe Stellung wie das Haus Hohenlohe. Die Justizhoheit der Einzelstaaten ist heut zu Füßen des Laskerschen Antrags gelegt! — Braun antwortete ihm vortrefflich.

Das Herrenhaus nahm heute in zweiter Lesung mit 87 gegen 53 Stimmen die Verfassungsänderung an. (Die erste Lesung war 96 zu 63.)

*

Berlin, den 11. April 1873.

Der „Neue Sozialdemokrat" schreibt am Charfreitag: „Jesus von Nazareth ist tot; schlaue Pfaffen verstanden es, aus seiner Lehre die Gleichheit, die Brüderlichkeit, die Gütergemeinschaft fortzulügen. Was hilft es ihnen? Dem Tod der Lehre folgt ihre Auferstehung. Und so rufen wir Sozialisten als echte Christen am 11. April, daß es allen Betrügern und Ausbeutern in die Ohren schallt:

„Jesus von Nazareth ist tot; es lebe Ferdinand Lassalle!"

Hic liber est in quo! — und wie sehr recht haben die Verächter und Verspotter des Christentums denn doch in vieler Beziehung. Mit der Sekte der Nazarener hat das heutige weltumfassende Christentum kaum mehr erkennbare Aehnlichkeit! Jerem. Sauerampfer (Wilhelm Marx) hat ein traurig ernstes Wort geschrieben: „Der Mensch vermag in der dünnen Firnluft der reinen Idee nicht lange zu atmen. Daher die Entartung aller Religionen. Der Ormuzdglaube wurde zum mechanischen Feuerkult, der Buddhismus zum stinkfaulen Lamaismus, der Jesuismus zum herrschsüchtigen Jesuitismus!"

Wir erleben vielleicht noch das Schauspiel, den Papst und einen sozialdemokratischen Präsidenten sich darum streiten zu sehen, wer vom wahren Christentum mehr bewahrt habe! —

Wie „herrlich weit" hat die Menschheit es doch schon gebracht!

*

Berlin, den 1. Mai 1873.

Eröffnung der Weltausstellung in Wien. Der Kronprinz des Deutschen Reichs hat den Vortritt vor dem Prinzen von Wales, welcher bisher vor allen Kronprinzen der Welt immer den pas gehabt hatte. Signatura temporis.

Das italienische Ministerium Sella-Lanza gibt seine Demission, weil die Kammer ihm 23 Millionen für das Arsenal von Tarent anstatt der geforderten 6½ Millionen bewilligt! —

(Das Ministerium scheint einen Vorwand genommen zu haben, um der Klosterfrage zu entgehen.)

*

Berlin, den 25. Mai 1873.

Der Reichstag hielt heute am Sonntag Fraktionssitzungen ab. Die Vertagung zu Pfingsten und Herbstsession oder Fortarbeit bis in die Hundstage wurde stark debattirt. Die Nachrichten aus Frankreich gaben den Ausschlag. Wir blieben beisammen, um für alle Fälle gerüstet zu sein.

*

Berlin, den 21. Februar 1874.

Erste parlamentarische Soirée bei Bismarck während der Session 1874/75. Ich ging ungeladen hin, da ich soeben erst in Berlin eingetroffen war. Als ich den Kanzler begrüße und ihm sage, daß ich vorgestern gewählt worden, faßte er mit beiden Händen meine Hand und rief mit einer Wärme und Lebhaftigkeit, die ich selten an ihm sah: „Nun, dann gratulire ich Ihnen und noch mehr mir von Herzen!“ — Dasselbe Wort sagte mir in Versailles der Kaiser vor drei Jahren, als ich mich zur Heimkehr abmeldete und auf seine Frage ihm antworten konnte: „Ich werde sicher gewählt werden!“

Viel, viel neue Gesichter und wenig bedeutende Physiognomien sah ich in den Salons sich drängen.

Aegidi sagte mir ein treffliches geflügeltes Wort des Kanzlers über die Anerbietungen, die das Zentrum an höchster Stelle gemacht hat: Timeo non Danaos, sed dona! — Den Inhalt der Anerbietungen kennt er auch nicht. Die Sache schwebt noch!

*

Berlin, den 23. Februar 1874.

Radowitz sagte mir: „Die wunderbarsten Leute erbitten jetzt Audienz bei dem Kanzler. Ich hoffe, Sie finden kein Gehör, bis sie gänzlich machtlos geworden sind, noch weiter zu schaden.“

*

Berlin, den 9. April 1874.

Abends hatten wir eine Fraktionssitzung der deutschen Reichspartei, in welcher Dr. Lucius, von Bismarck kommend, eine ganz unerwartete und peinlich überraschende Mitteilung machte. Der Kaiser war nachmittags bei dem Kanzler gewesen. Darauf habe dieser Bennigsen und Forckenbeck berufen und ihnen mitgeteilt: Der Kaiser nehme ein siebenjähriges Provisorium für den Armeebestand von 401 659 Mann an . . .[1])

Gestern verschwor sich alles, Kaiser und Kanzler ständen unverrückbar fest, heute bringen sie den Nationalliberalen eine Konzession entgegen, die über die

[1]) § 1 des Entwurfs hatte gelautet: „Die Friedenspräsenzstärke des Heeres an Unteroffizieren und Mannschaften beträgt bis zum Erlaß einer anderweiten gesetzlichen Bestimmung 401659 Mann.“ Vgl. über die kritischen Verhandlungen, welche zum Teil am Krankenbette Bismarcks geführt werden mußten, mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, Band II, Seite 193 ff.

Anerbietungen hinausgeht, welche diese heute schon machten; zehn bis fünfzehn Jahre boten sie heute nachmittag noch Friedenthal und Varnbüler an. — Meine Fraktion ist tief verstimmt und gereizt über dieses Verhalten und diese Abmachungen, ohne uns zu fragen. Prinz Wilhelm von Baden und mein Schwiegervater [1]) ergingen sich in heftigen Reden.

Meine Meinung ist die: Der Kaiser ist achtundsiebzig Jahre alt und will keinen Konflikt — Bismarck ist krank [2]) und denkt: Sieben Jahre ist eine gute Zeit. Vielleicht sagt er auch: Ich will die Vorlage der Regierung verteidigen, fällt sie, dann gehe ich. — Davor schreckte der Kaiser zurück. — Jedenfalls glaube ich, Forckenbeck und Bennigsen haben sich auch für die Kirchenpolitik namens ihrer Fraktion verbürgen müssen.

*

Berlin, den 4. Dezember 1874.

Heute erlebte ich die leidenschaftlich erregteste Parlamentssitzung, welcher ich noch jemals beigewohnt habe. Bei der Budgetberatung Position „Bundesrat" bestieg Dr. Jörg die Tribüne und knüpfte an die Bestimmung der Reichsverfassung Artikel 8 Alinea 3 (ein Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten unter Bayerns Vorsitz soll gebildet werden) eine lange Rede so voll von giftigen Angriffen gegen Bismarck, daß schon eine ärgerliche und erregte Stimmung anhob. Er zog die ganze auswärtige Politik vor sein Forum, um zu beweisen, Bismarck provozire einen Krieg mit Frankreich, mische sich überall ein, hätte in Spanien intervenirt und habe namentlich seit dem Kullmannschen Attentat den Krieg gegen Rom neu begonnen. Diese Erwähnung Kullmanns ohne ein Wort der Entrüstung und mit Bezeichnung desselben als „ein halb Verrückter" reizten schwer. Dann imputirte er Bismarck ein Fiasko, weil Rußland die Regierung eines Mannes, mit dessen Namen er seine Zunge nicht inkommodiren wolle (Serrano), nicht anerkannt habe.

Bismarck replizirte scharf und zerschmetternd, indem er die ganze Albernheit der Angriffe Jörgs darlegte und diesem zum Beispiel sagte: Seit den dreizehn Jahren, daß er die Politik Preußens lenke, sei ihm noch kein so stilles und an Aufregung armes Jahr vorgekommen als das gegenwärtige. Er tausche sein Fiasko gegenüber Rußland nicht ein gegen das Fiasko, was Jörg soeben erlebt habe.

Ueber Kullmann sprach er gemäßigt und nannte nur Pfarrer Störmann als schlimmen Hetzer des ungebildeten jungen Menschen.

Windthorst replizirte und kochte das Gift hoch auf. Bismarck habe gleich nach dem Attentat vom Balkon die Parole für die Presse zur Katholikenhetze

---

[1]) Der Herzog von Ujest.

[2]) Der Kanzler war in der Nacht vom 5. auf den 6. März an einem rheumatischen Fußleiden schwer erkrankt.

ausgegeben, und es sei gegen alles Recht, daß er als Ankläger mit dem Angeklagten im Gefängnis ein Verhör angestellt habe.

*

Berlin, den 17. Dezember 1874.

Vor acht Tagen wurde Majunke zur Verbüßung der Strafe von einem Jahr Gefängnis wegen Beleidigung des Kaisers, Bismarcks u. s. w. nach Plötzensee abgeführt. Darob große Aufregung im Reichstag und Antrag Lasker: Ob und welche Mittel zu ergreifen wären, um künftig die Reichstagsmitglieder zu schützen. Die Geschäftsordnungskommission, zur Berichterstattung aufgefordert, einigte sich nur darüber, daß Majunke zu Recht eingesperrt wäre, und verwarf ein halbes Dutzend anderer Anträge. Meine Fraktion war einstimmig, daß § 31 der Verfassung klar sei und auch das Richtige treffe. Mehr Privilegien wollte keiner von uns haben, als schon gegeben sind.

Gestern Beratung im Plenum. Antrag Becker auf motivirte Tagesordnung. Da die Strafprozeßordnung demnächst beraten wird, solle die Kommission den § 31 prüfen und eventuell abändern. Antrag Windthorst: Freilassung Majunkes, desgleichen Sonnemanns (sehr bezeichnend). Antrag Hoverbeck: Resolution. Es ist zur Wahrung der Würde des Reichstags notwendig, daß Bestimmungen getroffen werden, daß kein Mitglied ohne Genehmigung des Reichstags in Haft genommen werden kann.

Debatten fünf Stunden. Becker, Banks (Fortschritt), Windthorst, Lasker, Schwarze sehr gut für uns und die gesamte Rechte. Gneist vortrefflich, endlich Hoverbeck. Dann namentliche Abstimmung über die Tagesordnung mit 151 zu 158 Stimmen verworfen und Antrag Hoverbeck angenommen.

Heute morgen verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht: Bismarck hat seine Demission gegeben.[1]) Wie ein gestörter Bienenschwarm sah der Reichstag aus. Die Elsässer empfingen eine tüchtige Niederlage, als sie Aufhebung der deutschen Schulgesetze verlangten.

Bismarck war in seinem Sprechzimmer, und Forckenbeck (der gestern auch gegen uns gestimmt hatte), dann Bennigsen wurden zu ihm gerufen. Hohenlohe-Langenburg und Puttkamer gingen auch hinein und fanden ihn freundlich, aber erregt. Um 4 Uhr fuhr er zum Kaiser, um 5 Uhr aß der Kronprinz mit vielen Reichstagsmitgliedern bei dem Kanzler.

Nach der Abendsitzung um 10½ Uhr ging ich auch noch hin. Ich fand Bismarck angegriffen, aber gesprächig über allerlei. Den schwarzen Punkt berührten wir nur leicht am Theetisch und scherzend, indem die neue Ministerliste genannt wurde (Harry Arnim, Majunke, Ballestrem, Lasker, Schmidt).

Morgen ist großes Ministerconseil. Ich hoffe, die Sache wird ausgeglichen, aber übel ist sie doch.

---

[1]) Das Nähere über diese Kanzlerkrisis siehe in meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier", Band II, Seite 199 ff.

Berlin, den 18. Dezember 1874.

Die Wogen der hochgehenden Aufregung haben sich wieder besänftigt. Gestern bemühten sich die ersten Kenner parlamentarischer Taktik, ein Mittel zu finden, um Bismarck im Reichstag ein eklatantes Vertrauensvotum zu geben. Sie suchten vergebens, da verhalf uns Windthorst dazu. In der dritten Lesung des Etats über das Auswärtige Amt beantragte er heute unerwartet zu Anfang der Sitzung „Streichung der geheimen Fonds". Er hielt eine schwache Rede gegen die offiziöse Presse und den Reptilienfonds. Da erhob sich Bennigsen und bekämpfte ihn in einer meisterhaften Rede, die von rauschendem Beifall oft unterbrochen wurde. Er dankte unter anderem Windthorst, daß er, obwohl als parlamentarischer Taktiker berühmt, heute einen kolossalen Schnitzer gemacht habe; er wolle die Fonds streichen und gäbe dadurch dem Reichstag die glänzendste Gelegenheit zu einem ausdrücklichen Vertrauensvotum für den Leiter der Politik. In namentlicher Abstimmung wurde mit 199 gegen 72 Stimmen das Votum erteilt; der ganze Fortschritt stimmte mit dafür, die Ultramontanen und die Polen allein und Sonnemann stimmten mit nein.

Als die Debatte begann, versammelte sich gerade der Ministerrat mit Kaiser und Kronprinz bei Bismarck. Ich schickte an Friedenthal eine Karte: Windthorst bekämpft die geheimen Fonds, Bennigsen beantragt ein Vertrauensvotum. Kommen Sie schnell mit Falk. Friedenthal erhielt rechtzeitig die Karte und gab sie Bismarck. Des Kanzlers Antlitz hellte sich auf, und als darauf zurückkehrend die Minister die Siegesbotschaft brachten, verlief das Conseil in Friede und Einigkeit.

Der Kanzler erschien bald darauf in vollem Ordensschmuck im Reichstag, und ein frohes Gemurmel durchlief den Saal.

*

Berlin, den 4. November 1876.

Bismarck sitzt ruhig in Varzin [1]) und will nur kommen, wenn dem Kaiser gar zu sehr zugesetzt wird und er sich vor dem Andrängen nicht zu retten weiß — dann wird der Kanzler erscheinen und die Krähen verscheuchen.

Wie ich höre (Chlodwig Hohenlohe), ist Bismarck ganz gegen die Beschickung der Pariser Ausstellung durch die Deutschen. [2])

---

[1]) Am 30. Oktober war der Reichstag von dem Staatsminister Hofmann eröffnet worden.

[2]) Die späteren Schritte Bismarcks in dieser Richtung findet man verzeichnet in meinen Werken „Fürst Bismarck als Volkswirt", Band I, Seite 115 und „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck", Band I, Seite 242—245.

Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab.

Der Gesandte Freiherr v. Werthern.

Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab.

Der preußische Gesandte in München Freiherr v. Werthern[1])

(geboren 20. November 1816, gestorben 2. Februar 1895)

wurde im Februar 1848 der preußischen Gesandtschaft in Turin als Attaché beigegeben und bewährte sich so gut, daß er unter Entbindung von dem diplomatischen Examen sehr bald zum Legationssekretär und Geschäftsträger ernannt wurde und noch $1\frac{1}{2}$ Jahre in letzterer Eigenschaft verblieb. Dann war er nach einander Legationssekretär in Madrid, Wien und St. Petersburg. Im Jahre 1859 wurde er Ministerresident, bald darauf Gesandter in Athen, 1862 in gleicher Eigenschaft nach Konstantinopel und zu Ende desselben Jahres nach Lissabon versetzt. 1864 vertauschte er Lissabon mit Madrid und erhielt im Jahre 1867 seine Ernennung nach München. Dies ist die Stelle, wo Werthern bis zu seiner Verabschiedung wirkte, und wo er seine besten Jahre und besten Kräfte einsetzte. Sie war, als Werthern in das Palais der preußischen Gesandtschaft an der Türkenstraße einzog, gewiß keine rosige; die Wunden des Krieges von 1866 waren noch nicht vernarbt, die Abneigung gegen Preußen war eine weitverbreitete, und zwar nicht bloß in dem ungebildeten Teile der unteren, von der Geistlichkeit beeinflußten Bevölkerungsschichten, sondern ganz besonders bei dem Adel und — es ist ja längst kein Geheimnis mehr — auch bei der Krone. Dazu kam noch die Unklarheit der politischen Verhältnisse. Norddeutschland hatte bereits glücklich sein politisches festes Gefüge; was aber aus Bayern und den übrigen süddeutschen Staaten werden sollte, das wußte niemand. Nur das war klar, daß die augenblickliche politische Stellung Bayerns unhaltbar war, und daß es, um aus derselben herauszukommen, nicht ohne

[1]) Georg Freiherr v. Werthern, später Graf und Herr v. Werthern-Beichlingen, auf dem Schlosse seines Vaters Beichlingen in Thüringen geboren, studierte auf den Universitäten Bonn und Berlin, arbeitete als Auskultator beim Stadtgericht in Berlin und als Referendar bei den Regierungen zu Potsdam und Merseburg und verließ im Jahre 1845 den Staatsdienst, um mehrere Jahre auf Reisen und auf dem Lande zu verbringen.

neue kriegerische Verwicklungen abgehen würde. Die Aufgabe des preußischen Gesandten in München war damals also eine der schwierigsten. Er konnte, wenn er geschickt operirte, dem Einiger Deutschlands die größten Dienste erweisen, er konnte aber, wenn er nicht den nötigen politischen Takt hatte, die herrschende Abneigung gegen Preußen noch erweitern. Bismarck hätte nun keinen geeigneteren Diplomaten nach München senden können als den Freiherrn v. Werthern, dessen Bekanntschaft er bereits im Jahre 1847 oder 1848 in Berlin gemacht hatte. Von da ab gab es während vierzig Jahren unausgesetzte Berührungspunkte.

Im Jahre 1859 war Werthern Geschäftsträger in Petersburg, und Bismarck kam dorthin, um seinen Posten zu übernehmen, leider sehr gereizt und in schlechter Laune, die noch dadurch verschlimmert wurde, daß das Telegramm, welches seine Ankunft meldete, nicht ankam und er in dunkler Nacht, ohne Kenntnis des Russischen, allein den Weg nach der Gesandtschaft suchen mußte. — Freundlicher war ein Wiedersehen 1864 in Biarritz, wo Werthern mit seiner Gemahlin von Madrid aus im Seebade war. Beide erinnerten sich gern daran, wie umgänglich und heiter Bismarck damals gewesen sei. Er hatte früher viel bei dem Vater von Frau v. Werthern, Herrn v. Bülow in Elvershagen, verkehrt und Frau v. Werthern schon als Kind gesehen.

Um auf die Werthern in München gestellte Aufgabe zurückzukommen, so muß man sagen, er erfaßte sie mit Begeisterung und widmete ihr zwanzig Jahre lang seine besten Kräfte. Durch seine Mutter hatte er selbst viel von der lebhafteren und gemütvollen süddeutschen Art und gewann schnell ein feines Verständnis für den bayerischen Volkscharakter. Diese Eigenschaften machten ihn zum geeigneten und erfolgreichen Vertreter der preußischen Politik. Es gelang ihm, durch Offenheit und Geradheit in hohem Maße das Vertrauen der bayerischen Staatsmänner zu gewinnen und der deutschen Sache wichtige Dienste zu leisten. Aber auch über die amtlichen und höfischen Kreise hinaus suchte er unablässig für die nationale Idee zu wirken und namentlich auch mit den Kreisen der Gelehrten, Künstler und des Bürgertums Beziehungen anzuknüpfen. Hochgebildet und von idealer Gesinnung erfüllt, nahm er an allen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen regen Anteil. Seine hohe Stellung und ungemeine Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr machten es ihm möglich, in kurzer Zeit mit den meisten der bedeutenderen Künstler und Gelehrten, die damals in München wirkten, Beziehungen anzuknüpfen, und mit mehreren schloß er enge Freundschaft. Sein Haus wurde einer der besuchtesten Mittelpunkte für das geistige Leben Münchens, und die Rückwirkung dieser Beziehungen auf die politische Stimmung war bedeutend, da in der damaligen politischen Zerrissenheit die Einheit in Wissenschaft und Kunst eines der wirksamsten Bindemittel für die nationale Zusammengehörigkeit war. So wurde er denn in München zu einer der populärsten Persönlichkeiten.

Im Jahre vor dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich erlebte Werthern einen politisch bedeutsamen Zwischenfall, der nach seinen Aufzeichnungen dargestellt werden soll. Im September 1869 erschien bei ihm der ihm von Madrid her bekannte spanische Staatsrat und Deputirte Don Eusebio de Salazar y Mazaredo und erinnerte ihn an eine Unterredung, die im Jahre 1866 in Biarritz stattgefunden hatte. Damals war in einem Kreise spanischer Politiker die Frage erörtert worden, wen man nach dem voraussichtlichen Sturz der Königin Isabella auf den Thron setzen solle. Alle vorgeschlagenen Kandidaten fanden Bedenken; da sagte zum Schluß der mitanwesende Werthern: auf den einzigen Geeigneten werde keiner der Herren verfallen, das sei, aus den bekannten Gründen, der Erbprinz von Hohenzollern. Diese Aeußerung war Salazar im Gedächtnis geblieben, und als in der That alle anderen Pläne gescheitert waren, hatte er die Zustimmung des Marschalls Prim gewonnen und sich nach München begeben, um Werthern zu bitten, ihn beim Fürsten von Hohenzollern einzuführen. Werthern begleitete ihn am folgenden Tage nach der Weinburg, stellte ihn dem Fürsten vor, und es entspannen sich daraus die bekannten Verhandlungen, an denen Werthern übrigens nicht mehr teilnahm. Allem Anschein nach hat Werthern den Gedanken der hohenzollernschen Kandidatur, der so gewaltige Folgen haben sollte, zuerst ausgesprochen.

Wichtigen Anteil hatte Werthern an den Verhandlungen, betreffend den Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich, und damit das Glück, die Ideale seiner Jugend verwirklicht zu sehen und selbst an bedeutender Stelle daran mitarbeiten zu können, ein Bewußtsein, welches ihn für den Rest seines Lebens mit Freude und Stolz erfüllte.

Nach dem Kriege folgten ruhige Jahre, die dem Ausbau der neuen Einrichtungen gewidmet waren. Werthern blieb noch siebzehn Jahre auf dem ihm liebgewordenen Posten, stets unablässig bemüht, die Entstehung von Verstimmungen zu verhüten und die Opfer, die für die Einheit zu bringen waren, so wenig als möglich fühlbar zu machen. Daß sich in diesen Jahren das Verhältnis Bayerns zum Reiche wahrhaft bundesfreundlich und zu beiderseitiger Befriedigung gestaltete, daran hatte er ein wesentliches Verdienst.

In dieser ganzen Reihe von Jahren stand Werthern in regem persönlichem Verkehr mit dem Leiter der deutschen Politik. Er sah Bismarck wohl alle Jahre, sei es in Berlin oder in Kissingen, einigemal auch in München bei Gelegenheit der Reisen Bismarcks nach Bad Gastein. Wenn auch dienstlich hin und wieder ein scharfes Wort die Bureaus des Hauses Wilhelmstraße 76 verließ, so blieb das persönliche Verhältnis Wertherns zu seinem Chef doch stets ein ungetrübtes. Werthern hatte für „Wodan“, wie er ihn nannte, die größte Bewunderung und Verehrung. Umgekehrt hatte aber auch Bismarck an Werthern Gefallen; sie hatten überhaupt viel Gemeinsames: in der Liebe zur Natur, zum Landleben und zur Jagd. So war zum Beispiel bei einem Mittagessen in Kissingen von Politik

auch nicht mit einem Worte die Rede, desto mehr aber von Torfstreu, Forstwirtschaft und dergleichen.

Im Januar 1880 berief Bismarck den Grafen v. Werthern nach Berlin und teilte ihm mit, daß er ihn als Staatssekretär des Auswärtigen Amts in Aussicht genommen habe. So schwer es Werthern war, einen so verlockenden Vorschlag abzulehnen, so gaben doch schließlich andere Erwägungen den Ausschlag, und er bat Bismarck, von seiner Person für den gedachten Posten abzusehen, da derselbe seinen Neigungen nicht entspreche.

Daß Bismarck Wertherns Haltung nicht übelnahm, bewies er durch eine Einladung nach Varzin, wo Werthern im August 1881 einige Tage zubrachte. In seinen Aufzeichnungen beschreibt er sehr anschaulich das Haus, die Umgebung und die Fahrten mit dem Gutsherrn, der ihm seinen Wald und seine Anpflanzungen zeigte.

Im August 1886 wohnte Bismarck in München bei Werthern in der Gesandtschaft.

Nachdem Werthern im Jahre 1878 durch den Tod seines Vaters Erbe des Familienbesitzes und des damit verbundenen Grafentitels geworden war, sah er sich im Jahre 1888 nach dem Tode seines Bruders veranlaßt, seinen Abschied zu erbitten. Von da ab lebte er, noch gesund an Geist und Körper, lebhaft teilnehmend an allen Vorgängen der Politik und des geistigen Lebens, als Jäger und Freund der Natur seine Erholung suchend, auf dem Stammsitze Beichlingen. Am 2. Februar 1895 machte ein plötzlicher sanfter Tod seinem Leben ein Ende.

Es fehlte später nicht an Stimmen, welche behaupteten, Werthern sei verstimmt aus dem Dienste geschieden, da er die Fähigkeiten zu besitzen glaubte, dem Münchener Posten noch länger vorzustehen. Das ist vielleicht zuzugeben, indessen weiß jeder Beamte, daß die Aufgaben des Dienstes mitunter höher stehen als persönliche Wünsche. Und so wiederhole ich: Werthern hatte bis zu seinem Lebensende für Bismarck niemals andre Gefühle als die größte Bewunderung und Liebe, und er hat es als hohes Glück betrachtet, unter einem solchen Manne mit Hingebung für das gemeinsame Ideal, das Deutsche Reich, wirken zu können. Um Bismarcks Bild von Lenbach ließ er die Worte aus Werner Hahns „Edda“ anbringen:

> „Er nimmt von oben herab den Weg, — Die Welt zu beraten beim Göttergericht, — Er endet den Streit, er ordnet die Dinge, — Ewige Satzungen kommen von ihm.“

Bismarck im Antiquariat.

Bismarck im Antiquariat.

Das Kapitel „Bismarck im Antiquariat“, das ich im Bd. I des Portefeuilles (S. 173—181) eröffnet, wird jedes Jahr umfangreicher werden, denn die Sammelwut nach Autographen ergreift immer weitere Schichten, und kein Mann von auch nur etwas Berühmtheit ist bald mehr sicher, plötzlich seine intimsten Briefe in einer Autographen-Mappe vorzufinden. Zur Vollständigkeit einer Autographensammlung gehört aber jetzt vor allem ein Bismarck-Brief, sei der Inhalt auch noch so uninteressant. Mitunter verirren sich aber doch auch historisch bedeutsame Kundgebungen Bismarks in das Antiquariat, in der Hoffnung, dem Besitzer einen möglichst großen Kaufpreis einzutragen.

Nachstehend lasse ich zunächst einen Brief Bismarcks aus der Zeit des Feldzugs gegen Frankreich folgen, der lange Zeit ausgeboten wurde, bis er kürzlich in den Besitz eines mir befreundeten Sammlers gelangte. Der Brief, von Kanzleihand geschrieben, von Bismarck aber eigenhändig gezeichnet, [1]) lautet:

An den Staats- und Kriegsminister v. Roon.

Saarbrücken, den 10. August 1870.

Eurer Excellenz kollegialisches Wohlwollen erlaube ich mir mit nachstehendem in Anspruch zu nehmen.

Ich habe mannigfache Quartierbeschwerden, die in der zu großen Entfernung meines Quartiers von dem Seiner Majestät des Königs und von den Herren, mit denen ich täglich zu thun habe oder darin bestehen, daß ich von meinem Bureau, mit dem ich stündlich zu thun habe, getrennt werde, teils durch eigene Einwirkung, teils durch die Gefälligkeit meiner Wirte erledigen können. Für nicht gerechtfertigt halte ich es aber, daß von allen Pferden des Königlichen Hauptquartiers und denen, die sich sonst gegenwärtig in Saarbrücken und St. Johann befinden, außer der vierten Telegraphen-Abteilung nur allein meine Reit- und Wagenpferde auf das Biwakiren verwiesen worden sind, und zwar ohne daß es mir bisher möglich gewesen, Heu und Stroh für dieselben und für die bwiakirenden Leute zu erlangen, während die daneben

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten nachzutragen.

liegende Telegraphen-Abteilung mit beiden sehr reichlich versehen ist. Da ich nur die notdürftigste Anzahl von Dienstpferden mitgenommen habe, so muß ich befürchten, daß es mir in kurzem ebenso gehen wird, wie 1866 in Böhmen, wo ich infolge ähnlicher schlechter Behandlung der Pferde, schon ehe wir nach Brünn kamen, meine beiden sehr wertvollen Pferde an Krankheit verloren hatte.

Da ich glaube, im Allerhöchsten Dienste im Hauptquartiere zu sein, und in diesem Dienste der vorhandenen Reit- und Wagenpferde auch bedarf, so scheint es mir in der Billigkeit zu liegen, daß bei eintretendem Mangel an Obdach zunächst die Pferde derjenigen Herrschaften auf das Biwakiren angewiesen werden, welche ohne dienstliche Obliegenheiten sich dem Königlichen Hauptquartier angeschlossen haben, und welche außerdem mit Reit- und Wagenpferden reichlicher versehen sind als das Auswärtige Amt.

Es ist mir peinlich, mit dieser Beschwerde Seine Majestät in dem gegenwärtigen Augenblicke behelligen zu sollen; und ich bitte daher Eure Excellenz um Ihren gewogentlichen Rat, in welcher Weise dem bezeichneten Uebelstande, ohne ihn Seiner Majestät direkt vorzutragen, abgeholfen werden könnte; und für den Augenblick namentlich um Mitteilung, wie ich zu der unentbehrlichen Fourage gelangen kann, da ich außer stande bin, sie mit mir zu führen und auch keine Requisitionsmittel besitze.

v. Bismarck.

In anderem Besitz befinden sich ferner noch mehrere Piecen, die geeignet sind, Licht auf das Verhältnis Oesterreichs und Preußens nach der Beendigung des dänischen Krieges zu werfen.

In die Tage nach dem Abschluß des Waffenstillstandes, der dem dänischen Krieg ein Ende machte, fällt ein Briefentwurf Manteuffels vom 12. August 1864. Er weilte damals mit Bismarck und Roon im Gefolge König Wilhelms in Gastein und es handelte sich um die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse der Elbherzogtümer. Das Schriftstück zeigt auch, wie vertrauliche diplomatische Briefe entstehen. Zunächst geben wir eine Anfrage Manteuffels an den König:

„Eure Königliche Majestät wissen, daß Minister Bismarck mich gebeten hat, wegen der in Wien sich verwickelnden Verhältnisse einen vertraulichen Brief an Graf Crenneville zu schreiben. Ich habe das Konzept Minister Bismarck vorgelesen, der damit einverstanden ist. Darf ich den Brief fortschicken?

Manteuffel."

Graf Crenneville war General-Adjutant des Kaisers Franz Joseph. Der Brief selbst oder vielmehr das von Manteuffel geschriebene, vielfach korrigirte Konzept desselben lautet:

Graf Crenneville in Wien.

Gastein, den 12. August 1864.

Das Resultat meiner innern Kämpfe, deren ich in der Nachschrift meines heutigen Briefes erwähnte, ist, — daß ich Ihnen, lieber und verehrter Herr Graf, einen vertraulichen Herzenserguß vorlege. Hier ist er.

Minister Bismarck war heute früh bei mir, und ich fand ihn gegen seine eigentliche Natur niedergeschlagen. Auf meine Frage sagte er mir, die neuesten Nachrichten hätten ihm den Eindruck gegeben, daß das Wiener Kabinet beginne, sich dem mittelstaatlichen Lager zuzuneigen. Auf diesem Wege könne Preußen nicht folgen. Ein Triumph der Politik des Herrn v. Beust, eine schiedsrichterliche Stellung der deutschen Mittelstaaten, ihre Gleichberechtigung bei der vorläufigen Verwaltung der Länder, die Oesterreich und Preußen mit dem Blute ihrer Soldaten erkämpft, greife in das Lebensfundament Preußens. Er blicke besorgt in die Zukunft. Eure Excellenz können denken, welchen Eindruck diese Eröffnungen auf mich gemacht haben. Meine eigene diplomatische Thätigkeit ist gewissermaßen identifizirt mit dem österreichisch-preußischen Bunde. Seit dem Jahre 1850 habe ich in den verschiedensten Sendungen dieses Prinzip als Ideal vor Augen gehabt und habe es endlich erlebt, beide Mächte nebeneinander kämpfen und siegen zu sehen. Und jetzt, wo die europäischen Kabinette die Macht der vereinigten Monarchen von Oesterreich und Preußen anerkannt haben und die Ohnmacht mittelstaatlicher Intriguen vor dieser zerschellt ist, soll bei dem zweiten Akte des großen Dramas, wie Eure Excellenz in Karlsbad die Entwicklung der Situation bezeichneten, wieder alles in Frage gestellt sein? Ich kann's und will's nicht glauben. Als ich im Februar d. J. in Dresden war, sagte mir Herr v. Beust, wenn Oesterreich und Preußen einig sind, ist meine Politik vernichtet — aber werden sie einig bleiben? In diesem Ausspruche liegt eine große Lehre. Oesterreich kann nicht bestehen ohne Deutschland, Preußen liegt mitten in ihm drin mit allen seinen Lebensfasern. Diese Verhältnisse waren Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III. sehr klar. Sie betrachteten Deutschland nicht als ein Schlachtfeld, auch dann, wenn sie gegeneinander zu kämpfen hätten, sondern sie stellten sich als Schutz- und Schirmherren Deutschlands hin, und der Deutsche Bund betrachtete die beiden Mächte als solche und schloß sich ihren Entscheidungen in der großen Politik an. Seit der Revolution im Jahre 1848 wurde es anders. Beide Staaten erlagen momentan den revolutionären Einflüssen und kämpften gegeneinander um die erste Stelle in Deutschland und um die Gewinnung von Stimmen am Bundestage für ihre isolirt gestellten Anträge. Ihr Allergnädigster Kaiser und mein Hochseliger König Friedrich Wilhelm IV. machten verschiedene Versuche, diesem unglücklichen Verhältnisse ein Ende zu machen. Beiden erlauchten Souveränen war es klar, daß die Mittelstaaten aus ihrem Zwiste nur Nahrung zögen und Oesterreichs und Preußens Macht dadurch geschwächt würde. Aber

alle Bemühungen blieben vergeblich. Niemand als ich weiß es vielleicht genauer, wie treu Ihr Kaiser und mein Hochseliger König es gemeint haben. Die Macht der Verhältnisse war zu groß, das Mißtrauen in Oesterreich und Preußen gegeneinander hatte zu sehr um sich gegriffen, die revolutionären Kammer-Majoritäten und die von ihnen abhängige Presse ließen kein wahres und offenes Verhältnis zwischen beiden Staaten zu stande kommen. Der Erfolg war, daß die Mittelstaaten sich immer mehr einigten und wirklich begannen, eine dritte Macht in Deutschland zu bilden. Aber diese dritte Macht wurde nicht geleitet von selbständigen Fürsten, sondern von den alle und jede wahre Fürstenmacht vernichtenden Kammer-Majoritäten. Diesen ordneten sich die deutschen Fürsten teils aus Schwäche, teils in dem Irrwahne vollständig unter, dadurch Schutz gegen österreichisches oder preußisches Uebergewicht zu erhalten. Diese sich herausgebildet habende sogenannte Trias wurde dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Preußen nicht allein dadurch gefährlich, daß die alten und wahren Machtverhältnisse in Deutschland verrückt wurden, sondern auch dadurch, daß die Kammer-Majoritäten in einem großen Teile Deutschlands zur Herrschaft gelangten. So lagen die Verhältnisse, als die dänische Krise eintrat. Die revolutionäre Partei bemächtigte sich derselben sofort. Nicht bloß in den Kammern der Mittelstaaten, sondern auch in denen des Kaiserstaates und Preußens fanden ihre Ansichten Anklang und Unterstützung. Es ist das große, für alle Zukunft unberechenbare Verdienst Ihres Kaisers und meines Königs, daß beide Monarchen diese Sache selbständig, gewissermaßen im Gegensatze gegen ihre Kammer-Majoritäten in die Hand nahmen. Die souveräne Macht des Herrschers trat nach langer Zeit wieder einmal in voller Kraft hervor. Ich habe es immer bewundert, wie Ihr Kaiser diesen Gedanken groß und ganz aufgefaßt hat. Das Geschrei, daß Preußen Annektirungsgelüste habe, die wichtige Kommandofrage, eine Menge anderer Punkte erachtete Ihr Allergnädigster Herr als Detail gegen den großen Gesichtspunkt, daß beide Souveräne, eng vereint, die Mitteleuropäische Macht gegen „England und Frankreich“ (diese drei Worte sind von Bismarcks Hand durchgestrichen und durch „das Ausland“ ersetzt), das monarchische Prinzip gegen den um sich greifenden falschen Konstitutionalismus und die Stellung der deutschen Mächte gegen die Anmaßung der Mittelstaaten aufrecht erhalten müßten. Mein König hat dem Kaiser hier offen und ehrlich die Hand gereicht. Es gibt wohl in der Geschichte noch kein Beispiel, daß zwei Armeen in so guter Waffenbrüderschaft, in so richtiger Ambition ohne jede Jalousie gegen einander, eine ganze Campagne hindurch gekämpft haben. Es ist dies der Triumph der inneren Einigkeit der Souveräne. Die Armeen fühlten es durch, daß sie nicht allein gegen die Dänen, sondern daß sie auch gegen die Revolution und für das monarchische Prinzip kämpften. Der glorreichste Friede ist dem Abschluß nahe, und sein Preis sollte hingeworfen werden, weil die Mittelstaaten einen letzten

Versuch machen, ihre angemaßte Stellung gegen die beiden deutschen Mächte behaupten zu wollen! Mißverstehen Sie mich nicht, lieber und verehrter Herr Graf, ich meine unter dem Preise des Sieges nicht die drei Herzogtümer, ich meine die gewonnene Stellung des vereinigten Oesterreichs und Preußens, Europa, den Mittelstaaten und ihren revolutionären Kammer-Majoritäten gegenüber. Diese Stellung wird gefährdet, wenn nach geschlossenem Frieden Oesterreich und Preußen es gestatten, daß die Mittelstaaten bis zu der Zeit, wo über die Erbfrage (hier Korrektur von Bismarck, der statt „Erbfrage" das Wort „Herzogtümer" setzte) entschieden ist, einen gleichberechtigten Einfluß auf die Verwaltung der mit schweren Opfern erkämpften Herzogtümer erhalten. In dieser Frage liegt die Zukunft. Vereinigt sie Oesterreich und Preußen noch enger, so ist deren ganze Machtstellung, eine konservative Politik, die Stärkung des monarchischen Prinzips gesichert. Ich erwähne der andern Seite nicht. Gott wird ihren Eintritt verhüten. Auf das Detail der vorliegenden Fragen, die Herrn v. Bismarck heute früh so betrübten, gehe ich nicht ein. Ebenso habe ich mir nicht erlaubt, an Graf Rechberg zu schreiben, trotz seiner vielen Güte für mich. Das alles würde mich zu weit von meinem Prinzip entfernen. Aber Eurer Excellenz in diesem wichtigen Augenblick meine prinzipielle Auffassung auszusprechen, habe ich mich gedrungen gefühlt. Sie werden, ich bitte Sie, lieber und verehrter Herr Graf, recht herzlich darum, dieses Schreiben als ein ganz vertrauliches und nur an Ihre Person gerichtetes freundlich aufnehmen.

Ob dieser Brief abgegangen ist, scheint indessen fraglich, denn auf dem Anschreiben Manteuffels stehen folgende Vermerke:

Bismarcks Auffassung war nur Kombination bis jetzt, die durch heute abend angekommenen (Name unleserlich) sich nicht bestätigt, sondern das Gegenteil. Daher zeigen Sie Ihren Brief von C. an Bismarck nochmals. W. 12./8. 64.

Und darunter: Hiernach scheine ich ja ums Abschreiben kommen zu können, was sehre schöne wäre. E. Manteuffel.

Dabei aber liegt ein Zettel von Bismarcks Handschrift:

„Noch ist in der Hauptsache keine Sinnesänderung erkennbar, wenn auch die Beustischen Schlechtigkeiten in der von uns gewünschten Richtung mitwirken. Ich würde es unter allen Umständen bedauern, wenn ein so überzeugend geschriebener Brief nicht an die Adresse gelangte. v. B." [1])

Dieselbe Autographensammlung enthält aus späterer Zeit noch ein Telegramm des Fürsten Bismarck an Manteuffel, welches die übrigens

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten nachzutragen.

bekannte Thatsache bestätigt, daß Bismarck sein Verbleiben im Amte vom Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses abhängig machte. Das am 7. September 1879 an Manteuffel nach Gastein gerichtete Telegramm[1]) lautet:

„Ihren Brief mit Dank erhalten. Gelingt es, die Fühlung mit Oesterreich zu erhalten und sicher zu stellen, wofür mir noch die Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers fehlt, so hat alles, was zur Pflege unserer Freundschaft mit Rußland geschehen ist, meinen Segen als politisch nützlich. Gelingt mir aber ersteres nicht, dann werde ich nicht Minister bleiben können.

v. Bismarck."

Die Worte „Fühlung" und „Genehmigung" sind in der Depesche mit Bleistift unterstrichen und neben „Genehmigung" mit Bleistift in der Handschrift des Kaisers hinzugefügt: Ist erfolgt. W.

Am 3. September 1879 hatte bekanntlich eine Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit dem russischen Kaiser in Alexandrowo stattgefunden, die nicht im Programme der Bismarckschen Politik stand.

Ich schließe mit einem, seinem ganzen Inhalt nach eigenhändigen Briefe des Altreichskanzlers an den Feldmarschall Freiherrn von Manteuffel[2]):

Friedrichsruh, den 3. Mai 1877.

Geehrter Herr und Freund!

Spät komme ich, und nicht der weite Weg entschuldigt mein Säumen; es liegt an meiner Unbekanntschaft mit Tag und Jahr. Mein Glückwunsch, meine Freundschaft und meine Anerkennung dessen, was wir Ihnen verdanken, seit Sie die Regeneration des Heeres übernahmen bis heut, sind deshalb ebenso herzlich, und in dem letzten der drei Punkte vielleicht sachkundiger und dankbarer als alle andern. Ich kann deshalb auch nach dem Termin dem Bedürfnisse nicht widerstehen, Ihnen in Anknüpfung an denselben den Ausdruck meiner aufrichtigen Verehrung darzubringen. Die letztere knüpft sich nicht ausschließlich an die Leistungen, welche der König und die Geschichte des Landes Ihnen zu danken haben, sondern an die ritterliche Tapferkeit, aus denen sie hervorgingen. Ich gehöre zu den wenigen Zeitgenossen, die das noch nachrechnen können und gern daran denken, und werde, solange ich lebe, bleiben

Ihr treuer Freund und Verehrer

v. Bismarck.

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten nachzutragen.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten gleichfalls nachzutragen.

Personen-Register.

Berichtigungen.

S. 16, Z. 6 v. u. ist zu lesen: Dr. Junker und Dr. Schnitzer (statt: Dr. Juncka und Dr. Schnitzler).
S. 17, Z. 3 u. 4 v. o.: ebenso.
S. 116, Z. 5 v. o.: kriegsgefangen (statt: Kriegsgefangene).
S. 122, Z. 8 v. u.: erlangt habe (statt: hat).
S. 130, Z. 21 v. o.: Verträge (statt: Vorträge).

Bismarck-Portefeuille.

Dritter Band.

Bismarck-Portefeuille.

Herausgegeben

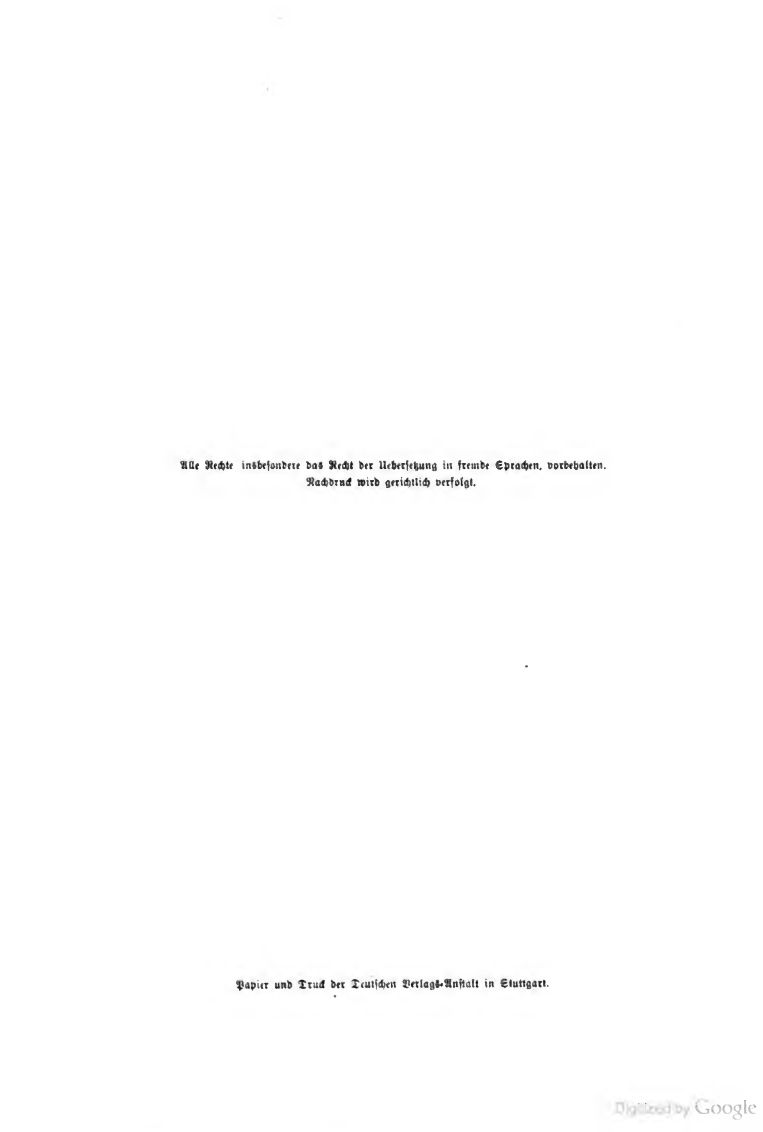
von

Heinrich von Poschinger.

Dritter Band.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1898.



Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

So ist denn das lange Gefürchtete doch eingetreten, der letzte der Helden aus den Einheitskriegen ist heimgegangen, fast auf den Tag achtundzwanzig Jahre, nachdem er mit seinem Königlichen Herrn sich das Schwert umgürtet, um uns die langentrissenen Provinzen, die Einheit und das Kaiserreich heimzubringen. Zwanzig Jahre hat er sodann noch den Erdball in seiner Hand getragen, einst der Bestgehaßte, dann der Vielgeliebteste in Deutschland. Das Glück hat ihn aber nicht geändert. Wiewohl eine nie erreichte Heldengestalt, ja zu Lebzeiten bereits eine legendarische Persönlichkeit, hat er sich die bescheidene Grabschrift gewählt: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelm des Ersten.“ In diesen klassischen Worten finden wir, wie Bismarck von der Nachwelt beurteilt werden will. Er hat für das, was er für das Richtige erkannt, bis zum letzten Atemzuge gekämpft, er hat bis an sein Ende nicht für sich allein oder auch nur für sein engeres Vaterland, sondern für die deutsche Gesamtheit gerungen, endlich war er vom Scheitel bis zur Zehe Monarchist und vor allem tiefergeben dem Herrscher, unter dessen Scepter er eben Bismarck geworden ist.

Wollte das dankbare Vaterland Bismarcks große Thaten und alle seine Tugenden, die die Mitwelt an ihm zu bewundern Gelegenheit hatte, in einer Grabschrift aufzählen, so reichte der Raum des römischen Kolosseums nicht hin. Ich möchte nur, alles auf den engsten Raum zusammendrängend, sagen: Er war ein einziger Mann, — terror malorum, fiducia bonorum, arx et decus Germaniae, wie Ihering ihn in dem Doktordiplom der Göttinger Universität preist.



Neue Bismarck-Briefe.

Neue Bismarck-Briefe.

Von den großen Männern, die dieses Jahrhundert geboren, hat, wie das „Neue Wiener Tageblatt" einmal zutreffend bemerkte, nur einer gegen die Veröffentlichung seiner Briefe nie etwas einzuwenden gehabt, geschweige denn, daß er eine solche durch Wort oder That zu verhindern gesucht hätte. „Dieser einzige ist Bismarck. Solange es sich nicht etwa um aktuelle Staatsgeschäfte handelte, wo das Geheimnis auch für ihn eine Bürgschaft des Erfolges war, hat Bismarck selbst die Veröffentlichung seiner politischen Briefe geschehen lassen, und nun gar der unpolitischen, persönlichen, der Familienbriefe. Hier hat er nicht bloß andere gewähren lassen, sondern zuweilen selbst für deren Veröffentlichung eingegriffen. So würden wir, um ein einziges Beispiel herauszugreifen, ohne sein direktes Mitthun die Briefe an seine Frau gewiß nicht kennen gelernt haben. Es hieße den Rahmen einer Mitteilung überschreiten, wenn wir hier Bismarck als Briefschreiber eingehend charakterisiren wollten. Nur so viel sei gesagt: wie seine Handschrift nicht ihres Aehnlichen hat, diese zugleich wuchtige und kühn anstrebende, zugleich klare und eigentümlich verschnörkelte Schrift, so ist auch im Inhalte selbst dem gleichgiltigen Billet sein Stempel aufgedrückt: so eben äußert sich Bismarck und kein anderer. Er ist immer unübertrefflich klar und überaus knapp; selbst wo er sich behaglich gehen läßt, ist kein Wort überflüssig, keines steht müßig da; es hat seinen Zweck, es soll etwas sagen, was die anderen Worte nicht gesagt haben. Und ferner: wie an Prägnanz des Ausdrucks so suchen diese Briefe auch an Korrektheit der Form ihresgleichen. Der Mann, der das Deutsche Reich geschaffen, gehört auch zu denen, die in diesem Reiche das beste Deutsch schreiben."

Aus diesem Grunde wird eine Ergänzung der in den früheren Portefeuille-Bänden enthaltenen Bismarck-Briefe willkommen sein. [1]) Ich wiederhole, was ich bereits an anderer Stelle sagte: Je weniger Aussicht vorhanden ist,

[1]) Die sämtlichen Kundgebungen fehlen in Kohls Bismarck-Regesten.

neue Aktenstücke Bismarcks im großen Stile publiziren zu können, um so mehr muß sich die Forschung darauf werfen, jene Quellen privater Natur zu fassen, die früher bei der Reichhaltigkeit des fortwährend sich neu erschließenden Stoffes nicht gewürdigt worden waren.

An den Bonbonfabrikanten Franz Schulz in Berlin.

Berlin, den 21. Februar 1863.

Eurer Wohlgeboren Schreiben habe ich erhalten und sage Ihnen für die freundliche Zusendung, von der es begleitet war,[1]) meinen verbindlichen Dank.

v. Bismarck.

*

An den Vorsitzenden der Kommission des Abgeordnetenhauses für Justizwesen, Herrn Simson, Hochwohlgeboren.

Berlin, den 6. März 1865.

Eure Hochwohlgeboren beehre ich mich in Erwiderung auf das gefällige Schreiben vom 6. d. Mts., betreffend die Beratung des Gesetzentwurfs über die Gerichtsbarkeit der Konsuln, ganz ergebenst davon in Kenntnis zu setzen, daß der Geheime Legationsrat König von mir beauftragt worden ist, von seiten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten als Regierungskommissar an der Beratung teilzunehmen.

v. Bismarck.

*

An den Oberprimaner Wilhelm Keil in Gotha.

Berlin, den 14. Mai 1866.

Herzlichen Dank für Ihren Glückwunsch![2]) Lassen Sie sich die Wärme des Gefühls, die aus Ihren Zeilen spricht, auch später von den Jahren nicht rauben, sondern bewahren Sie den frischen Mut der Jugend auch im männlichen Dienste unseres Vaterlandes.

Ihr ergebener

v. B.

*

---

[1]) Franz Schulz teilte Bismarck mit, derselbe sei durch seine hochherzige Politik in der schleswig-holsteinischen Frage als der eigentliche Urheber der von ihm angefertigten Annexionsbonbons zu betrachten. Er überreiche daher eine Probe des Fabrikats mit dem Wunsche, daß es ihm gelingen möge, die bitteren Erfahrungen, welche Bismarck bei seinen patriotischen Bestrebungen zu machen Gelegenheit hatte, auch einigermaßen zu versüßen.

[2]) Nach dem Blindschen Attentat vom 7. Mai 1866 hatten Schüler des Herzoglichen Gymnasiums zu Gotha an den Fürsten Bismarck einen Brief gerichtet, der folgendermaßen lautet:

Gotha, 7. Mai 1866.

Hochgebietender Herr Staatsminister und Ministerpräsident! Ew. Excellenz haben schon längst unsere jugendlichen Herzen durch Ihre joviale und chevalereske Genialität erfreut zu sich hingezogen. Begeistert haben Sie uns durch Ihren ritterlichen Mut und Ihre Un-

An den Bauernvogt und eine Anzahl Landbesitzer der Dorfschaft Vorbrügge.

Nikolsburg, den 22. Juli 1866.

Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, hat die Adresse des Bauernvereins und der Landbesitzer des Dorfes Vorbrügge vom 12. d. Mts., worin sie ihren Dank für die wiedergewonnene Freiheit darbringen, gern aufgenommen und mir befohlen, den Unterzeichnern Allerhöchstseinen Dank auszusprechen.

v. Bismarck.

*

An den Rektor der vereinigten Friedrichs-Universität, Professor Dr. Ulrici zu Halle.

Berlin, den 18. Oktober 1867.

Eure Magnificenz haben die Freundlichkeit gehabt, mir mittelst gefälliger Zuschrift vom 2. dieses Monats den Festbericht über die Jubelfeier der Friedrichs-Universität sowie mehrere Festschriften zu übersenden.[1]) Indem ich von dem Inhalt derselben mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen, sage ich Eurer Magnificenz für deren gefällige Mitteilung den verbindlichsten Dank.

v. Bismarck.

*

An den Wirklichen Geheimen Rat und Mitglied des Abgeordnetenhauses v. Bonin.

Berlin, den 28. Januar 1868.

Eurer Excellenz sage ich in Erwiderung des Schreibens vom gestrigen Tage für die Mitteilung des Abänderungsvorschlages, welchen Sie zu dem Kommissionsberichte über den hannoverschen Provinzialfonds im Hause der Abgeordneten einbringen wollen, meinen Dank.

Ich habe denselben sämtlichen Mitgliedern des Staatsministeriums sofort

---

erschrockenheit, mit der Sie jenen gänzlich verblendeten Fanatiker mit eigener Hand ergriffen und entwaffneten. Das war eine That, welche vollkommen Ihrem Charakter und Ihrer bisherigen Handlungsweise entsprach. Gott schützt die Mutigen und die Rechten, Gott schützte Sie bisher, Gott schütze Sie fortan! Excellenz! Alle, die Sinn und Verständnis haben für Geistesstärke und Charakterstärke, danken Gottes gütiger Fügung, welche Sie, den einzigen Mann, der es vermag, Preußens und Deutschlands Sache siegreich zu Ende zu führen, vor den Kugeln des Karl Blind bewahrte. Tu ne cede malis, sed contra audacior ito! Im Auftrage eines Teils der Oberprimaner des Herzoglichen Gymnasiums Ernestineum zu Gotha

Wilhelm Keil.

[1]) In dem Uebersendungsschreiben heißt es im Anschluß an die Dedikation der Druckanlagen: „Konnten Eure Excellenz dringender Staatsgeschäfte wegen das Fest mit Ihrer Gegenwart nicht verherrlichen, so darf doch die Hochschule, für welche Eure Excellenz ein warmes Interesse bekundet, sich der Hoffnung hingeben, daß auch bei dieser Gelegenheit der erste und höchststehende ihrer Ehrendoktoren ein Schriftchen von historischem Interesse huldvoll annehmen werde."

in metallographirten Abzügen zugehen lassen, damit der zu fassenden Entschließung vollständige Information über Ihren Vorschlag vorhergehen möge.

v. Bismarck.

*

An den Oekonomischen Verein in Trempen O.-P.

Berlin, den 22. Mai 1876.

Der Oekonomische Verein in Trempen hat in der Zuschrift vom 10. d. Mts. die gegenwärtige bedrängte Lage des deutschen Brennereigewerbes dargestellt und hiermit den Antrag verbunden, daß bei Erneuerung von Handelsverträgen auf Beseitigung derjenigen Schwierigkeiten hingewirkt werde, welche die Zoll- und Steuergesetzgebungen des Auslandes der Einfuhr von deutschem Spiritus entgegenstellen. Ich erkenne die hohe wirtschaftliche Bedeutung, welche die Spiritusindustrie für einen großen Teil Deutschlands hat, in vollstem Maße an und werde wie seither so auch in Zukunft gern jede Gelegenheit ergreifen, auf eine Beseitigung oder doch Verminderung jener Hemmnisse hinzuwirken.

v. Bismarck.

*

An den Kaiserlichen Geheimen Regierungsrat Boediker.

Friedrichsruh, den 18. Oktober 1883.

Eurer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die Uebersendung Ihres „Gewerberecht“ [1]) und sehe einen neuen Beweis Ihrer Arbeitskraft darin, daß Sie neben der reichen Thätigkeit, welche Sie den amtlichen Geschäften widmen, noch ein so nützliches, aber arbeitsvolles Werk haben zusammenstellen können.

v. Bismarck.

*

An den Wirklichen Geheimen Ober-Medizinalrat Professor Dr. Frerichs. [2])

Berlin, den 20. April 1884.

Verehrter Herr Geheimrat!

Zu dem heutigen Tage, an welchem Sie auf ein Vierteljahrhundert an Ehren und Erfolgen reicher Thätigkeit im Dienste der Wissenschaft zurückblicken, erlaube ich mir Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch darzubringen. Zugleich bitte ich Sie, das beifolgende äskulapische Sinnbild mit seinem Piedestal als ein Andenken an diesen Tag und als ein Zeichen meiner persönlichen Verehrung freundlichst entgegenzunehmen.

Mit der Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung bin ich

Eurer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

v. Bismarck.

---

[1]) Gemeint ist die Schrift Boedikers „Das Gewerberecht des Deutschen Reichs“, Berlin 1883, R. v. Deckers Verlag.

[2]) Als Bismarck diesen Brief schrieb, war er bereits in der Behandlung des Professor Schweninger.

An den Dekan der juristischen Fakultät Erlangen, Professor
Dr. Lueder daselbst.

Berlin, den 20. April 1885.

Eure Hochwohlgeboren bitte ich, der Fakultät meinen verbindlichsten Dank für die hohe Ehre auszusprechen, welche dieselbe mir durch Promovirung zum Ehrendoktor aus Anlaß meines siebzigsten Geburtstages erwiesen hat.

v. Bismarck.

*

An den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 20. April 1885.

Eure Hochwohlgeboren bitte ich, den städtischen Behörden meinen verbindlichsten Dank für die hohe Ehre auszusprechen, welche dieselben mir durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der Stadt Kissingen aus Anlaß meines siebzigsten Geburtstages erwiesen haben.

v. Bismarck.

*

Telegramm an den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 2. April 1886.

Für Ihre freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstage bitte ich Sie meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

v. Bismarck.

*

Telegramm an den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Friedrichsruh, den 1. Januar 1887.

Verbindlichsten Dank für die freundlichen Glückwünsche der Stadt, welche ich herzlich erwidere.

v. Bismarck.

*

Telegramm an den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 10. April 1887.

Für die freundlichen Glückwünsche, mit denen Sie mich namens meiner Mitbürger beehrt haben, bitte ich Sie meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

v. Bismarck.

*

Telegramm an den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Friedrichsruh, den 24. September 1887.

Für Ihre freundlichen Wünsche zum gestrigen Tage [1]) sage ich meinen verbindlichsten Dank.

v. Bismarck.

*

---

[1]) Feier des 25 jährigen Ministerjubiläums.

Telegramm an den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Friedrichsruh, den 1. Januar 1888.

Verbindlichsten Dank für die freundlichen Glückwünsche meiner Mitbürger, welche ich von Herzen erwidere.

v. Bismarck.

*

An den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 9. April 1888.

Für die freundlichen Glückwünsche, mit welchen Sie mich namens meiner Mitbürger beehrt haben, bitte ich Sie meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

v. Bismarck.

*

An den Senior des Corps Onoldia cand. med.
Karl Stiefel in Erlangen.

Berlin, den 29. Mai 1888.

Für die freundliche telegraphische Begrüßung vom gestrigen Tage [1]) sage ich der Onoldia herzlichen Dank und knüpfe daran meine besten Wünsche für das fernere Gedeihen des Corps.

v. Bismarck.

---

[1]) Telegramm des Corps Onoldia:

Onoldia in Erlangen, das älteste deutsche Studentencorps, feiert heute das 90. Stiftungsfest. Zahlreich versammelt in feierlichem Konvente, bringen Philister und Aktive dem deutschesten der deutschen Corpsphilister ehrerbietige Huldigung dar und werden sich bei solennem Festkommers gestatten, auf das Wohl und die Gesundheit Eurer Durchlaucht einen kräftigen Salamander zu reiben.

Erlangen, den 28. Mai 1888.

Karl Stiefel, cand. med.,
z. Z. Senior.

Bismarck im deutsch-französischen Kriege.

Erster Teil.

Von Berlin bis Sedan.

Bismarck im deutsch-französischen Kriege.

Nach der Schilderung von Augenzeugen.

Erster Teil.

Von Berlin bis Sedan.

31. Juli bis 1. September 1870.

Seit Moritz Busch sein Werk „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich“ veröffentlicht, hat die Bismarckliteratur diesen Zeitabschnitt im Grunde recht stiefmütterlich behandelt. Es war natürlich wenig verlockend, darüber zu schreiben, da auch die glänzendste Darstellung weit hinter Busch zurückbleiben mußte, der die ganze Campagne in der unmittelbaren Umgebung Bismarcks, als dessen Haus- und Tischgenosse mitgemacht hat.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Akten mit dem in seiner Art einzigen Werke von Busch für immer abgeschlossen sein sollen. Die Lorbeeren, die diesem Schriftsteller gespendet worden sind, haben auch andere, die mit Bismarck während des französischen Krieges zusammenkamen, nicht ruhen lassen, und auch sie haben inzwischen verraten, was sie mit Bismarck erlebt und was sie von ihm oder über ihn gehört haben.

Von den Herren des mobilisirten Auswärtigen Amts, die den ganzen Feldzug an Bismarcks Seite mitgemacht haben, wäre natürlich am meisten zu erfahren. Aber ihnen blieb der Mund geschlossen bis auf L. Bucher, der mit Genehmigung des Chefs einen kleinen, dafür aber historisch wertvollen Beitrag in einer Bismarckbiographie geliefert hat. [1])

Einen schwachen Ersatz bieten uns dagegen die Memoiren des Geheimen Regierungsrats Dr. Stieber, der den ganzen Feldzug in Bismarcks unmittelbarer Nähe mitgemacht hat, da ihm die Sorge für dessen persönliche Sicherheit ganz speziell anvertraut war.

---

[1]) Vergl. mein Werk: Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke, Karl Heymanns Verlag, Bd. III, S. 150.

Ein anderer Kreis, der von dem, was bei Bismarck vorging, auch viel erfuhr, war der des Königs, und hier verdanken wir einige Einzelheiten dem Chef seines Civilkabinets v. Wilmowski und dem Vorleser des Königs Louis Schneider.

Der Kreis des Kronprinzen und derjenige des Großen Generalstabes hatte mit Bismarck auch seine Berührungspunkte, und es fehlt auch auf dieser Seite nicht an Aufzeichnungen, ebensowenig auf Seiten der Parlamentarier, mit denen Bismarck auf französischem Boden wiederholt zu verhandeln Gelegenheit hatte.

Mit die wichtigsten Details verdanken wir deutschen, englischen und amerikanischen Kriegsreportern, die jede Nachricht über Bismarck mit Gold aufwogen, dem amerikanischen General Sheridan, der einen Teil des Feldzugs an Bismarcks Seite mitmachte, endlich den Franzosen, die mit Bismarck in Sedan, Ferrières und Versailles zu verhandeln hatten.

In dem zweiten Bande des Bismarck-Portefeuilles habe ich damit begonnen, einen Teil der Erinnerungen und Aufzeichnungen dieser Augenzeugen des Krieges zu sammeln.[1]) Hier soll damit fortgefahren werden, jedoch von einem etwas veränderten Gesichtspunkte ausgehend. Wir wollen Bismarck begleiten von dem Tage an, da er Berlin verließ, bis zu dem Tage, da er als der Einiger Deutschlands in den Kreis der Seinigen zurückkehrte, und hören, was Freunde und Feinde über ihn zu berichten wissen.

Bei der obigen Darstellung scheidet aus, was ich über den Feldzug von 1870/71 bereits in meinen früheren Bismarckwerken mitgeteilt habe.[2])

Die zahlreichen Daten, welche bei einer neuen Bearbeitung der Kohlschen Bismarck-Regesten zu erwähnen sein dürften, sind durch ein Sternchen ausgezeichnet.

*

*31. Juli 1870.

Der General der Kavallerie Julius v. Hartmann, welcher der Abfahrt des Königs und seines Gefolges nach dem Kriegsschauplatz beiwohnte, schreibt über diesen geschichtlich denkwürdigen Moment:[3])

„Auch Bismarck fuhr mit ab; er sah prächtig aus, war höchst fidel und aufgeräumt; stolz und mächtig und vergnügt blickten seine Augen; auch mit ihm

---

[1]) Zu vergl. die Unterredungen mit Bismarck während des Krieges mit Frankreich S. 39—159.

[2]) Vergl. Bismarck und die Parlamentarier; Bismarck und der Bundesrat; Neue Tischgespräche und Interviews; Ein Achtundvierziger (Lothar Bucher); Graf Fred Frankenberg, Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71; Erinnerungen aus dem Leben Hans Viktor v. Unruhs; „Deutsche Revue" Juliheft 1898 S. 1 ff. (Aufsatz über den Kriegsminister Bronsart v. Schellendorff).

[3]) Briefe aus dem deutsch-französischen Kriege von Julius v. Hartmann. Kassel 1893

schüttelte ich mir die Hände. Moltke sah ich nicht; er soll wie immer vollständig gleichgiltig ausgesehen haben. Was muß der Mann für Nerven haben! Ich war auch Zeuge davon, wie Bismarck von Manteuffel Abschied nahm. Der erstere kam auf den letzteren mit herzlichem Ausdruck in der Miene zu, als wollte er sich mit ihm die Hand schütteln, bevor er diesen entscheidenden Gang thue. Manteuffel empfing ihn ganz kühl, Bismarck wurde es auch, und beide gaben sich die Hände ohne alle Herzlichkeit; ihr Verhältnis zu einander blieb unverändert. Manteuffel soll furchtbar erregt sein, um Unwesentliches sich in den stärksten Aeußerungen ergehen. Seine Umgebung hat einen schweren Stand."

Als das Große Hauptquartier Berlin verließ, war Bismarck in seinem Coupé unfreiwilliger Ohrenzeuge eines im Nebencoupé mit lauter Stimme geführten Gesprächs, in welchem namentlich General v. Podbielski hervorhob, diesmal sei dafür gesorgt, daß Bismarck sich um die militärischen Dinge nicht zu bekümmern haben werde. Fast schüchtern warf der dem Kanzler befreundete Kriegsminister v. Roon ein: „Aber er muß doch wissen, wann er Frieden zu machen hat."

Wir werden auf diese Gegensätze noch mehrfach zu sprechen kommen.

*

*Mainz, 2. August 1870.

Zur Mittagstafel im Quartier Bismarcks Ludwig Bamberger. Derselbe teilt darüber in seinen Tagebuchblättern [1]) mit: „Morgens 5½ Uhr kommt der König mit dem Hauptquartier in Mainz an. Um 10½ Uhr begab ich mich zu Herrn v. Keudell und berichtete ihm zunächst über die Darmstädter Angelegenheit [2]) und ähnliche Vorgänge daselbst. Keudell erzählte mir, daß man auf preußischer Seite auf ein viel rascheres Vorgehen der Franzosen geschlossen hatte. Des Nachmittags war ich bei Kupferberg, in dessen Hause Graf Bismarck Quartier genommen hatte, mit diesem, Abeken und Keudell zu Tisch. Bismarcks Bagage war zurückgeblieben; er mußte sich ein Hemd kaufen, war äußerst guter Laune, sagte, daß ihm Wein und Früchte vom Arzt verboten seien, verzehrte aber nichtsdestoweniger von beiden sowie vom Gefrorenen ansehnliche Portionen. Nach Tisch wird ein ausführliches Gespräch gepflogen, namentlich über das Verhältnis zu Oesterreich und Ungarn. Bismarck bittet mich, mit Herrn Abeken über verschiedene Preßsachen zu konferiren." [3])

*

---

[1]) In der „Nation" veröffentlicht.

[2]) Das hessische Ministerium Dalwigk hatte eine in Darmstadt geplante patriotische Volksversammlung verboten, da bei einer demnächst zu befürchtenden Besetzung durch die Franzosen dafür schwere Rache genommen werden könnte.

[3]) Ueber die Veranlassung des Aufenthalts des Zollparlamentsabgeordneten Ludwig Bamberger im Hauptquartier wurde der „Magd. Ztg." aus Darmstadt mitgeteilt: Bamberger

Nach dem Eintreffen der Nachricht von dem „gloriosen Sieg bei Saarbrücken“ feierten die Pariser Mobilgardisten im Lager von Chalons denselben auf merkwürdige Art. Durch ein possenhaftes Tribunal wurde Bismarck wegen „Hochverrats“ zum Tode verurteilt und am Abend in effigie verbrannt. Der Eiserne Graf wurde durch eine schreckliche, Guy-Fawkes ähnliche Figur aus Stroh dargestellt; zwei Hummerschalen bildeten das Gesicht, und seine historischen drei Haare waren durch drei aus dem Kopfe hervortretende Krähenfedern nachgeahmt. Einige mutige Offiziere probirten ihre Revolver gegen das Bild des Grafen, und als die Puppe verbrannt wurde, brüllten alle vor Vergnügen. [1])

*

* Mainz, 3. August 1870.

Der „Times“-Kriegskorrespondent William Russel schickt zu Bismarck, um seine Ankunft zu melden und um Weisungen zu ersuchen, worauf Herr v. Keudell demselben zurückschreibt: „Graf Bismarck läßt Ihnen sagen, daß er sich über Ihre Ankunft freut, und daß Ihrer Weiterreise nach dem Hauptquartier des Kronprinzen keine Schwierigkeiten im Wege liegen.“ [2])

*

* Mainz, 5. August 1870.

Dr. P. Matthes, der Leibarzt des Großherzogs von Sachsen, sieht Bismarck zum erstenmal und schreibt darüber: [3]) „Man sieht den gewaltigen Mann oft in Kürassieruniform stramm durch die Straßen von Mainz gehen. Von großer, kräftiger, breitschultriger Statur, hält er sich militärisch gerade, und nur die Uniformsmütze sitzt etwas zu tief im Nacken. Er hat blondes Haar, dicken ergrauenden Schnurrbart, kleine Nase und ein Paar Augen, die auf jeden den

---

ist durch einen zwanzigjährigen Aufenthalt in Paris als Teilhaber der Firma Bischoffsheim & Co. mit den dortigen Persönlichkeiten und Verhältnissen auf das genaueste vertraut und befand sich auch während der letzten Krisis in Paris. Während das Hauptquartier in Mainz war, nahm Graf Bismarck Veranlassung, von Bamberger über verschiedene Verhältnisse Erkundigungen einzuziehen, und hieran knüpfte sich der Vorschlag, sich dem Hauptquartier anschließen zu wollen. Bamberger stellte sich der großen Sache selbstverständlich zur Verfügung. Es ist in Mainz vielfach bemerkt worden, daß Graf Bismarck den Zollparlamentsabgeordneten in seinem Wagen an der Eisenbahn abholte, und daß beide ein und dasselbe Coupé teilten. Bei der Gestaltung, welche die Dinge in Paris angenommen haben, durch welche ganz neue und der handwerksmäßigen Diplomatie unbekannte Persönlichkeiten zu ausschlaggebendem Einflusse gelangt sind, werden die Aufschlüsse, die L. Bamberger geben kann, von großem Interesse seien. Auch von schriftstellerischem Standpunkte wird L. Bamberger, wie wir nicht bezweifeln, seine Stellung in dem Mittelpunkte der Weltbegebenheiten zu benützen wissen.

[1]) Otto Corvin, In Francia with the Germans. Bd. II. S. 96.

[2]) Zu vergl. die deutsche Ausgabe von Russels Kriegstagebuch, Leipzig 1874.

[3]) Zu vergl. dessen Schrift: Im Großen Hauptquartier 1870/1871. Feldbriefe in die Heimat. München 1892, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Eindruck machen, als wenn sie speziell auf ihm in der Menge ruhten und ihn durchbohrten. Es scheint, als ob er mit seinen Arbeiten fertig wäre, so vergnügt sieht er sich nach allen Seiten um, und so freundlich dankt er für jeden Gruß. Wo er geht und steht, werden ihm jubelnde Hochs gebracht, Hochs von denselben Mainzern, die ihn vor vier Jahren gerne gehängt hätten. Tempora mutantur!

Moltke dagegen ist immer in tiefem Ernst und geht wie in sich versunken auf der Straße. Hager und leicht vorwärts geneigt, hat er ein längliches, bartloses Gesicht mit fein geschnittenen Zügen und ein Paar große blaue Augen, welche die Welt zu umspannen scheinen.

Zu Bismarck und Moltke gehört der Kriegsminister von Roon, der selten sichtbar ist und leidend sein soll. Die bekannten Bilder dieses berühmten Kleeblattes sind sehr ähnlich. Alle drei haben so markante Züge und sind so ausgesprochene Persönlichkeiten, daß ihr Signalement leicht gegeben werden kann. Für mich ist es aber doch eine große Freude, die Originale selbst so wiederholt betrachten zu können."

*

* Mainz, 6. August, 7.³⁶ abends.

„Doktor Busch soll herkommen und einen Korrespondenten für die ‚Nationalzeitung' und einen für die ‚Kreuzzeitung' mitbringen.[1])

Bismarck."

*

* Mainz, 7. August, 7.⁵⁰ vormittags.

Telegramm Bismarcks an die „Kölnische Zeitung": „Am 6. glänzender Sieg der dritten deutschen Armee (Kronprinz) bei Hagenau über die vereinigten Corps von Mac Mahon, Failly und Canrobert. Bis jetzt 4000 Gefangene eingebracht, worunter über 100 Offiziere, einige 30 Geschütze, 6 Mitrailleusen, 2 Adler. Die französischen Armeen werden sich rückwärts konzentriren und die entscheidende Schlacht bleibt dann allerdings dort, weiter in Frankreich hinein, noch zu schlagen. Aber die unmenschliche, mordbrennerische Art der Kriegführung, in der sie eine offene Stadt wie Saarbrücken vor ihrem Abzug in Brand stecken, schreit zum Himmel fast noch mehr als der auf Länderraub gerichtete Zweck ihres Kriegsanfalls auf unser friedliches Vaterland — und der Himmel wird sie strafen durch den Arm unserer durch solche Gewaltthat zu verdoppelter Zorneswut entflammten Krieger!"

*

---

[1]) M. Busch, Graf Bismarck und seine Leute, Volksausgabe, S. 2.

* Mainz-Homburg, 7. August.

Bismarck ließ Bamberger zu sich bitten und fragte ihn, ob er mit dem Hauptquartier ausrücken wolle, um die Verbindung mit der deutschen Presse zu unterhalten. Bamberger sagte zu, und eine Stunde darauf saß er bereits mit Bismarck in dessen Salonwagen auf der Fahrt von Mainz nach Homburg in der Pfalz. Zugegen waren nur noch Geheimrat Abeken und Lieutenant Graf Bismarck-Bohlen. „Wir fuhren" — so erzählt Bamberger — „den ganzen Tag, und beinahe ebenso lange hatte ich den Genuß einer, man kann sich denken wie interessanten Unterhaltung unter vier Augen mit dem Grafen Bismarck. Auch hier unterdrücke ich den größten Teil meiner Notizen. Für vieles, was ich von jetzt an erlebte, ist die Zeit der Veröffentlichung noch nicht gekommen; nur ganz weniges soll hier im Auszuge stehen. Auch damals sagte mir Bismarck, aber ohne des in neuester Zeit mitgeteilten Gesprächs mit Moltke und Roon wegen der Emser Depesche zu erwähnen, daß, nachdem ihm einmal die Gewißheit des Angriffs von seiten Frankreichs festgestanden, er den König möglichst rasch zur Mobilisirung der Armee getrieben habe. Ich brachte dann das Gespräch auf das, was mir am meisten am Herzen lag: Wie soll aus diesem Kriege als Frucht die deutsche Einheit gezeitigt werden? Der Kanzler ging nur sehr vorsichtig auf das Thema ein; ihn präoccupirte vor allen Dingen das gute Verhältnis zu den einzelnen Bundesfürsten; Preußen dürfe sich nicht den Anschein geben, als wolle es, nachdem die deutschen Regierungen, und speziell auch die bayerische, sich jetzt zum Kriege entschlossen hätten, diesen Krieg benützen, um sie zu berauben. Für den Fall des Sieges wolle er Elsaß und auch Metz (hierüber schwankte im Laufe des Feldzugs seine Meinung) als Reichsland zwar mit Baden verbinden, aber Baden dürfe doch nicht größer werden; je mehr kleine Staaten es gebe, desto besser sei es für die zu schaffende Einheit. Selbst Waldeck habe er nur widerstrebend in Preußen inkorporirt; die richtige Politik sei, die einzelnen Dynastien zu schonen. Nach den ersten Niederlagen werde Frankreich wohl zur Republik werden, aber das sei ihm ganz recht; ob rote, blaue oder schimmelgraue, sei ihm ganz einerlei; die Frage werde nur sein, mit wem einen Frieden schließen, wenn das Kaisertum besiegt sei. So zutreffend scharf sah er schon damals die künftige Entwickelung der Dinge; für die Presse wünschte er ganz besonders, daß die bayerischen Truppen gelobt würden."

*

* Homburg, 8. August 1870.

Zur Abendtafel im Gasthofe daselbst unter anderen Ludwig Bamberger. Bismarcks Blick war auf Robert Blums lithographisches Bild gefallen, welches an der Wand hing. „Wenn der noch lebte," sagte er, „würde er nicht so radikal sein wie Lasker; er hat überhaupt manche gute Seite gehabt, besonders, daß er gar nicht sozialistisch angehaucht gewesen ist."

An demselben Tage übergab Bismarck Bamberger zur Veröffentlichung Kopien des eigenhändigen Schreibens und geheimen Vertragsentwurfs von Benedetti vom 5. August 1866, worin von Vichy aus für Frankreich ein Stück Rheinpreußen, Rheinbayern und Rheinhessen verlangt wird. Bismarck erzählte dazu Einzelheiten, wie zum Beispiel Benedetti sich geäußert habe: si non, c'est la guerre. Bismarck stellte ihm vor, das sei doch zu unsinnig, worauf Benedetti erwiderte: si non, c'est la perte de la dynastie.

*

* An demselben Tage schrieb der Direktor der Feldpolizei, Geheimrat Stieber:

„Plötzlich sind wir aus dem schönen, glänzenden Mainz, wo noch ein Paradies war, in das Elend des Krieges versetzt. Schon unterwegs hatten wir faktisch nichts zu essen und nichts zu trinken, da wir vollständig von unserem Train getrennt sind. Eine Wurst und ein Stück Brot aus dem Vorrat des Grafen Bismarck retteten uns vor dem Hunger. Homburg a. d. H. ist eine kleine, elende Bergstadt. Es lagern dort schon 31 000 Mann, natürlich zum Teil auf freiem Felde, und nun traf plötzlich (mit dem Kurierzug) ohne alles Quartiermachen die Elite des Hauptquartiers ein. Graf Bismarck selbst hatte nur ein schlechtes Stück Kalbfleisch mit Kartoffeln zum Abendbrot, welches er die Güte hatte mit mir in einer elenden Kammer zu teilen und mich mit einem Cognac zu erfrischen, da ich leider ohne Vorrat von Mainz gezogen war, solches Elend hier nicht erwartend."

*

9. August 1870.

Das Hauptquartier wird von Homburg nach Saarbrücken verlegt, woselbst unter Hinzuziehung Stiebers Beschlüsse über das Auftreten der deutschen Truppen in Frankreich gefaßt wurden. Wo das Hauptquartier einrückte, sollte sofort das Kriegsrecht proklamirt werden. Zernicki sollte bei dem Vorrücken des Hauptquartiers jedesmal beim König und Stieber beim Grafen Bismarck wohnen, da diesen beiden Beamten die spezielle Verantwortlichkeit für die persönliche Sicherheit des Königs und des Bundeskanzlers in Feindesland übertragen war. Ferner wurde beschlossen, daß in allen Orten, in denen die Bevölkerung sich feindlich benehmen würde, aus den für das Große Hauptquartier bestimmten Häusern sämtliche Einwohner vertrieben würden, so daß sich das Hauptquartier vollständig absperren könnte. [1])

*

[1]) Denkwürdigkeiten des Geheimen Regierungsrats Dr. Stieber, aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet von Dr. Leopold Auerbach, Berlin, Verlag von Julius Engelmann, 1884.

*Saarbrücken, 9., 10. oder 11. August 1870.

Der Kriegsberichterstatter der in New York erscheinenden Zeitung „World“, Moncure D. Conway, wird nebst dem Kriegsberichterstatter Halstead Bismarck vorgeführt.

Dieser richtete die beiden Fragen an dieselben: „Woher kommen Sie?“ und „Wohin gehen Sie?“ [1])

„Wir kommen von Frankreich,“ war die Antwort, und Bismarck lächelte. [2])

Dann prüfte er genau deren Papiere, schien mit denselben zufrieden zu sein, plauderte längere Zeit mit ihnen und hieß sie schließlich als Vertreter der amerikanischen Presse willkommen. Halstead ersuchte ihn dann um ein Pferd mit dem Bemerken, er werde jeden Preis dafür zahlen, doch wurde ihm der Wunsch von Bismarck, der die Unterhaltung in englischer Sprache führte, abgeschlagen.

„Aber es ist doch merkwürdig,“ sagte Halstead, „daß wir das, was wir am meisten wünschen, nicht erhalten können.“

„Das ist nicht merkwürdig,“ entgegnete Bismarck, „das ist im Leben immer der Fall. Wir sind hier in fremdem Lande und auf jedes unserer Pferde angewiesen.“

Um jedoch die Korrespondenten in bester Weise zu entschädigen, ordnete er für dieselben zwei Plätze für die ganze Dauer des Krieges in einem Trainwagen an. „Wir wurden instruirt, nichts zu bezahlen, denn die deutsche Regierung bezahle für alles, erhielten das gleiche Quartier wie die Offiziere und das Essen vom Hauptquartier. Das Tragen von Waffen wurde uns, der eignen Sicherheit halber, verboten. Mit Rücksicht auf letztere wurden wir bei Gefechten oder Schlachten auch immer in die Nähe des Königs postirt. Die Rücksicht des jetzigen Reichskanzlers ging sogar so weit, daß er uns bei Beginn der großen Aktionen benachrichtigen ließ, und vor der Schlacht bei

---

[1]) Conway hatte sich nach seiner Ankunft aus Amerika zunächst nach Paris begeben. Am 1. August war er daselbst eingetroffen und hatte dort der theatralischen Aufregung beigewohnt. Dann hatte er mit dem Kriegsberichterstatter Halstead die Reise nach Metz, dem Hauptquartier des Kaisers Napoleon, angetreten. Seinen Empfang als Kriegskorrespondent daselbst schilderte Redner als einen sehr unfreundlichen. Trotz genügender Pässe und Empfehlungen war ihm von dem kommandirenden Offizier bedeutet worden, die Stadt entweder sofort zu verlassen oder die Nacht bis zum Morgen in einer Baracke zuzubringen, um dann die Reise anzutreten. Dieser unangenehmen Aussicht entzog sich Conway durch sofortige Abreise nach Saarbrücken. Seiner Ankunft im deutschen Lager wurde nichts in den Weg gelegt. Man führte ihn und Halstead dem König vor, welcher sie höflich grüßte und dann an Bismarck verwies.

[2]) Die folgenden Ausführungen sind einem Vortrage entnommen, welchen Conway seinerzeit in New York unter den Auspizien der Military Service Institution über das Thema „Der General und der Journalist im Kriege“ gehalten hat.

Gravelotte weckte uns auf seinen Befehl eine Ordonnanz nachts um 2 Uhr und verließ unser Quartier nicht eher, bis sie sicher war, daß wir angekleidet waren."

*

* St. Avold, 12. August 1870.

Der König bringt Stunden damit zu, auf dem Marktplatz stehend, seine Soldaten auf dem Weitermarsche ins Feindesland zu begrüßen. Ihm zur Seite stand Moltke, dicht hinter ihm Bismarck. Ein paar Generale hielten sich in seiner Nähe auf, aber es war kein eigentlicher Stab, auch weder eine Wache noch eine Eskorte da. Zwischen den Generalen standen die Straßenjungen von St. Avold, die mit verwunderten Augen zu „le roi prussien" aufschauten. Ein gemeiner Soldat in Hemdärmeln, der einen Laib Brot in der Hand trug, bestäubte Seiner Majestät Ellbogen im Vorübergehen fast mit Mehl, und andere Soldaten standen ganz in der Nähe, so daß sie einen dichten Kreis hinter den Offizieren bildeten.[1])

„Die Einwohner," schrieb Stieber an demselben Tage an seine Frau,[2]) „kommen uns sehr freundlich entgegen, bitten die vorübergehenden Offiziere sogar selbst, zu ihnen ins Quartier zu kommen, bringen auch Pferdefutter herbei, so daß wir keine schroffen Maßregeln notwendig und keinen Belagerungszustand proklamirt haben. Die Sache macht sich besser, als wir geglaubt. Natürlich verläßt uns unsere Vorsicht nicht; wir sind sehr auf der Hut, und unsere Deckungstruppen haben sich förmlich verschanzt. Die Franzosen haben bei unserer Annäherung wieder alle Behörden zurückgezogen, und die Stadt befindet sich ohne alle Verwaltung. Den Maire fand ich vom vorigen Kommandanten verhaftet vor, weil er einige französische Soldaten in der Stadt verheimlichen wollte. Das ganze Rathaus war leer, in den Sitzungssälen lagerten viele preußische Soldaten auf Stroh, ich fand nur zwei Adjunkten (Stadträte) vor. Ich habe sofort von dem Rathause Besitz genommen und mich zum Maire der Stadt St. Avold proklamirt, auch die Verwaltung einigermaßen geordnet. Den Maire habe ich auf das Bitten der Einwohner wieder freigelassen, da er sonst ein vernünftiger Mann ist und man ihm seine Handlungsweise nicht verdenken kann. Auch bin ich in mehreren Fällen, wo preußische Soldaten etwas widerrechtlich vornehmen wollten, strenge eingeschritten."

*

* Herny, 13. August.

Beim Abendbrot sprach Bismarck in Gegenwart der Grafen Bismarck-Bohlen, Lehndorff und Redern sowie des Geheimrats Stieber seine feste

---

[1]) Archibald Formes, Kaiser Wilhelm S. 251.

[2]) Denkwürdigkeiten S. 256.

Absicht aus, Elsaß-Lothringen an Frankreich nie wieder herauszugeben. „Gestern abend," schrieb darüber Stieber an seine Frau,[1] „habe ich mit Bismarck-Bohlen, Graf Lehndorff und Graf Redern, Adjutant des Prinzen Friedrich Karl, beim Ministerpräsidenten selbst zu Abend gespeist. Wir fünf waren allein; nur Hofrat Taglioni ging ab und zu. Der Minister hatte selbst Kaffee gekocht; wir saßen in einer elenden Bauernhütte. Graf Bismarck war längere Zeit allein mit mir . . . Er schloß mit den Worten: ‚Was doch aus einem pommerschen Landjunker, den früher alle Welt angefeindet, alles werden kann.'"

Aus Faulquemont, einem kleinen Ort von 3000 Einwohnern, waren fast alle Einwohner bei dem Herannahen der deutschen Truppen entflohen, und es ergossen sich über diesen Ort an 120 000 Mann. „Von allen Seiten," schrieb Stieber an seine Frau, „strömten die Armeecorps herein und sperrten sehr bald die Passage. Man erbrach die Läden; alle Kommunikation war aufgehoben. Der Maire warf sich mir verzweifelt zu Füßen. Ich konnte aber bei aller Mühe, und obwohl ich zuletzt an 50 Gendarmen requirirte, nur oberflächliche Ordnung schaffen . . . Der König hielt sich in Faulquemont nicht lange auf. Ich war auch so ärgerlich über die Wirtschaft, die dort herrschte, daß ich gleich nachfuhr, obwohl man wünschte, daß ich noch etwas Ordnung schaffen sollte; es war unmöglich."

*

15. August 1870.

Die „Kreuzzeitung" meldete: Trotz der ganz begreiflichen Gereiztheit der Franzosen gegen diese Ueberwältigung und trotz des Hasses, den sie gegen den Grafen Bismarck zur Schau tragen, fragen die Leute doch in allen Orten, durch welche das große Königliche Hauptquartier sich bewegt: „Où est Bismarck? Montrez-nous ce Bismarck! A-t-il osé entrer en France, lui?" — und wenn er vorüberkommt, leicht kenntlich nach den vielen Porträts, welche alle illustrirten Journale von ihm gebracht, staunen sie ihn an und bewundern seine Kühnheit, in eigner Person nach Frankreich zu kommen.

*

* Herny, 15. August 1870.

Bismarck bot die Verwaltung des Metzer Departements dem Grafen Henckel an. Er gab ihm die Wahl zwischen Straßburg, Nancy und Metz. Graf Henckel schloß daraus, daß Bismarck bereits damals die Absicht hatte, Metz für Deutschland zu behalten.

*

16. August 1870.

In einem der Dörfer, die Bismarck auf dem Wege von Herny nach Pont-à-Mousson passirte, hatte derselbe halten lassen, wahrscheinlich um den

---

[1]) Stieber, Denkwürdigkeiten S. 257 f.

König zu erwarten; er stand vor einem Hause, umringt von einem halben Dutzend Bauern, zu denen er etwas gesprochen haben mochte, und die vielleicht nicht einmal wußten, daß der Mann mit der gelbrandigen, tief in den Nacken gedrückten Mütze der Bismarck war, der den Franzosen seit 1866 schon so manche unruhige Stunde bereitet hatte, und dem diese es am liebsten ganz allein zuschreiben, daß sie nicht mehr die erste Violine im europäischen Konzert spielen.[1])

*

Pont-à-Mousson, 16. August.

In dem etwa 8000 Einwohner zählenden, an der Mosel gelegenen Städtchen konnte sich das Personal des Hauptquartiers in guten Quartieren nach den vorhergegangenen Strapazen wieder erholen. Die in Pont-à-Mousson vorhandenen Lebensmittel waren von den dem Hauptquartier vorausgerückten Truppen aufgezehrt worden, so daß den Einwohnern während der folgenden Tage nichts blieb, um ihren Hunger zu befriedigen.[2])

*

*Pont-à-Mousson, 17. August 1870.

Bismarck war bereits morgens in aller Frühe gegen Metz zu aufgebrochen, wo eine Hauptschlacht erwartet wurde.

Stunde auf Stunde verging. Der erwartete Angriff blieb aus, obgleich man den Feind am Horizont in beständiger Bewegung sah. Der König stand mit seinen hohen Begleitern auf einem Hügel und brachte den Feldstecher nicht von den Augen, genau jede feindliche Bewegung verfolgend, ebenso Moltke; nur Bismarck schien dies weniger zu interessiren als die Briefe, die zerstreut umherlagen, oder die aus den zerschossenen Tornistern heraussahen.

Als es dunkel zu werden begann, begab sich Bismarck mit dem Hauptquartier nach Pont-à-Mousson zurück. Bis zu dem Städtchen Gorze ging es ganz gut, in Gorze aber stemmte sich der Verkehr, Tausende von Truppen, Wagen, Geschützen und dergleichen kamen entgegen, um nach dem Schlachtfelde zu eilen, wo man für morgen bestimmt Fortsetzung des Kampfes erwartete. Viele hundert Verwundete vom gestrigen Tage, die noch im stande waren, zu gehen, wurden rückwärts geführt, während andere auf elenden Karren die Lazarette aufsuchten. Es war ein Gedränge, daß man kaum vorwärts kommen konnte. Zu den in den Engpaß Geratenen zählte auch der Leibarzt des Großherzogs von Sachsen, Dr. P. Matthes, bis derselbe das Glück hatte, den Wagen Bismarcks zu erreichen. „Der gewaltige Mann," so berichtet Matthes, „saß in seiner Kürassieruniform darin und rauchte eine herrlich duftende Havanna. Mein großer Brauner drängte sich rücksichtslos an den Wagen und

[1]) Dr. L. Kayßler, Aus dem Hauptquartier und der Kriegsgefangenschaft S. 24.
[2]) Stieber, Denkwürdigkeiten S. 259.

schien durch die weiße Mütze hindurch sich von dem Zustand der berühmten drei Haare überzeugen zu wollen. Da rief Bismarck einen Sergeanten, der, selbst verwundet, in der Mitte einer Gruppe Verwundeter ging, zu sich und lud ihn ein, mit ihm zu fahren. Mit der Entschuldigung, seine Leute nicht verlassen zu dürfen, dankte dieser, bat aber den ‚Herrn General‘ um Auskunft, wie es mit dem Verluste in seinem Regiment stehe. Nachdem er diese und noch dazu eine große Handvoll Zigarren erhalten, trat er zurück. Ich fragte ihn, ob er wisse, von wem er die Zigarren bekommen habe, und nannte ihm, als er mir einen ganz fremden Namen angab, Bismarck. Wie elektrisirt war der Mann, und die Zigarren in die Höhe haltend rief er freudig: ‚Na, die werden nich geroocht!‘ Bismarck aber holte sich nach kurzer Zeit einen andern Blessirten und hob ihn in seinen Wagen."

Abends 9 Uhr. Erste Begegnung Bismarcks mit dem amerikanischen General Philip H. Sheridan[1]). Derselbe schreibt darüber: „Als mich der Graf empfing, war er in der Interimsuniform des Kürassier-Regiments, dessen Oberst er war. Während der Unterredung ließ er von Zeit zu Zeit große Erregung über den bevorstehenden Kampf durchblicken, denn es war der Vorabend der Schlacht von Gravelotte, vornehmlich aber drehte sich die Unterhaltung um die öffentliche Stimmung in Amerika bezüglich dieses Krieges, an der ihm so viel gelegen schien, daß er mich mehrfach fragte, welchem von beiden Ländern man dort die Schuld am Kriege beimesse. Als ich meinen Wunsch ausdrückte, der Schlacht, welche man für den nächsten Tag erwartete, beizuwohnen, und die Bemerkung hinzufügte, daß ich nicht genügende Zeit gehabt, für die nötigen Beförderungsmittel zu sorgen, bat er mich, mich um 4 Uhr am nächsten Morgen bereit zu halten; er werde mich in seinem eigenen Wagen mitnehmen und mich dem König vorstellen; auch wolle er einen der Offiziere seines Stabes, der ein oder zwei eigene Pferde habe, bitten, mir eins davon zu leihen. Da ich noch nicht genau wußte, in welcher Eigenschaft ich mich hier befinden würde, und da ich dem Präsidenten vor meiner Abreise von Amerika erklärt hatte, daß ich die deutsche Armee nicht in amtlicher Eigenschaft zu begleiten wünschte, so wußte ich nicht recht, ob ich in Uniform erscheinen sollte oder nicht. Ich brachte daher auch diese Sache zur Sprache, und der Graf meinte nach einigem Besinnen, es würde das beste für mich sein, meine Interimsuniform zu tragen, jedoch, da ich ‚Nichtkombattant‘ war, ohne Degen."

*

[1]) Am 11. August (ungefähr) teilte der amerikanische Gesandte in Berlin Georg Bancroft dem amerikanischen General Philip H. Sheridan ein Telegramm des Grafen Bismarck mit, in welchem es hieß, daß man ihn im Hauptquartier des Königs erwarte; Sheridan war von Cöln irrtümlich nach Berlin instradirt worden, statt sofort auf den Kriegsschauplatz zu eilen. Die auf Sheridan bezüglichen Daten sind Sheridans Erinnerungen, deutsch von Brachvogel, entnommen.

Pont-à-Mousson, 18. August 1870.

Stieber erzählt in einem Briefe an seine Frau, daß sein Logiswirt, ein Oberst a. D. (ein Neffe des Marschalls Davoust unter Napoleon I.), welcher sehr reich war, sowie seine Frau, eine fein gebildete Dame, sich tags zuvor bei Stieber verschämt ein Stück Brot erbetteln mußten, weil sie drei Tage nichts gegessen hatten. „Wir richten diese schöne Stadt völlig zu Grunde. Bald wird Hungertyphus und Hospitalbrand ausbrechen. Der Maire ist stark Franzose, aber ein tüchtiger und energischer Mann, der sich für das Wohl der Stadt aufopfert. Man hatte hier anfangs preußische Soldaten angegriffen; er ist sehr energisch eingeschritten, um die Einwohner zur Geduld zu ermahnen, sonst wäre die Stadt vernichtet worden. Ich habe den Maire also im Amt gelassen, ihn natürlich unter strenge Kontrolle genommen; der Mann verdient Bewunderung.

Ich habe den Befehl, hier mit größter Strenge und Rücksichtslosigkeit zu verfahren ... Ich habe bei Todesstrafe das Läuten der Glocken in der Stadt und drei Meilen Umkreis verboten, damit die Bande nicht Sturm läuten kann ... Ich habe alle Glockenstränge abschneiden und die Treppen der Kirchtürme abhauen lassen; hier hört aller Spaß auf.“ [1])

*

Ueber Bismarcks Zug über das Schlachtfeld von Gravelotte berichtet Sheridan: „Um 4 Uhr am Morgen des 18. August stellte ich mich, wie ver-

---

[1]) Denkwürdigkeiten S. 259. Eine andere Schilderung Stiebers über die Verhältnisse in Pont-à-Mousson, d. d. 22. August, lautet: „Obwohl wir uns hier anständig benehmen, und wir Deutsche so gutmütige Kerle sind, daß es uns furchtbar sauer wird, grausam und grob zu sein, so saugen wir doch das Land furchtbar aus. Alle Pferde und Wagen, alles Vieh nehmen wir fort, alle Eisenbahnen zerstören wir; seit Wochen bringt nun schon der dritte Teil aller französischen Eisenbahnen keinen Pfennig ein. Alle Lebensmittel nehmen wir für uns, Massen von Wein und Bier werden vernichtet, alle Alleen und Bäume werden geschlagen, alles transportable Holz zu Bivouacfeuern verbrannt. Alle Läden sind geschlossen, alle Geschäfte ruhen, alle Fabriken stehen still. Es muß ein furchtbares Gefühl für die stolzen Franzosen sein, wenn sie unsere Soldaten in ihren besten Zimmern hausen, in ihren Betten liegen sehen, während sie in der Küche und in kleinen Nebenräumen auf Stroh liegen und die fremden Eindringlinge noch bedienen und füttern müssen. Dabei benehmen wir uns noch möglichst höflich. Es ist ein eigentümliches Gefühl, so in einer fremden Wohnung beliebig in den Schränken herumzuwirtschaften und zu nehmen, was man freilich nicht entbehren kann.

Wir (die Beamten der Feldpolizei) wandeln übrigens hier keineswegs auf Rosen, es gibt oft Unannehmlichkeiten und Aerger genug. Es ist mit den hohen Militärs überhaupt schwer zu verkehren; hier sind eben alle Leidenschaften furchtbar aufgeregt, und jeder ist ängstlich bemüht und mißtrauisch in Betreff jedes Wortes. Man kann daher nicht vorsichtig genug sein. Einerseits muß man große Geduld und Nachsicht haben, andererseits aber auch gegen Arroganz und Grobheit sehr fest und energisch auftreten. Ich repräsentire hier in unserem Ressort die Energie und Grobheit, Herr v. Zernicki (der Adjutant Stiebers) die Liebenswürdigkeit und Höflichkeit. Diese glückliche Mischung hat uns in der Regel durchgeholfen. Dabei haben wir noch immer unsern Humor bewahrt, und Gott wird weiter helfen.“

abredet, im Quartier des Kanzlers ein. Die Kutsche stand vor der Thür, auch ein Sattelpferd; da aber kein überzähliges Tier für General Forsyth hatte herbeigeschafft werden können, so mußte sich dieser nach einem andern Hilfsmittel, das Schlachtfeld zu erreichen, umsehen. Der Wagen war viersitzig und offen, mit einem Bock für nur einen Mann und mit einem Hemmschuh versehen. Graf Bismarck und ich nahmen den Vordersitz, und Graf Bismarck-Bohlen — der Neffe und Adjutant des Kanzlers — und Dr. Busch saßen uns gegenüber auf dem Rücksitz. Das Fuhrwerk war stark, tauglich und bequem, aber nicht von besonders gutem Aussehen, und als Gespann dienten vier untersetzte Pferde, plumpe, unschöne Tiere, deren massives Geschirr darauf hindeutete, daß die ganze Ausrüstung auf schwere Arbeit abgesehen war. Zwei Postillone in Uniform, in hohen Militärsätteln auf den Sattelpferden, vollendeten den Aufzug.

Wir schlugen eine der Straßen von Pont-à-Mousson nach Rézonville ein, welche auf dem geraden Wege von Metz nach Chalons und nahe dem Mittelpunkte des Feldes liegt, auf welchem am 16. August die Schlacht von Mars-la-Tour geschlagen worden war. Es war dieselbe Straße, auf der die Pommern, etwa 30 000 Mann stark, Befehl hatten nach Gravelotte zu marschiren, und nachdem wir eine kurze Strecke gefahren waren, holten wir die Kolonne ein. Da diese Truppen aus Graf Bismarcks Heimatprovinz stammten, so grüßten sie, als wir in dem Halbdunkel der Morgendämmerung und später im Glanz der aufgehenden Sonne vorüberfuhren, mit ununterbrochenen, begeisterten Hochrufen auf den Kanzler.

Auf dem Wege kam Graf Bismarck wieder auf den Stand der öffentlichen Meinung in Amerika betreffs dieses Krieges zu reden. Er sprach auch viel über die Form unserer Regierung; er sagte, in seinen jungen Jahren seien seine Neigungen ganz republikanisch (all toward republicanism) gewesen, Familieneinflüsse aber hätten diese Neigungen unterdrückt; auch deutete er an, wie er in seiner politischen Laufbahn zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß Deutschland noch nicht genügend vorangeschritten für den Republikanismus sei. Er sagte ferner, er sei nur widerstrebend in diese öffentliche Laufbahn eingetreten, er habe sich vielmehr immer danach gesehnt, Soldat zu werden, aber auch hier sei es wieder der Familienwiderstand gewesen, der ihn vom Felde seiner Wahl in die Sphäre der Diplomatie gedrängt habe.

Nicht weit von Mars-la-Tour stiegen wir aus, und da in der Zwischenzeit unsere Pferde angekommen waren, stiegen wir auf und begaben uns nach dem für den König ausgewählten Standort, um Zeugen des Beginns der Schlacht von Gravelotte zu werden.

Der Platz befand sich auf etwas erhöhtem Grunde, ungefähr in der Mitte des Schlachtfeldes von Mars-la-Tour; man übersah von ihm aus die Dörfer Rézonville und Gravelotte; auch nahezu die ganze Gegend nach Osten auf

Metz zu konnte von hier aus überblickt werden. Der gewählte Punkt war für den Zweck ausgezeichnet."

Später wurde dieser Observationspunkt geändert, und es trennte sich eine Zeit lang Bismarck von Sheridan, der sich während der Schlacht stets um den König aufgehalten hatte.

Im Laufe der Schlacht zogen sich Bismarck und Sheridan mit dem Könige nach Rézonville zurück, um hier die Nachrichten von dem Ergebnisse des Kampfes abzuwarten.

Die sich nunmehr abspielende Scene in Rézonville wurde in der „Vossischen Zeitung" wie folgt geschildert: „Der König, der mit seinem Gefolge in ein heftiges feindliches Feuer geriet auf der Straße nach Gravelotte, saß um diese Zeit neben einer Gartenmauer diesseits Rézonville. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine große Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit ihrem unheimlichen Licht erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauernwagen als Sitz für ihn eingerichtet, und zwar so, daß das eine Ende derselben auf eine Dezimalwage, das andere Ende auf einen krepirten französischen Grauschimmel gelegt war; an seiner Seite befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck, v. Roon und Graf Dönhoff. Letzterer hielt zu Pferde in der Nähe. Roon hatte heute den Helm abgelegt, und trug wider seine Gewohnheit die Feldmütze; der König war im Helm. Graf Bismarck suchte sich französische Briefe zum Lesen — er mochte an ganz etwas anderes denken; man war sehr schweigsam, und jeder fühlte mit unserem König, daß das um diese Zeit seinen Höhepunkt erreichende Schlachtgetümmel die Entscheidung bringen mußte. Da tritt Moltke zum König; er ist erhitzt, denn der Tag sah ihn im dichtesten Gewühl. „Majestät, wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen Positionen geworfen!" Ein kräftiges Hurra der Umstehenden antwortete. Jetzt aber dachte man auch an Erquickung; ein nicht fern haltender Marketender wurde herangeschleppt, und die hohen Herrschaften bezogen von ihm den solcher Ehre gewiß ungewohnten schlechten Rotspohn, indem sie ihre Feldflaschen füllen ließen. Der König trank aus einem abgebrochenen Tulpenglase, Bismarck kaute vergnüglich an einem großen Stück Kommißbrot."

* Dr. Matthes schreibt über die Bivouac-Scene vom 18. August: „Nach der Schlacht von Gravelotte hatte sich der König bei Anbruch der Nacht am Ende von Rézonville niedergelassen. Mehrere Häuser brannten und beleuchteten den Lagerplatz. An einer ausgebrannten massiven Wand, die gegen Rauch und Hitze schützte, ruhte, das eine Ende auf einem Holzklotz, das andere auf einem toten Schimmel, eine Leiter, darauf ein Brett. Um ihn herum waren die Begleiter Seiner Majestät, darunter Bismarck. Nachdem Moltke den Umfang des Sieges geschildert, sandte der König die Nachricht in die Heimat. Der König diktierte, Bismarck schrieb. Ehe aber die Depesche abging, ließ

Bismarck den Feldjäger den Versuch machen, seine Hieroglyphen zu entziffern. Natürlich konnte dieser die in Aufregung geschriebenen Worte nicht lesen, und so las Bismarck wiederholt vor, bis jener wahrscheinlich alles seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Dann ritt der Reiter in die dunkle Nacht hinaus, nachdem der König noch die fast vergessene Adresse „An die Königin Augusta in Berlin“ angegeben hatte.

Zum Schlusse gab es noch ein Glas Wein. Ein Marketender war mit seinem Karren in den Chausseegraben gestürzt, doch hatte er ein Faß und einige Gläser gerettet. Wer eine Zigarre übrig hatte, teilte sie mit, und so wurde auch die moderne Friedenspfeife geraucht.“

* Archibald Formes schreibt in seinem Werke über Kaiser Wilhelm über die Scene in Rézonville S. 262: „Unter den bei Einbrechen der Dunkelheit auf das Ergebnis der Schlacht von Gravelotte Wartenden befand sich auch Bismarck. Der König schien sich gewaltsam zu zwingen, still zu sein. Bismarck, der eine äußere Gleichgiltigkeit zur Schau trug, die jedoch durch seine Rastlosigkeit Lügen gestraft wurde, that, als ob er Briefe lese. Als Moltke endlich die Siegesnachricht brachte, sprang der König mit einem ‚Gott sei Dank‘ auf, Bismarck zerknitterte, tief aufatmend, die in der Hand gehaltenen Briefe.“

Das Referat der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ lautete wie folgt: Das Telegramm des Königs aus dem Bivouac, welches den Sieg meldete, wurde des Nachts vom Grafen Bismarck beim trüben Schein eines Wachtfeuers, dem aus der Nachbarschaft ein brennendes Haus leuchten half, niedergeschrieben, und zwar in die Brieftasche eines Beamten, der eben angekommen war und gemeldet hatte, daß er die Telegraphenleitung bis Gorze hergestellt, auf der die betreffende Siegesnachricht dann in die Welt flog. Lebensmittel waren in dieser Nacht sehr knapp in der Umgebung des Königs; desgleichen war es mit dem Nachtquartier übel bestellt, da alle Dörfer voll Verwundeter lagen. Mit Mühe wurden für den König einige Koteletts und später ein Nachtlager beschafft. Der Bundeskanzler hatte sich, nachdem er von ungefähr zu einigen Eiern gelangt, die er am Degenknopf zerschlug und ungesotten verzehrte, aufgemacht, mit seiner Begleitung selbst ein solches zu suchen. Mehrere Häuser, wo er nachfragte, boten, voll Blessirter, kein Unterkommen. Auch ein ferneres sollte nach Aussage der Insassen voll sein. „Aber da oben ist wohl noch Streu?“ fragte der Graf, indem er auf ein dunkles Fenster im ersten Stock zeigte. „Auch voll Verwundeter,“ hieß es. Aber der Minister ließ sich nicht abweisen, besah sich das betreffende Zimmer und entdeckte, daß es drei leere Betten enthielt, in deren einem er dann Platz nahm, während der Erbgroßherzog von Mecklenburg sich in ein anderes legte und der amerikanische General Sheridan, welcher in der Begleitung des Grafen Bismarck der Schlacht beigewohnt, es sich auf dem Boden bequem machte.

*

Rézonville, 18./19. August 1870.

Ueber das Nachtquartier vom 18. auf den 19. August berichtet der General Sheridan: „Man hatte sich dahin entschieden, daß für die Nacht im Dorfe Rézonville für den König Quartier gemacht werden solle, und da es zu so später Stunde sehr schwer war, die ganze Gesellschaft unterzubringen, so machten Graf Bismarck und ich uns auf, um auf eigene Faust nach einem Unterkommen zu sehen. Ich erinnerte mich, auf meiner Wassersuche für mein Pferd eine zum Teil niedergebrannte Scheune mit etwas frisch aussehendem Heu darin gesehen zu haben, und machte den Vorschlag, uns dort einzuquartieren. Auch er meinte, daß das gerade für uns passend sein werde; als wir aber hinkamen, fanden wir, daß der nicht verbrannte Teil des Gebäudes mit Verwundeten dicht belegt war. Wir gingen deshalb weiter auf die Suche. Schließlich entschied der Graf für ein Haus, dessen oberer Stock, wie wir hörten, unbesetzt war, obgleich das Erdgeschoß ebenfalls mit Verwundeten angefüllt war.

Nachdem wir eine in allen Fugen krachende Leiter — eine Treppe gab es nicht — emporgeklettert waren, fanden wir ein geräumiges Zimmer mit drei großen Betten, von denen der Kanzler eines dem Herzog von Mecklenburg und dessen Adjutanten, das andere dem Grafen Bismarck-Bohlen und mir anwies, während er sich das dritte vorbehielt. Jedes Bett war, wie dies in Deutschland und Nordfrankreich üblich ist, mit einem dicken Federbett versehen; da aber die Nacht sehr warm war, so wurden diese Decken abgeworfen, und nachdem ich entdeckt, daß dieselben eine gute Unterlage für ein Lager auf dem Fußboden abgeben würden, schlief ich auf demselben und überließ Bismarck-Bohlen, unbelästigt durch alle Gesellschaft — wenigstens solche menschlicher Art — sich selbst."

*

Rézonville, Gravelotte, Pont-à-Mousson, 19. August 1870.

Ueber seine gemeinsamen Erlebnisse mit Bismarck an diesem Tage berichtet der amerikanische General Sheridan: Bei Tageslicht erwachte ich, und als ich sah, daß Graf Bismarck bereits angekleidet und im Begriff war, die Leiter hinabzusteigen, beschloß ich, seinem Beispiele zu folgen; ich erhob mich daher und war bald im Erdgeschoß, da, in Ermanglung aller Waschgelegenheit, der ganze von der Toilette erforderte Zeitaufwand im Anlegen der Kleidungsstücke bestand. Draußen vor der Thür begegnete ich dem Grafen, welcher mir triumphirend ein paar Eier zeigte, die er eben von der Besitzerin des Hauses gekauft hatte; er lud mich zum Frühstück ein in der Voraussetzung, daß wir aus der Feldhaushaltung des Königs etwas Kaffee bekommen würden. Nachdem er die Eier unter den dringendsten Ermahnungen, sie gut zu verwahren, unter meine Obhut gestellt, ging er, um auf den Kaffee zu fahnden, und er kam in der That nach einer Weile mit leidlichem Erfolg zurück. Ein Ei für jeden

war indessen kaum genug, um den Hunger zweier starken, von langem Fasten geradezu gierigen Männer zu stillen, der Genuß hatte vielmehr unsern Hunger nur größer gemacht, und wir begaben uns alsbald aufs neue auf die Suche nach etwas Eßbarem. Ich hatte das Glück, einem Marketenderwagen zu begegnen, und obgleich sein Vorrat nahezu ausverkauft war, waren doch noch vier Paar Würstchen übrig geblieben, die ich für eine hübsche runde Summe sofort erstand. Der Graf hatte inzwischen ein paar Flaschen ausgezeichneten Cognacs aufgetrieben, so daß unser schmales Eier- und Kaffeefrühmahl reichlich vervollständigt wurde.

Nach dem Frühstück lud der Kanzler mich ein, ihn auf einem Ritt über das Schlachtfeld zu begleiten,[1]) um zu sehen, ob die Kruppschen Kanonen wirklich die Hinrichtung an den französischen Geschützen vollzogen hatten, wie die deutschen Artillerie-Offiziere glaubten. Wir ritten quer durch das Dorf Gravelotte, und auf dem Wege, auf dem die deutsche Kavallerie ihren mutigen, aber vergeblichen Angriff ausgeführt hatte, erreichten wir bald den Grund, auf dem das Gefecht am heftigsten gewesen. Hier war das Feld mit Zeugenmalen des furchtbarsten Kampfes bedeckt, Tote und Verwundete lagen nach allen Richtungen hin dicht gesät.

Da um diese Zeit die deutsche Kavallerie bereits ziemlich weit nach Metz, nach der französischen Front vorgedrungen war, so folgten wir ihr und ritten in der Hoffnung, einen Blick auf die Stadt zu gewinnen, nach einem benachbarten Hügel; kaum hatten wir jedoch den Gipfel erreicht, als einige der etwa 600 Meter von hier versteckt liegenden Vorposten Feuer auf uns gaben und uns so zusetzten, daß wir uns auf den Nacken unserer Pferde beugten und in der zwangloseſten Weise die Flucht ergriffen. Eine deutsche Kavallerie-Abteilung, die den Zwischenfall wahrgenommen hatte, machte einen Angriff auf den französischen Posten und trieb ihn weit genug zurück, um uns eine sichere Rückkehr nach dem gewünschten Aussichtspunkt zu ermöglichen. Hier machten wir jedoch die Entdeckung, daß das nach Osten zu liegende Land so durchschnitten und hügelig sich erwies, daß keine zufriedenstellende Aussicht auf Metz möglich war.

Nach unserer Rückkehr nach Gravelotte besuchten wir zunächst den nordöstlich vom Dorfe gelegenen Teil des Schlachtfeldes, und hier entdeckte Graf Bismarck in einem abgelegenen Winkel etwa zwanzig Schwerverwundete. Den armen Burschen war nicht die mindeste Hilfe zu teil geworden, sie waren von

[1]) Nach den Berichten des Dr. Kayßler a. a. O. S. 38 war Graf Bismarck bei der Abfahrt des Königs von Rézonville überall vergeblich gesucht worden und kehrte erst spät abends zurück. Die Schlachtfelder vom 16. und 18. grenzten aneinander, so daß man von den Höhen bei St. Thiébauld aus über Rézonville und Gravelotte stundenlang von einem Leichenfelde zum andern kam.

dem Sanitätscorps übersehen worden, und ihre Lage war im höchsten Grade mitleiderregend. Sofort wurde eine Ordonnanz nach einem Wundarzt entsendet, und in der Zwischenzeit thaten Graf Bismarck und ich, was in unseren Kräften stand, um die Leiden der Verwundeten zu mildern, indem wir ihnen Wasser brachten und etwas Cognac einflößten. Als die Aerzte kamen, überließen wir die Verwundeten ihrer Sorge und begaben uns nach Rézonville, wo wir die Kutsche des Grafen bestiegen, die uns zu dem inzwischen nach Pont-à-Mousson verlegten Hauptquartier des Königs bringen sollte.

Unser Weg führte durch das Dorf Gorze, und hier waren die Straßen derartig mit Wagen gesperrt, daß ich fürchtete, wir würden den ganzen Rest des Tages brauchen, um durchzukommen, denn die Fuhrleute schenkten den Zurufen unserer Postillone nicht die geringste Beachtung. Graf Bismarck erwies sich jedoch der Lage gewachsen; er zog eine Pistole hinter dem Wagenkissen hervor, sprang aus dem Wagen und begann die Straße in wirksamster Weise zu klären, indem er die vor uns befindlichen Wagen zur Rechten und Linken beorderte. Nachdem er in dieser Weise vor unserm Wagen hergegangen und Raum für uns geschaffen, bis wir das Ende der Sperre erreicht hatten, nahm er seinen Sitz neben mir wieder ein mit der Bemerkung: „Das ist kein sehr würdevolles Geschäft für den Kanzler des Deutschen Bundes, aber es ist die einzige Möglichkeit, durchzukommen."

*Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch.

20. August 1870.

Begegnung mit dem König in Pont-à-Mousson, er ist geknickt durch unsere Verluste. Kriegsrat. Moltke ganz der alte, klar entschlossen, auf Paris zu gehen. Bismarck gemäßigt, durchaus nicht sanguin; unsere Bedingungen sind Elsaß und Kriegskosten.

*

*Pont-à-Mousson, 22. August 1870.

Am letzten Abend vor dem Aufbruch des Großen Hauptquartiers von Pont-à-Mousson traf noch daselbst der erste Zug aus Nancy ein. Es war ein feierlicher Moment, für dessen Bedeutung am klarsten sprach, daß auch Graf Bismarck in Begleitung einiger Herren sich auf dem kleinen, dunkeln Bahnhofe eingefunden, lange, lange die Ankunft des Zuges erwartet hatte und den kommenden jetzt mit lautem Hurra begrüßte. Die Eisenbahnverbindung mit Deutschland war, wenn auch auf bedeutendem Umwege, hergestellt, und für die Verpflegung der Armee war damit ungeheuer viel gewonnen.[1])

*

[1]) Dr. Kayßler a. a. O. S. 45.

* Pont-à-Mousson, 23. August 1870.

Bamberger schreibt in seinen Erinnerungen: „Bismarcks kluge Bedachtsamkeit auf Schonung, nicht auf Reizung zweifelhafter Elemente hatte ich im Laufe der Dinge noch öfter zu bemerken Gelegenheit; sie bildete das Gegenstück zu rücksichtsloser Energie, wenn es geraten schien, gewaltsam zuzugreifen. So finde ich ein interessantes Gespräch vom 23. August, also schon nach den Erfolgen bei Metz, in Pont-à-Mousson. Bismarck war beunruhigt über Oesterreichs Rüstungen, die sehr ernst zu werden schienen. Er schickte mir durch Herrn v. Keudell einen Bericht des Majors v. Brandt aus Wien vom 19. mit allen Details. Dabei zeigte er mir einen Artikel aus einer deutschen Zeitung, worin über Beust und Andrassy Hohn ergossen ward, daß sie jetzt zurückwichen. Bismarck war darüber sehr unwillig und sagte: ‚Wenn sie wirklich auf dem Wege sind, zurückzuweichen, so soll man sie nicht provoziren, sondern sie durch gute Worte darin bestärken.‘ Bald in dieser, bald in jener Richtung erhielt ich fast täglich meine Instruktionen für die Behandlung der Dinge in der Presse. Meine Hauptverbindungen waren mit der „Kölnischen Zeitung“ und mit der „Mainzeitung“ in Darmstadt, die mein jüngerer Freund Friedrich Dernburg redigirte. Durch die geistreiche und schlagfertige Opposition, welche er von lange her darin dem Ministerium Dalwigk machte, hatte er das kleine Blatt zu einem über den engen Kreis des hessischen Großherzogtums hinaus wirkenden Organ erhoben.“

*

Commercy, 23. August 1870.

Geheimrat Stieber fand beim Einrücken in diesen bisher sowohl von französischen als deutschen Truppen verschonten Ort alles unversehrt und in bester Ordnung und die französische Zivilverwaltung in voller Funktion. Zum erstenmale wurde hier das Hauptquartier nicht nur vom Maire des Orts, sondern auch von dem Präfekten des Departements empfangen. Auch fehlte es in Commercy nicht an Lebensmitteln, und die Bevölkerung zeigte sich entgegenkommend. „Wir finden hier zum erstenmal in Frankreich,“ schrieb Stieber an seine Frau, „eine blühende, unversehrte Gegend, sogar weidende Herden der Einwohner und gangbare Hotels.“ [1])

*

Von Commercy nach Bar-le-Duc, 24. August 1870.

Stieber berichtet: „Auf dem Wege von Commercy nach Bar-le-Duc traf in Ligne der König mit der Armee des Kronprinzen zusammen, wo auf offener Straße der König und sein Sohn, umgeben von den im Hauptquartier befindlichen deutschen Fürsten, dem Grafen Bismarck, Moltke &c., sich herzlich

---

[1]) Denkwürdigkeiten S. 261.

begrüßten. Die Ortsbewohner standen um diese Gruppe so gemütlich herum, wie in Potsdam bei Militärparaden, und waren namentlich toll nach Bismarck. Eine feine Dame wollte mit Gewalt den comte Bismarck sehen; ich spielte einmal wieder den Schlauen und sagte: ‚Sie sollen Bismarck sehen, Sie sollen sogar dicht bei ihm stehen, aber schaffen Sie mir ein Stück frische Butter und Käse.‘ Richtig, sie ging mit uns (mit Stieber und seinem Stabe) in ein unscheinbares, verschlossenes Haus, und wir erhielten auf einem kleinen Hofe vier Stühle und einen Tisch, Butter, Käse und Wein. Brot hatten wir mit. Nach Wochen war dies die erste frische Butter und Käse. Wir haben herrlich gefrühstückt und unsern Bismarck leben lassen. Ein Stück Butter und Käse war er schon wert. Ich habe mein Wort redlich gehalten, die Dame hat sich den Bismarck ganz genau angesehen. Uebrigens kann ich versichern, die Dame war nicht mehr jung. Wäre sie selbst jung gewesen, ich hätte frische Butter und Käse jeder anderen Münze vorgezogen. Namentlich Käse fehlte absolut.

An einigen Orten herrscht hier noch eine andere Not, von der ihr gar keinen Begriff habt, es fehlt absolut Licht. Diese Not ist fast so schlimm wie Wassersnot. Kienspan gibt es hier nicht, Lichte sind nicht zu haben, man möchte zuletzt ein Haus anbrennen, um sehen zu können. Ich führe immer mehrere Pfund Lichte jetzt bei mir, seit ich in Herny zwei Abende finster gesessen.“

*

* Nachts gegen 11 Uhr trat Bismarck in Begleitung eines preußischen Majors in das Gastzimmer des Hotels du Cygne ein, stand dem Münchner Maler Heinrich Lang gegenüber und fragte denselben nach dem bayerischen Generalstabschef Oberst v. Horn. Als Lang — überrascht, den Mann des Jahrhunderts plötzlich vor sich zu sehen — nicht sofort Auskunft erteilte, wiederholte Bismarck seine Frage, und als ersterer die Vermutung äußerte, der Herr Oberst werde mit den anderen Herren in dem café des oiseaux zu finden sein, rief er mißgestimmt aus: „Ja, ist denn niemand hier, der mich dahin führen könnte?“ Natürlich bot sich Lang sofort dazu an, stellte sich als Angehörigen des Corpsstabes in ziviler Eigenschaft vor, und Bismarck nahm kurz dankend seine Führerschaft an. Sie traten hinaus auf die Straße, und in freundlich-artiger Weise erkundigte sich der „Mächtige“ nach der Wenigkeit seines Führers, die diesem, wie er versichert,[1]) in dieser Begleitung freilich noch ein wenig „weniger“ vorkam als ohnehin schon in dieser großen Zeit. Er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen zu dem Versuch, Bismarck durch rasche und exakte Schilderung seiner Stellung und persönlichen

---

[1]) Vgl. dessen Schrift: „Aus den Erinnerungen eines Schlachtenbummlers“. neue Folge S. 97.

Beziehungen zum Corps und seinen Führern Vertrauen in die Verlässigkeit und Sicherheit seines Wegweisers einzuflößen — fühlte er ja doch eine gewisse Befangenheit dieser historischen Persönlichkeit gegenüber. Es glückte ihm auch, die Herren in dieser Gelegenheitsunterhaltung bis an die nächste Straße zu bringen, durch welche er links zum Theater abbiegen sollte, in dessen Souterrain das betreffende Etablissement sich befand. Aber hier war mittlerweile ein kolossaler Convoi von französischen requirirten Fuhrwerken so dicht ineinander parkirt, daß er — in Anbetracht der erlassenen Mahnung zur Vorsicht — es nicht wagen durfte, Bismarck, welcher seine Kürassieruniform trug, hindurchzulootsen; jedes Kind von Bar-le-Duc hatte den hohen Mann und die weiße Mütze in den paar Stunden auswendig gelernt, er konnte sich keinem der ihnen Begegnenden mehr verleugnen — wer stand ihm dafür, daß beim Durchzwängen durch diese Fuhrwerke nicht einer der feindlichen Bauern, die in ihren freien Stunden gewiß Franctireurs spielten, den Mann erkannte und seinen Patriotismus mit einem Prügel oder Wagscheit der berühmten „weißen Mütze“ demonstrirte? Er wagte weder den Kanzler hindurchzuführen noch auch ihm seine Besorgnisse zu äußern, sondern wählte ein drittes: einen kleinen Umweg durch die nächste Gasse, welche, auf den großen Platz mündend, von der andern Seite an die Salle de Spectacle führt. In der engen und allerdings sehr stiefmütterlich mit Gaslicht ausgestatteten „ruelle“ schöpfte Bismarck aber Verdacht, sein Führer möchte auf einem Irrwege sein, und war natürlich „so frei“, sich dieses Gedankens rückhaltlos zu entledigen. Dummerweise antwortete Lang, „der Staub, das Nichts“, im Optativ mit ἄν, statt soldatisch entschlossen den Herren bündig und sicher zu sagen, sie möchten ihm nur gefälligst folgen, und dieser im Moment höchst überflüssigen Urbanität hatte er es zu danken, daß Bismarck unruhig, drängend, ja fast drohend wurde. Ein preußischer Soldat, der ihnen begegnete und, von dem begleitenden Offizier angesprochen, ob er stadtkundig sei, mit „zu Befehl, ja“ antwortete, wurde nach dem Kaffeehaus befragt. „Dat weeß ick nich,“ meldete gehorsamst der Füsilier — also weiter! „Ich will unter allen Umständen Ihren Generalstabschef sprechen,“ begann Bismarck wieder, „aber zum Herumlaufen und Suchen habe ich keine Zeit. Können Sie mich in mein Quartier zurückführen?“ Lang konnte ihm seine Wohnung genau beschreiben, und so stieg momentan wieder das Vertrauen, doch wurde ein zweiter preußischer Soldat, ein Unteroffizier, der ihnen in den Weg kam, als sauve-garde mitgenommen. Lang schilderte den kurzen Weg, den sie noch zu machen hatten durch das Gäßchen auf den großen Platz mit dem Denkmal, dann links um die Ecke zum Theater, dort sei das Kaffeehaus; kurz vor ihnen bemerkte er drei Zivilisten. „Ich will sie ansprechen, Excellenz; Sie werden die gleiche Mitteilung hören,“ er bekam sie auch richtig — aber einer von den dreien bemerkte, das Café möchte wohl schon geschlossen sein. Jetzt war's aber mit Bismarcks Geduld zu Ende — er platzte donnermäßig



los und schoß, als sie auf den freien Platz kamen, auf ein gegenüberliegendes Kaffeehaus mit einer Sicherheit zu, als ob er Oberst v. Horn schon unter den dort im Freien sitzenden Gästen bemerkt hätte. Lang mußte ihm nachlaufen und links hinüberdirigiren, was jedoch nur eine neue Version von „Fluch vor allem der Geduld" an seine werte Adresse zur Folge hatte. Endlich waren sie da. Vor dem großen Thorbogen hielt Lang und wollte Bismarck vorangehen lassen. Ein langer, dunkler Tunnel führte unter dem Logenhause des Theaters in das Lokal, aus dessen mit Milchglas eingelassener Thür ein spukhaft unbestimmter Lichtschein in höchst zweifelhafter Ferne schimmerte.

Höflich mit der Hand an der Mütze stand Lang da — da blickte ihn Bismarck scharf und drohend an und rief aufgeregt: „Da, in dieser Spelunke, in dieser Räuberhöhle, da drinnen soll Ihr Generalstabschef sein? Haben Sie die Gefälligkeit, mir den Herrn Oberst herauszuholen; ich werde hier warten!" Lang stürzte dienstbeflissen durch die Dunkelheit in das Dorado Bar-le-Ducs, am nächsten Tisch erblickte er den Gesuchten und brachte seine Meldung an — allgemeine Bewegung der hundertköpfigen Gesellschaft, Oberst v. Horn ist schon dem „eisernen" Grafen entgegen!

Lang schnauft über seine Beteiligung an der diplomatischen Leitung der Weltgeschichte ein wenig aus — da begrüßt ihn vom nächsten Tische der gütige Künstlermäcen Prinz Luitpold, welchen er in seiner Aufregung nicht gleich bemerkt hatte, und welcher die Gnade hatte, ihn an seine Seite zu winken. General Lutz und noch verschiedene höhere Offiziere des Corps tranken ihm freundlich zu, und das Glas Bier mundete ihm nach dieser Anstrengung vortrefflich.

Plötzlich allgemeine Erhebung: Bismarck ist eingetreten, macht Seiner Königlichen Hoheit seine Reverenz, und Lang zieht sich wieder „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" an einen Lieutenantstisch zurück, an welchem ihn der den Kanzler begleitende Major aufsucht, in dessen Namen dankt und das Versprechen, die Herren in ihr Quartier zurückzuführen, da der Unteroffizier diesen Dienst übernehmen könne, zurückgiebt.

*

Bar-le-Duc, den 25. August 1870.

*Der König besichtigt vom Balkon seines am schönsten Boulevard der Stadt gelegenen Hauptquartiers die Bar-le-Duc passirende kronprinzliche Armee, darunter die zu derselben gehörigen bayerischen Truppenteile. Während des Vorbeimarsches der Truppen hatte Graf Bismarck die Freundlichkeit, dem amerikanischen General Sheridan die verschiedenen Truppenteile zu erklären; dabei erzählte er Einzelheiten aus ihrer Geschichte und warf zugleich Bemerkungen über die Befähigung der verschiedenen sie befehligenden Generale hin. Nach der Besichtigung begaben sich Bismarck und der General nach dem Hause des ersteren, und hier zum erstenmal in seinem Leben kostete Sheridan Kirsch-

wasser. Da er den Stoff nicht kannte, hatte er sich auf Bismarcks Empfehlung verlassen, und da dieser das Getränk für ausgezeichnet erklärte, so that er einen herzhaften Schluck, welcher ihn dem Ersticken nahe brachte und in einen heftigen Hustenanfall stürzte. Der Kanzler tröstete den General und sagte, daß dies durchaus nicht die Schuld des Getränkes, sondern nur seiner eignen Unerfahrenheit sei, und der Amerikaner mußte dies dem großen Staatsmann wohl glauben, denn er bewies die Richtigkeit seiner Worte, indem er eine ansehnliche Menge mit leuchtendem Gesicht hinuntergoß. Das überzeugte den General Sheridan in so unwiderstehlicher Weise, daß er sich sofort mit Bismarck-Bohlen auf den Weg machte, um einen Vorrat für sich selbst einzulegen.

Nach Aeußerungen, die L. Schneider, der Vorleser des Königs, von der Umgebung Bismarcks zu hören bekam, äußerte derselbe von dem bekannten Zuge nach Nordwest in Verfolgung der Armee Mac Mahons, man müsse vor allen Dingen Paris durch Ueberraschung besetzen. Die entmutigt umherirrende Armee könne man dann um so sicherer schlagen. Diesem Gedanken entsprach auch die Richtung, welche die III. und die Maas-Armee bis jetzt verfolgt hatten, und die Nennung von Vitry-le-français als nächstes Hauptquartier schien dies zu bekräftigen. Im Generalsvortrage, dem auch Graf Bismarck beigewohnt hatte, entschied man sich jedoch, Mac Mahon parallel zu folgen und den Feind womöglich über die belgische Grenze zu drängen. „Der Entschluß des Königs," schreibt L. Schneider,[1]) „auf diesen Plan einzugehen, schien mir um so merkwürdiger, als er dem selbsterlebten und erfolgreichen Vorgange im Jahre 1814 schnurstracks widersprach. Damals war Napoleon I. ebenfalls dem Vorstoße der Alliirten ausgewichen, um seine Feinde von Paris abzulocken, und der große Moment, wo die alliirten Fürsten beschlossen, ihm nicht zu folgen, sondern ihren Marsch auf Paris fortzusetzen, war eine seiner Lieblingserinnerungen, von welcher der König mir wiederholt erzählte, um so mehr, als der Sieg vor Paris eine Folge dieses Kriegsrates en plein air bei Vitry-le-français wurde. Der wunderbare Erfolg bei Sedan hat bewiesen, daß auch das diametral Entgegengesetzte zum gleich glänzenden Ziele führen kann. Die Meinungen über die Zweckmäßigkeit dieser so ganz veränderten Marschrichtung waren im Hauptquartier sehr geteilt; die Bedenklichkeiten verstummten aber schon nach Beaumont, um in den Tagen nach Sedan ungeteilter Bewunderung Platz zu machen."

Stieber schreibt: In Bar-le-Duc, einer schönen großen Stadt mit 20000 Einwohnern, herrschte keine Not, da nur wenig Truppen durchmarschirt waren. Das Personal des Hauptquartiers fand noch Table d'hôte in den Hotels, sowie gute Schweizer Konditoreien und offene schöne Läden. „Hier hat," schrieb Stieber an seine Frau, „unsere Not ein Ende. Ich habe heute früh

---

[1]) L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms, Bd. II. S. 191.

schönen Kaffee mit Milch und Sandtorte zu mir genommen, gestern abend habe ich ein schönes Diner von fünf Gängen und eine Pulle Sekt gehabt, genug, hier ist Klein-Paris. Hier kann ich den Grafen Bismarck nicht für ein Stück Butter und Käse ablassen. Ich habe aber hier tüchtig zu thun, da hier der Sitz einer Provinzialregierung, einer großen Präfektur, war und wir eine neue Verwaltung einrichten müssen. Graf Bismarck hatte mich gestern (24. August) abend bei sich zum Thee, hierbei ist diese neue Provinz geordnet worden. Der Maire des Ortes fungirt unter meiner Aufsicht weiter, als Präfekt ist Graf Hatzfeldt eingesetzt worden, der wohl auch nach unserer Abreise hier bleiben wird." [1])

*

Bar-le-Duc, den 26. August 1870.

Der Kriegsberichterstatter der Times, William Russell, sah Bismarck unter dem Thorweg stehen, tief versunken in dem Genuß einer mächtigen Zigarre und in Betrachtung der Regentropfen, die vom Dache fielen.

* Aus der Zeit des Aufenthalts in Bar-le-Duc berichtete der französische Schriftsteller Louis Ulbach folgenden Vorgang:

„Ich las kürzlich (erzählt Ulbach) in den „Mémoires de la société des lettres, sciences et arts" von Bar-le-Duc, daß in dem Augenblick, als der Marsch der deutschen Armee nach Sedan vor sich ging, Herr v. Bismarck die Zeit fand, mit den im Gymnasium von Bar-le-Duc gebliebenen Lehrern die Verdienste der deutschen und französischen Erziehung mit großer Aufmerksamkeit zu besprechen. Man stand am Vorabend der letzten Anstrengung, der Endkrisis, und unser großer Feind besichtigte in der Absicht, uns zugleich auf allen Seiten zu besiegen, am 28. August 1870 das Gymnasium im einzelnen, indem er sich über die Zahl der Stunden, über den Stand der Studien erkundigte. Dieser Besuch, mit dem Herr v. Bismarck nicht großthut, den sein Historiograph, Herr Moritz Busch, nicht gekannt zu haben scheint, und über den ein Professor des Gymnasiums von Bar-le-Duc berichtet, scheint mir eine besondere Bedeutung zu haben. Der Kanzler tadelte bei diesem Besuch nachdrücklich das Internat, welches das Kind von der Familie trennt. Er gestand zu, daß die deutschen Universitäten zu viele Freiheit gewähren, aber er schien die lärmende Freiheit für die Jugend der Einförmigkeit, der Entnervung der französischen Einsperrung vorzuziehen. Er fand es seltsam, daß man die Scheiben der Fenster matt mache, daß es den Schülern in den Klassen nicht gestattet sei, den Himmel und den Raum zu sehen, und daß man an den Thüren Gucklöcher anbringe, um die Schüler zu überraschen und auszuspioniren. Herr v. Bismarck tadelte sogar die Bänke der Kapelle, die sich nicht dem Chor gegenüber befanden

---

[1]) Denkwürdigkeiten S. 261.

und auf der Seite angebracht waren, so daß die Kinder Feierlichkeiten anwohnten, die sie nicht sähen. Als er alles besichtigt, alles verglichen hatte, ließ er sich ein Glas Kirschwasser geben, trank auf den Frieden, indem er zugleich erklärte, daß er wenig an denselben glaube, und ging fort, um die Ankunft der deutschen Armee auf dem letzten Schlachtfelde des Kaiserreichs zu beschleunigen."

*

Von Bar-le-Duc nach Clermont, den 26. August 1870.

Ein Feldpostbrief in der „Nat.-Ztg." aus Beaumont schreibt über die Reise des Hauptquartiers: In großen Märschen ging unser Corps (das IV.) von dem letzten Rastort Someille über Verdun hierher, bis in die Nähe der belgischen Grenze. Gegen 2 Uhr nachmittags waren wir am 26. August aufgebrochen und legten auf schauderhaften Straßen in strömendem Regen noch über vier Meilen an diesem Tage zurück. Unterwegs beim Rendezvous brauste das Große Hauptquartier an uns vorüber. Der König, ruhig-milde wie immer, einen Adjutanten im einfachen Wagen neben sich, die schlichte Feldmütze durch eine Gummischnur unter dem Kinn gehalten, hielt vor Oberst Scheffler, unserm Brigadechef, und streckte ihm freundlich erregt die Rechte entgegen, die dieser mit unterdrückter Bewegung küßte. Als der deutsche Kriegsherr mitten in Frankreich die gewaffnete Nation mit stillem Neigen grüßte, da bebte mir jede Fiber. Der Generallieutenant v. Schöler, der Divisionsgeneral, trat hinzu, erhielt ebenfalls einen Händedruck, und weiter ging's! Im zweiten Wagen folgte Bismarck allein, in Kürassieruniform und Mütze, sinnend in sich verloren, von den wenigsten erkannt."

*

Clermont en Argonne, den 26. August 1870.

In diesem Bergstädtchen war es sehr schwer gewesen, Unterkommen für das ganze Personal der ersten Staffel zu beschaffen, und die vornehmsten Personen mußten sich mit engen Kammern begnügen. Sowohl die Aermlichkeit des Ortes als das dauernde Regenwetter, — die hier zusammentreffenden Nachrichten von Aushebung und Ansammlung der Mobilgarden selbst in den Landstrichen, durch welche eben unsere Truppen gezogen waren, — allerlei über England oder Belgien kommende Nachrichten über die Pläne und Mittel des Feindes, — vor allen Dingen aber die Ungewißheit und Spannung, welche mit Bezug auf die Ergebnisse der nächsten Tage die Gemüter beherrschten, machten den Eindruck des zweitägigen Aufenthalts in Clermont zu einem recht unangenehmen.[1])

---

[1]) L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms, Bd. II. S. 194.

* Das Diner nahm Bismarck mit mehreren Offizieren und Beamten in einem Zimmer des Hotels des Voyageurs ein, in welches man durch die Küche gelangte, und deren Thür so niedrig war, daß sich der Kanzler beugen mußte, um hindurch zu kommen.

*

* Clermont, 27. August 1870.

Einem Privatbriefe entnahm die „Kölnische Zeitung“ folgendes:

„Wir gehen seit dem Siege bei Wörth schnell vorwärts. Vor ein paar Tagen noch an der Mosel, sind wir seit gestern abend schon vor den Argonnen. Die Strapazen und Entbehrungen des Feldzuges teilen wir in der Umgebung des Bundeskanzlers wenigstens in dem Maße wie die Herren in der Begleitung Sr. Majestät des Königs, und zu arbeiten giebt es bei uns ebenfalls zur Genüge. Gestern von Bar-le-Duc über sechs Meilen gefahren, zum Teile bei starkem Hagel und Regenwetter, kamen wir in der Dämmerung, nachdem wir lange Infanterie- und Gepäckkolonnen und zuerst ein bayerisches, dann ein sächsisches Corps passirt hatten, hier an in dem kleinen, überfüllten Gebirgsstädtchen, wo der Bundeskanzler und wir mit ihm in der Knabenschule des Ortes einquartirt wurden. In der parterre gelegenen Schulstube hatte das Bureau des Großen Generalstabes auf den Schulbänken und dem Katheder sich etablirt. In der ersten Etage war dem Bundeskanzler sein Arbeitszimmer zugewiesen, das zugleich als Schlafkabinet benutzt wird. Wir haben unser Wohnungs-, Bureau- und Nachtquartier im Schlafsaale der Knaben im zweiten Stock, einem großen aber niedrigen Raume. Hier speist der Minister mit uns und den Geheimräten. Das fehlende, aber notwendige Mobiliar ist schnell hergestellt. In geschickter Weise hat der Kanzleidiener Th. einen Feldtisch aus einer Tonne, einem Sägebock, einem Backtroge und einer ausgehobenen Thür konstruirt. Hier wird auch der Kaffee, das zweite Frühstück und der Thee servirt. Als Leuchter benützen wir leere Weinflaschen, aus welchen die eingesteckten Kerzen uns Licht spenden. Stühle sind nicht vorhanden, einige wurden herbeigeschafft; sonst liefern Kisten und Koffer die Sitzplätze. Betten sind ein überflüssiger Luxus. Glücklich, daß ich auf einem Strohsack schlafen und meinen Kautschukmantel als Decke benützen kann. Die Unordnung ringsum ist malerisch. Offene Koffer und Reisesäcke, Kanzleimappen, am Boden liegende Briefkuverts, Papierstücke, Strohhalme geben ein buntes Bild. Ein Waschbecken genügt für alle. Leider hat es einen großen Leck, der um so schlimmer war, als das Wasser bei der Erschöpfung der Brunnen durch die starke Einquartirung ziemlich rar zu werden anfängt. Mit lobenswertem Geschick verstopfte ein Diener das Loch mit heißem Siegellack. Unser Chef hat es übrigens nicht besser. Gearbeitet wird, namentlich wenn der Telegraph geht, sehr tapfer und angestrengt. Auch unter diesen Umständen muß die

Sammlung des Geistes erzwungen, der Stoizismus zur Geltung gebracht werden. Wir schreiben Depeschen, Instruktionen, Telegramme, Zeitungsberichte, wir kopiren, chiffriren und dechiffriren und kollationiren, während neben uns lebhafte Unterhaltung geführt wird. Feldjäger, Kabinetskuriere, Briefträger, Offiziere, Ordonnanzen, Stabswachen gehen aus und ein. Auf der Straße ziehen Regimenter auf Regimenter mit Janitscharenmusik, Trommeln und Pfeifen vorüber und begrüßen den uns gegenüber wohnenden König mit jubelnden Hochs und Hurras. Auch ohne Studirzimmer geht's, wenn man nur will und es sein muß.

Uebrigens ist dies das erste unbequeme Nachtquartier. In Böhmen hatte die Feldkanzlei des Bundeskanzlers Quartiere von einer Beschaffenheit, daß man dem Himmel gedankt hätte, wenn eins aufgetaucht wäre wie unser heutiges. So arbeiten wir an unserem Teil und in unserer Weise ganz wacker an der großen Sache des Vaterlandes mit. Unser Bundeskanzler leuchtet uns dabei als Muster der Thätigkeit, der Arbeitskraft und der Einfachheit voran; trotz seiner ungeheuren Anstrengung behält er noch Muße, sich auch des scheinbar Kleinen anzunehmen und dafür zu sorgen, daß die Diener und Ordonnanzen an dem, was Leib und Seele zusammenhält, nicht Mangel leiden."

*

* Clermont, 28. August.

Louis Schneider, der Vorleser des Königs, hatte für den „Staatsanzeiger" Kriegsberichte geschrieben, darunter einen über die Schlacht von Rézonville am 16. August. Am 28. August erfuhr L. Schneider vom König, daß man sich über diese Berichterstattung beklagt, weil dieselbe offenbare Unrichtigkeiten enthielte;[1]) namentlich habe man sich von seiten der zweiten Armee darüber beschwert, daß in dem Bericht über die Schlacht am 16. bei Rézonville besonders betont worden sei, die französische Garde wäre noch nicht mit im Gefechte gewesen, während doch der Augenschein am Tage darauf bewiesen, daß die Leichen derselben gliederweise dahingestreckt auf dem Schlachtfelde lagen.

Noch am gleichen Tage erfuhr L. Schneider, Bismarck habe an den „Staatsanzeiger" telegraphirt, von dem Korrespondenten, welcher den Bericht in Nr. 218 geschrieben, dürfe nie wieder ein Bericht aufgenommen werden. Darauf habe der „Staatsanzeiger" erwidert, daß Schneider der Verfasser sei;

[1]) L. Schneider hatte sich schon kurz vor Ausbruch des Krieges bei Bismarck mißliebig gemacht, indem er dem König eine Mitteilung von der Berufung Oskar Medings gemacht hatte, bevor er, der Kanzler selbst, seinen Herrn von diesem Schritt unterrichtet hatte. Der König hatte in weisem Takte zu Schneider auf dessen Anfrage, ob er denselben besuchen dürfe, gesagt: „Erst zu Bismarck gehen und nichts ohne Vorwissen desselben thun." L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms, Bd. II. S. 148.

eine Zurücknahme der einmal gegebenen Ordre sei aber bis jetzt noch nicht erfolgt.

„Der Zufall wollte,“ so berichtet Schneider, „daß ich in Clermont dem Grafen Bismarck auf der Straße begegnete, der mich mit seiner gewohnten Offenheit anredete und mir sagte, daß man sich von Berlin aus über jene Unrichtigkeit beklagt hätte, daß er infolgedessen den Befehl gegeben, keinen Bericht aus derselben Quelle mehr zu drucken, und ihn auch nicht zurücknehmen könne. Hätte er gewußt, daß ich der Verfasser gewesen, so würde dieser Befehl vielleicht nicht ergangen sein; nun sei er aber einmal da, müsse also seine Geltung behalten. Die Sache ließe sich aber leicht applaniren, wenn ich fortfahren wolle, zu berichten, jeden Bericht aber von einem Offizier des Generalstabes durchsehen und unterzeichnen lasse. Daraus ging schon eine mildere Auffassung hervor, und gleich darauf kam der Geheime Legationsrat v. Keudell zu mir, der mich in freundlichster Weise ersuchte, den ganzen Vorgang nicht übel zu nehmen, da der Bundeskanzler nun einmal sehr rasch und durchgreifend in solchen Dingen zu handeln pflege, aber in der That nicht wohl einen eben gegebenen Befehl zurücknehmen könne. Es sei schon mit dem Obersten v. Verdy vom Großen Generalstabe gesprochen worden, und dieser vorzügliche Offizier habe sich auf das bereitwilligste dazu erboten, meine Berichte durchzusehen und zu unterzeichnen.“

*In Clermont besuchte Sheridan den Grafen Bismarck, um etwas Genaueres über die zunächst bevorstehenden Dinge zu erfahren, und fand ihn in einem recht abgerissenen Schlafrock bis über die Ohren in der Arbeit. Er saß in einem engen Zimmer, dessen einzige Möblirung aus einem Tisch — an dem er schrieb —, zwei roh gearbeiteten Stühlen und dem diesmal in einer Ecke auf der Erde bereiteten, unvermeidlichen Federbett bestand. „Auf eine Bemerkung meinerseits über das beschränkte Wesen seines Quartiers erwiderte der Graf mit dem besten Humor der Welt, das sei noch immer gut genug, und er befinde sich darin durchaus nicht schlecht. Selbst die Schritte und das Geräusch seiner Kanzleibeamten, die auf dem Boden über ihm untergebracht waren, und das Rasseln der Säbel seiner Ordonnanzen auf dem Hausflur störten ihn nicht. Und er würde, wie er sagte, in der That nicht das mindeste auszusetzen gehabt haben, wenn nicht eine Abteilung Soldaten, die man, wie er annehme, seiner Sicherheit halber um das Haus aufgestellt hatte, darauf bestanden hätte, dem Kanzler des Norddeutschen Bundes bei seinem jedesmaligen Erscheinen im Hof ihre Ehrenbezeugung zu erweisen und ihr schützendes Geleit zu geben, was eigentlich sein recht Uebles habe, da er grade von einer sehr heftigen Ruhr geplagt sei. Trotz dieser Unannehmlichkeit jedoch und inmitten der Korrespondenz, mit der er beschäftigt war, nahm er sich in der freundlichsten Weise die Zeit, mir zu bestätigen, daß diese plötzliche Bewegung nordwärts von Bar-le-Duc in der That das Ergebnis der Meldung war, daß

Marschall Mac Mahon den Versuch mache, Metz auf dem Wege der belgischen Grenze entlang zu entsetzen — ‚ein solcher strategischer Fehler,‘ fügte der Kanzler hinzu, ‚daß man ihn sich nur in dem Fall zu erklären vermöchte, daß er in der politischen Lage der Franzosen begründet wäre.‘“

*

31. August 1870.

* Eine kurze Strecke über Beaumont hinaus in dem Dorfe Crehanges hatte der König ein Frühstück bestellt, zu dem er Bismarck, seinen eignen Stab und die Offiziere im Gefolge des Kronprinzen von Sachsen einlud. [1])

* Unter den Tischgästen des Kaisers befand sich öfter auch der von dem Kaiser Alexander II. ins deutsche Hauptquartier entsandte russische Oberst Baron Zeddeler. Oefter von dem König zur Tafel gezogen, hatte der russische Offizier die beste Gelegenheit, auch den Grafen Bismarck zu beobachten, welcher bei Tisch stets das Wort führte. Es fiel Zeddeler vor allem auf, wie sanft und fast zärtlich die Züge des großen Staatsmannes wurden, wenn er mit dem greisen Herrscher sprach. Bis zur Ankunft in Versailles speiste man sehr einfach an der Tafel des Königs. Das Diner bestand regelmäßig aus einer Suppe, zwei Fleischspeisen und einem süßen Zwischengerichte, wozu man Madeira und französischen Wein trank. Die silbernen Teller hatten bereits Friedrich dem Großen gedient . . . Die außerordentliche Geistesfrische des vierundsiebzigjährigen Monarchen erfüllte Zeddeler mit Staunen. Er sprach mit dem russischen Offizier nach dem Diner lange von der Organisation des Generalstabes in Rußland und von den militärischen Bemerkungen, welche er die russische Armee betreffend noch an Kaiser Nikolaus gerichtet hatte. Und dies, nachdem er tagsüber das Schlachtfeld besucht und die verschiedensten Befehle erteilt hatte. „Man hat eine irrige Meinung von der Rolle, welche Wilhelm I. im Kriege gespielt,“ erklärte Baron Zeddeler. „Nur die außerordentliche Bescheidenheit des Monarchen und sein Bestreben, die Verdienste seiner Generale hervorzukehren, riefen die Meinung hervor, daß er in militärischen Sachen nicht genug Autorität besitze. Ganz im Gegenteil, er war es, der trotz seiner Bonhomie die Zügel führte, und er bewies manchmal die äußerste Energie.“

Er gab hiervon auch in der Schlacht bei Gravelotte ein eklatantes Beispiel. Als sich ihm hier sein alter Freund, der General Steinmetz, nahte, sah man den König, welcher von seinem ganzen Generalstab umgeben war, so energische Worte Steinmetz ins Ohr flüstern, daß dieser totenbleich wurde, sein Pferd

[1]) Archibald Formes deutsch, S. 275.

heftig umwendete und einen neuen Vorstoß gegen den Feind unternahm. Der Monarch hatte eben die falschen Dispositionen des alten Generals mit richtigem Feldherrnblicke erkannt. [1])

*

*Sedan, 1. September 1870.

Die am Tage der Schlacht bei Sedan herrschende Hitze hatte auch bei Bismarck, wie bei allen, Durst verursacht, und er fragte den Fürsten Putbus, der mit einem Umhängetäschchen, aus dem verschämt eine Flasche sah, den Berg hinaufgeklettert kam, ob er nichts zu trinken habe. Freundlich bot ihm dieser die Flasche. Bismarck aber stellte sich breitspurig, wie ein Pharus, vor den kleinen Spender der Gabe und hob die Pulle in die Höhe. Lange zog er den belebenden Trank ein, und die Flasche enthielt wohl, als er sie mit den Worten „Ich danke dir, Putbus!" zurückgab, keinen Tropfen mehr.

Um die Zeit, da der König befohlen hatte, die Festung Sedan in Brand zu schießen, trat in seiner Umgebung das Gerücht auf, daß Napoleon mit in der Festung sei. An seine Gefangennahme knüpfte man die Hoffnung auf Frieden, Heimkehr. Alle waren in bester Stimmung, gewiß auch Bismarck, als er, auf einem Kartoffelfelde umhergehend, sich plötzlich niederbeugte, einen jämmerlich klagenden Lapin in die Höhe hielt und rief: „Mein erster Gefangener!" [2])

Nach dem Berichterstatter der „Pall Mall Gazette" entstand um 2 Uhr 5 Minuten, als die Franzosen den Hügel zwischen Torcy und Sedan verließen, um sich auf die Vorstadt Cazal, eben außerhalb der Wälle vor Sedan, zurückzuziehen, eine Pause in dem Feuer auf der ganzen Linie oder vielmehr dem Kreise, der sich jetzt gebildet hatte. Graf Bismarck nahm Gelegenheit von dieser Pause, um sich mit den amerikanischen und englischen Freunden zu unterhalten. „Ich habe dem belgischen Kriegsminister gesagt, daß, solange die belgischen Truppen ihr Aeußerstes thun würden, jede Anzahl von französischen Truppen, welche die Grenze überschreiten, zu entwaffnen," sagte Graf Bismarck, „ich die Neutralität von Belgien strengstens innehalten werde; wenn aber im Gegenteil die Belgier aus Nachlässigkeit oder Unfähigkeit nicht jeden Mann in französischer Uniform, der einen Fuß auf ihr Gebiet setzt, entwaffnen und festhalten würden, so würden wir mit unseren Truppen dem Feinde sofort in das neutrale Gebiet folgen und annehmen, daß die Franzosen zuerst die belgische Neutralität gebrochen haben. Ich habe einen Blick auf die belgischen

---

[1]) Nach den von Baron Zeddeler in der russischen Zeitschrift „Istoritschesky Wiestnik" veröffentlichten Erinnerungen, „Pester Lloyd" Nr. 167 v. 8. 7. 96.

[2]) Dr. Matthes, Im Großen Hauptquartier S. 55 ff.

Truppen an der Grenze geworfen," fügte Graf Bismarck hinzu, „und ich gestehe, sie haben mir keine große Meinung von ihrem kriegerischen Feuer und ihrer Disziplin beigebracht. Wenn sie ihre Mäntel anhaben, sieht man viele Paletots, aber wenig Soldaten." Der Berichterstatter fragte Seine Excellenz, ob er glaube, daß der Kaiser in Sedan sei. „O nein!" war die Antwort, „Napoleon ist zwar nicht sehr weise, aber er ist doch nicht so närrisch, sich jetzt in Sedan aufzuhalten." Für dies eine Mal hatte Graf Bismarck unrecht.

Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen.

Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen,

welche teils in Kohls Bismarck-Regesten übersehen,[1]) teils bisher zum Teil unveröffentlicht sind.

† An den Professor Tellkampf, Mitglied des preußischen Herrenhauses.[2])

Berlin, den 29. September 1866.

Hochzuverehrender Herr!

Nachdem ich an maßgebender militärischer Stelle über die Auslegung der Konvention von Langensalza Erkundigung eingezogen, beehre ich mich ergebenst mitzuteilen, daß man allerdings der Ansicht ist, den beteiligten Offizieren nicht mehr Rücksicht als anderen aktiven Offizieren schuldig zu sein, daß sie also der Pensionirung unterliegen würden.

Die Besorgnis des Königs von Hannover ist daher begründet. Anderseits ist die größte Bereitwilligkeit vorhanden, die fraglichen Kompetenzen den Beteiligten bis an ihr Lebensende zu belassen, wenn der König sie ihres Eides entlassen will.

Es ist sonach ratsam, eine betreffende Verhandlung anzuknüpfen, und wenn Sie mir hierzu den Weg zeigen könnten, würden Sie mich unendlich verpflichten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Keudell.

*

---

[1]) Die mit einem Kreuze versehenen Schreiben waren zur Zeit der Abfassung der Kohlschen Bismarck-Regesten bereits veröffentlicht.

[2]) Der Bruder Tellkampfs diente als Major in der hannoverschen Artillerie. Keudells Schreiben war mit dem Dienstsiegel versehen. Keudell vertrat damals den auf Urlaub befindlichen Grafen Bismarck.

† An den Großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Staatsminister und Präsidenten des Staatsministeriums v. Oertzen in Schwerin.

Berlin, den 18. Februar 1867.

Ew. Excellenz

gefälliges Schreiben vom 12. d. M.[1]) habe ich zu erhalten die Ehre gehabt, und es hat mir nur zur aufrichtigen Befriedigung gereichen können, daraus zu entnehmen, wie Sie bemühet sind, auf die Erteilung einer unbedingten Ratifikation der Vereinbarungen über den Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes hinzuwirken. Indem Ew. Excellenz in dieser Beziehung den diesseitigen Ansichten begegnen, ist es mir angenehm, zu den einzelnen, in Ihrem geehrten Schreiben erwähnten Punkten (unter denen der den Vertrag mit Frankreich betreffende Vorbehalt sub 2. auch diesseits als selbstverständlich betrachtet wird) folgendes ganz ergebenst erwidern zu können.

Was zunächst ad 1. die Frage der Elbzölle betrifft, so bin ich, nach stattgehabter Beratung der Angelegenheit, in der Lage, namens der Königlichen

---

[1]) Das Schreiben lautet:

An des Königlich preußischen Wirklichen Geheimen Rats Herrn v. Savigny Excellenz in Berlin.

Schwerin, den 12. Februar 1867.

Ew. Excellenz

erlaube ich mir ganz ergebenst mitzuteilen, daß der Großherzog, mein Allergnädigster Herr, nachdem ich über den Stand der Sache Vortrag erstattet habe, lebhaft wünscht, Seine Ratifikation ohne die Voraussetzungen erteilen zu können, welche sub 1. (wegen der Entschädigung für Elbzoll und Transitzoll) sowie u. s. w. der diesseitigen definitiven Annahme des Verfassungsentwurfs beigefügt sind.

Die Königlich preußische Regierung würde, ohne ihrem Standpunkte zu präjudiziren, schon jetzt in der Lage sein, dem Großherzog die Möglichkeit einer unbedingten Ratifikation (abgesehen von dem den Vertrag mit Frankreich betreffenden, als selbstverständlich anerkannten Vorbehalte sub 2.) zu gewähren, wenn Ew. Excellenz und der Herr Ministerpräsident Graf v. Bismarck Ihr bisheriges so dankenswertes Entgegenkommen auch noch dadurch bethätigen könnten und wollten, daß Sie mir in den nächsten Tagen eine zustimmende offizielle Aeußerung zu den nachstehenden diesseitigen Vorschlägen in irgend einer beliebigen Form zukommen ließen.

Es würde nämlich ad 1 Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog vollkommen genügen, wenn wegen der bestehenden Zölle nicht bloß das Prinzip einer an Mecklenburg zu leistenden Entschädigung anerkannt würde, wie solches schon geschehen ist, sondern auch zugleich als wesentliche Grundlage der Ablösung (ohne deren Feststellung jede Anerkennung des Prinzips keinen Schätzungswert hat) ausgesprochen würde, mit welcher Ziffer die Ablösung zu bewirken sei, z. B. mit dem zwanzigfachen Betrage der bisherigen Netto-Einnahme oder doch wenigstens mit einer solchen Ziffer, welche dem Durchschnitt, der bei den neuesten ähnlichen Ablösungen (dem Sundzoll, dem Stader Zoll, dem Scheldezoll) zur Anwendung gekommen, entsprechend sein solle.

Soviel aber u. s. w. und beharre in ausgezeichneter Hochachtung stets als

Ew. Excellenz ganz ergebenster

v. Oertzen.

Regierung ausdrücklich zu erklären, daß die Regierung Seiner Majestät des Königs bereit ist, mit den übrigen Elbuferstaaten über eine Entschädigung der Großherzoglich mecklenburgischen Regierung durch Ablösung ihres Elbzoll-Anteils mit dem bei dem Sund- und Stader Zoll angenommenen 15½ fachen Betrage der bisherigen Netto-Einnahme in Verhandlung zu treten. Das Entschädigungskapital würde, wie bei dem Sundzoll, eventuell in halbjährigen Raten verzinst und amortisirt werden. Hiernach kann die befriedigende Erledigung dieser Angelegenheit in dem von Ew. Excellenz gewünschten Sinne einem Zweifel nicht unterliegen, u. s. w.

Indem ich nunmehr auf Ew. Excellenz vielfach bewährte geneigte Vermittelung zur befriedigenden Erledigung der Sache mit vollem Vertrauen rechnen und darnach der baldgefälligen Anhersendung der Ratifikation entgegensehen darf, benutze ich u. s. w.

Savigny.

*

† An den ehemaligen hannoverschen Gesandten im Haag Grafen Platen.

Berlin, den 13. Juli 1867.

Eure Hochgeboren haben meine unter dem 4. vorigen Monats auf Allerhöchsten Befehl an Sie gerichtete Aufforderung,[1]) sich nach Hannover zu begeben und dem Generalgouverneur von Voigts-Rhetz über Ihr Verhalten in Hietzing Auskunft zu geben, ablehnend beantwortet[2]) und zugleich auf das Ihnen aus hannoverschen Kassen angewiesene Wartegeld verzichten zu wollen erklärt. Eure Hochgeboren irren indessen, wenn Sie durch diese Erklärung Ihr Verhältnis als Königlicher Beamter endgiltig gelöst und mich der Einleitung eines Disziplinarverfahrens überhoben zu haben glauben. Vielmehr würde ich mich, falls Sie nicht binnen endlicher vier Wochen dem Befehle Seiner Majestät des Königs genügt haben sollten, in der Lage sehen, auf Grund der §§ 1 und 2 der Allerhöchsten Verordnung vom 24. Januar dieses Jahres, betreffend die Aufrechterhaltung der Interessen des öffentlichen Dienstes in dem ehemaligen Königreich Hannover, Ihre definitive Entlassung aus dem Staatsdienste, unter

---

[1]) Das in Kohls Bismarck-Regesten gleichfalls übersehene Schreiben des Grafen Bismarck lautet:

„Auf Allerhöchsten Befehl fordere ich Eure Hochgeboren hierdurch auf, sich angesichts dieses nach Hannover zu begeben. Wenn Eure Hochgeboren dieser amtlichen Aufforderung keine Folge leisten sollten, so würden Sie die Einleitung einer Disziplinaruntersuchung gegen Sie zu gewärtigen haben."

[2]) Graf Platen erwiderte in der Sache selbst: „— — Da ich nun nicht die Absicht habe, dieser Aufforderung Folge zu leisten, so erkläre ich, um Euer Excellenz aller weiteren Mühe der Einleitung einer Disziplinaruntersuchung gegen mich zu überheben, daß ich auf das aus hannoverschen Kassen angewiesene Wartegeld verzichte."

Verlust aller aus Ihrem früheren Dienstverhältnisse herzuleitenden Ansprüche herbeiführen zu müssen.[1])

Im Auftrage:
v. Thile.

*

† An den Redakteur des amtlichen Moniteurs des Generalgouvernements zu Reims Wollheim de Fonseca.[2])

Berlin, den 27. August 1870.

Ob die von Ihnen beabsichtigten Publikationen sich zu einer Honorirung aus Staatsmitteln eignen würden, könnte sich erst beurteilen lassen, wenn Sie dieselben nach ihrem Erscheinen einreichten.

Thile.

*

† An den Polizeipräsidenten v. Madai in Berlin.

Berlin ?

Der Botschafter des britischen Reiches hat sich in einer energischen Reklamation an den Reichskanzler, Seine Durchlaucht Fürst Bismarck gewendet, um von demselben Genugthuung zu verlangen für die Beleidigung, die einem Unterthan Ihrer Majestät durch die ungerechtfertigte Verhaftung zuteil geworden. Derselbe Herr Charles de Hofmann[3]) hat nicht allein durch dieselbe, sondern auch durch die hierüber in die Berliner Presse übergegangenen Veröffentlichungen einen furchtbaren Schaden erlitten und verlangt dessen Ersatz im Betrage von 300000 Mark. Seine Durchlaucht der Reichskanzler wünscht in Erfahrung zu bringen, ob dies derselbe Chevalier de H. sei, rücksichtlich dessen vor einiger Zeit an ihn die Anfrage ergangen, ob er mit demselben in Beziehungen stehe, und über welchen im diplomatischen Wege Nachforschungen gepflogen werden.

---

[1]) Graf Platen antwortete darauf am 24. Juli 1867: „Eurer Excellenz schätzbares Schreiben hat mich vergewissert, daß meine Erklärung, auf das aus hannoverschen Kassen mir gezahlte Wartegeld Ihnen gegenüber verzichten zu wollen, zu Ihren Händen gekommen ist. Es ist mir unverständlich, wie Sie nach jener meiner Erklärung noch ein Verfahren in Aussicht stellen können, durch welches mir die aus meiner Dienststellung erwachsenden Ansprüche aberkannt werden sollen. Denn Eure Excellenz irren, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen oder der Regierung Ihres Königs gegenüber irgend welche Ansprüche erheben möchte, welche doch nur das Aequivalent für Pflichten sein könnten, die ich aber niemals der Königl. preußischen Regierung gegenüber gehabt habe."

[2]) Wollheim beabsichtigte in Paris staatswissenschaftliche und völkerrechtliche Fragen betreffende Flugschriften herauszugeben.

[3]) Hofmann hatte vorher in Berlin renommirt, daß er sehr häufig mit Bismarck verkehre. Als Verdacht gegen ihn entstand, fragte Madai bei Bismarck an, ob dem so sei, und ob die eventuelle Verhaftung desselben dem Kanzler unangenehm wäre. Bismarck ließ in einem von dem Staatssekretär Bülow gezeichneten Erlaß mitteilen, daß er gegen die Verhaftung des Chevalier Hofmann gar nichts einzuwenden habe, da er denselben gar nicht kenne.

Indem ich das Königliche Präsidium hiervon verständige, bitte ich um schleunige Aufklärung über den Sachverhalt der Verhaftung sowie, wenn thunlich, um einige Photographien des Beschwerdeführers, um in Oesterreich und in London, wo die Erhebungen noch ausständig sind, weitere Nachforschungen über das Vorleben und die Beschäftigung zu erhalten.

In Vertretung des Reichskanzlers:
Bülow.[1])

*

† An den Schriftsteller Wollheim de Fonseca.

Berlin, den 2. März 1873.

Ew. 2c. beehre ich mich im Auftrage des Fürsten Reichskanzlers für die demselben durch Ueberreichung des von Ihnen verfaßten Werkes über den deutschen Seehandel[2]) erwiesene Aufmerksamkeit den verbindlichsten Dank Seiner Durchlaucht auszusprechen.

Seine Durchlaucht hat mit vielem Interesse von den die neuere Praxis des Völkerrechts betreffenden Zusammenstellungen Kenntnis genommen.

Empfangen Ew. 2c. die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Graf Arnim.

*

An den Magistrat zu Händen des Bürgermeisters Grosse in Rathenow.

Berlin, den 4. Juni 1875.

Euer Wohlgeboren beehre ich mich auf die Schreiben vom 20. Mai und 3. Juni cr. ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß der Fürst-Reichskanzler die ihm zugedachte Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Rathenow sehr gern

---

[1]) Hierauf erwiderte v. Madai, daß die gegen Hofmann eingeleitete Untersuchung wegen Landesverrats und Majestätsbeleidigung eingestellt wurde, daß jedoch Hofmann der Falschmeldung nach rechtlich bezichtigt erscheine. Inzwischen war an das Reichskanzler-Amt das Ergebnis der eingeleiteten Forschungen über Hofmann eingelangt, worauf Staatssekretär v. Bülow im Auftrag des Fürsten Bismarck dem Polizeipräsidenten nahelegte, ob unter diesen Umständen nicht eine neuerliche Verhaftung angezeigt wäre. Der letzteren entzog sich Hofmann durch die Flucht. Es war ein Glasergeselle Namens Karl Hofmann, über dessen spätere Schwindeleien in der „Nordd. Allg. Ztg." Nr. 193 v. 27. 4. 81 berichtet wird.

[2]) Wollheim hatte dem Fürsten Bismarck sein gegen eine von einem bekannten französischen Appellationsgerichtsadvokaten verfaßte Schrift: „Jurisprudence du conseil des prises pendant la guerre de 1870—71" gerichtetes Buch unter dem Titel: „Der deutsche Seehandel und die französischen Prisengerichte" eingeschickt. In demselben hatte Wollheim Grundsätze für das Seekriegsrecht aufgestellt, mit denen später das in Zürich versammelte Institut für internationales Recht größtenteils und durchaus in den Hauptpunkten übereinstimmte, welche zehn Jahre später die englische Regierung in Bezug auf die Freiheit der Schiffahrt auf dem Suezkanal adoptirte.

entgegennehmen wird. An der am 15. Juni stattfindenden Gedenkfeier persönlich teilzunehmen, ist der Fürst-Reichskanzler dagegen zu seinem lebhaften Bedauern verhindert, da er auf Anraten der Aerzte soeben einen längeren Landaufenthalt antreten muß.

Im Auftrag des Fürsten-Reichskanzlers

Graf Eulenburg,
Gerichtsassessor.

*

† An den englischen Minister des Auswärtigen. (Uebersetzung aus dem Englischen.)

London, Deutsche Botschaft, 27. Februar 1882.

Mylord!

In Gemäßheit eines mir gewordenen Auftrages habe ich die Ehre, Eure Lordschaft davon in Kenntnis zu setzen, daß die Regierung Seiner Majestät des Kaisers bereit ist, dem Ideenaustausch über die in Ihrer Note vom 11. d. M. erwähnten ägyptischen Frage unter der Voraussetzung zuzustimmen, daß die anderen Großmächte gleichfalls daran teilnehmen. Nach den Informationen, welche meine Regierung erhalten, erscheint es wahrscheinlich, daß alle Mächte geneigt sind, an dem Gedankenaustausch über diesen Gegenstand teilzunehmen, welchen die Kabinete von London und Paris als wünschenswert bezeichnen. Unter diesen Umständen erwartet die Kaiserliche Regierung die weiteren Vorschläge der beiden Kabinete über den Ort und den modus procedendi eines solchen Ideenaustausches. Für die Kaiserliche Regierung würde jede der europäischen Großstädte, Paris, London, Wien oder Konstantinopel, für diesen Zweck gleich annehmbar sein.

Ich habe u. s. w.

Münster.

*

† An den Vorstand der auswärtigen Angelegenheiten in Hamburg, Bürgermeister Dr. Petersen.

Hamburg, den 3. Dezember 1882.

Aus der Vorlage des Hohen Senats der freien und Hansestadt Hamburg vom 29. November dieses Jahres in Betreff des Generalplans und Generalkostenanschlags für die Ausführung des Anschlusses Hamburgs an das deutsche Zollgebiet hat der Herr Reichskanzler, laut Seite 657 und 658 der Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft im Jahre 1882, die Ansicht entnommen, daß der Hohe Senat die Herstellung eines Zollkanals in der dort angegebenen Dimension und Tiefe als eine von Hamburg der Reichsregierung gegenüber eingegangene Verpflichtung betrachtet.

Dem Hohen Senate bin ich beauftragt, ganz ergebenst mitzuteilen, daß der Herr Reichskanzler die Ansicht, als sei von Hamburg die Verpflichtung zur Herstellung dieses Kanals eingegangen, nicht teilt und überzeugt ist, daß der Bundesrat hierin gleicher Ansicht mit ihm sein wird.

Genehmigen Eure Magnificenz auch bei diesem Anlaß die erneute Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung

Der Königlich preußische Gesandte
v. Wentzel.

*

† An den äpyptischen Ministerpräsidenten. (Uebersetzung aus dem Französischen.)

Kairo, den 11. Dezember 1884.

Herr Minister!

Die durch den Erlaß Seiner Hoheit des Khedive vom 2. Mai 1876 eingesetzte ägyptische Staatsschuldenkommission wurde aus den Delegirten Oesterreich-Ungarns, Frankreichs, Großbritanniens und Italiens gebildet und besteht noch gegenwärtig so. Die Kaiserlich deutsche hat es ebenso wie die russische Regierung damals nicht für nötig erachtet, in jener Kommission vertreten zu sein; sie überließ die Vertretung der Interessen der deutschen Inhaber ägyptischer Fonds den gedachten Vertretern der erheblicher beteiligten Mächte. Jedoch hat Deutschland niemals sich seines unanfechtbaren Rechts prinzipiell begeben, an dieser internationalen Kontrole in dem Augenblick unmittelbar teilzunehmen, wo es die Geltendmachung dieses Rechts für angezeigt erachten könnte. Im Gegenteil, die Kaiserliche Regierung hat beständig an allen Verhandlungen direkt teilgenommen, welche die Regelung der ägyptischen Schuldenfrage bezweckten, und hat in dieser Hinsicht niemals der Regierung Seiner Hoheit des Khedive ihre guten Dienste versagt. Gegenwärtig hat sich die Sachlage bedeutend geändert, und die Kommission der Staatsschuldenkasse hat durch die Macht der Verhältnisse eine viel größere Wichtigkeit erlangt, als sie bei Beginn besaß. Andererseits haben die eigenmächtige Maßnahme, mit der man über die für den Staatsschuldendienst bestimmten Einnahmen zum Nachteil der ausländischen Gläubiger hat geglaubt verfügen zu dürfen, sowie die infolge davon eingetretenen Thatsachen bewiesen, daß die Rechte und Interessen der Gläubiger leicht aufs Spiel gesetzt werden können, ohne in der gegenwärtigen Zusammensetzung der internationalen Kommission die genügenden Garantien zu finden.

Gegenüber diesen Thatsachen hält es die Kaiserliche Regierung nicht mehr für möglich, durch freiwillige Verzichtleistung die Vertretung der Rechte und Interessen ihrer Staatsangehörigen im Schoße der Kommission für die ägyptische Staatsschuld anderen zu überlassen und hegt den Wunsch, in dieser Kommission

direkt vertreten zu sein. Die Bedeutung, welche die gedachte Kommission gegenwärtig erlangt hat, gestattet der Kaiserlichen Regierung nicht länger, sich einer unmittelbaren Beteiligung an einer internationalen Ueberwachung zu enthalten, welche von allen anderen Großmächten, die Signatäre der bestehenden Verträge sind, mit Ausnahme von Deutschland und Rußland ausgeübt wird.

Demzufolge und auf Grund eines vorherigen Meinungsaustausches zwischen der Regierung Seiner Majestät des Kaisers, meines erlauchten Herrn, und derjenigen Rußlands bin ich beauftragt, die Regierung Seiner Hoheit des Khedive um Aufnahme eines deutschen Kommissars in die Staatsschuldenkommission mit denselben Rechten wie die österreichisch-ungarischen, französischen, englischen und italienischen Kommissare zu ersuchen. Das Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl, von dem Seine Hoheit der Khedive und seine Minister stets Beweise gegeben haben, läßt mich nicht einen Augenblick an der günstigen Aufnahme zweifeln, welche das obige Ansuchen der Kaiserlichen Regierung sicherlich bei der Regierung Seiner Hoheit finden wird.

Genehmigen Sie ꝛc.

Der Kaiserliche Generalkonsul
v. Derenthall.

*

An den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 22. Februar 1885.

Eurer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 18. c.[1]) habe ich mit verbindlichstem Danke erhalten. Mein Vater wird sich durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Kissingen sehr geehrt fühlen, und diese ihm zugedachte Anerkennung wird ihm eine um so größere Freude sein, als er sich nach seinem wiederholten langen Aufenthalte in Ihrer Stadt schon jetzt als einen Bürger derselben glaubt ansehen zu dürfen.

---

[1]) Das an den Grafen Herbert gerichtete Schreiben lautet:

Eure Hochgeboren

beehren wir uns die ergebenste Mitteilung zu machen, daß wir den Wunsch haben, Ihrem Herrn Vater, dem Kanzler des Deutschen Reiches, zu seinem 70. Geburtstage namens der Stadt Bad Kissingen eine Glückwunschadresse und das Ehrenbürgerrechtsdiplom unserer Stadt persönlich überreichen zu dürfen.

Wir stellen die ergebenste Bitte, diesen von der hiesigen Bevölkerung lebhaft geteilten Wunsch Ihrem Herrn Vater gefälligst vortragen und uns gütigst in Kenntnis setzen zu wollen, ob derselbe die Gnade hat, die Deputation zu empfangen.

Genehmigen Eure Hochgeboren die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit welcher wir sind

ergebenster Stadtmagistrat.
Fuchs.

Deputationen wird mein Vater am 1. April zu seinem lebhaften Bedauern nicht empfangen können, da er sich seines Gesundheitszustandes wegen sehr schonen muß. Ich möchte Ihnen deshalb anheimstellen, die Adresse, welche ihm das Wohlwollen der Kissinger ausdrücken soll, mit der Post einzuschicken.

In vorzüglichster Hochachtung bin ich

Eurer Hochwohlgeboren
ergebenster
Graf Herbert Bismarck.

*

An den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 18. März 1885.

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich, unter Bezugnahme auf das Schreiben meines Schwagers vom 22. v. M. zu benachrichtigen, daß Fürst Bismarck hofft, sein Gesundheitszustand werde es ihm doch erlauben, die von verschiedenen Seiten für den 1. April angekündigten Deputationen zu empfangen. Nur wird es ihm unmöglich sein, für jede einzelne Deputation eine ganz bestimmte Zeit vorzuschlagen, er wird sich aber freuen, diejenigen Herren, welche ihn mit ihrem Besuch beehren wollen, am 1. April zwischen 11 und 4 Uhr zu empfangen. Für den Fall, daß hiernach die Herren in Kissingen beabsichtigen sollten, den Reichskanzler persönlich zu begrüßen, darf ich ergebenst anheimstellen, das Ehrendiplom und die Glückwunschadresse lieber doch durch die Post hersenden zu wollen, da es für das in Aussicht genommene Arrangement der Festgeschenke zweckdienlicher sein wird, wenn dieselben schon vor dem 1. April hier eintreffen.

Graf zu Rantzau,
Wirklicher Legationsrat.

*

† An den Herausgeber der Zeitschrift „Die Gesellschaft“
Dr. Conrad in München.

Berlin, den 3. April 1885.

Geehrter Herr Doktor!

Die freundlichen Zeilen, welche Sie und die unterzeichneten Herren unter dem 31. v. M. an mich gerichtet haben, habe ich mit verbindlichstem Danke erhalten. Die so hübsch ausgeführte Gabe, welche Sie für meinen Vater bestimmt haben,[1]) habe ich ihm übergeben, und er hat mich beauftragt, Ihnen

---

[1]) Es war das ein schwungvoller und feuriger Hymnus: „Das Lied vom Deutschen Reichskanzler“ von Wolfgang Kirchbach, zu Bismarcks 70. Geburtstage, 1. April 1885. Das Lied findet sich abgedruckt in dem Werke Kohuts: „Bismarck in der Litteratur“.

neben seinem Dank seine Anerkennung für das gelungene Gedicht, mit welchem Sie ihn feiern, auszudrücken.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung.

Graf Bismarck.

*

An den Kaufmann Konstantin Loïson in Lamaka (Cypern).

Berlin, den 4. Dezember 1886.

Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich ergebenst, daß der Herr Reichskanzler die ihm in dem gefälligen Schreiben vom 22. September d. J. als Geschenk in Aussicht gestellte Sendung alten cyprischen Weines erhalten und angenommen hat. Seine Durchlaucht hat mich beauftragt, Ew. Wohlgeboren den verbindlichsten Dank für die ihm erwiesene freundliche Aufmerksamkeit zu erkennen zu geben.

Graf Bismarck.

*

An den Oberbürgermeister Fürbringer in Emden.

Berlin, den 4. September 1887.

Eurer Hochwohlgeboren beehre ich mich auf das gefällige Schreiben vom 2. d. M. zu erwidern, daß Bestimmungen darüber, ob und in welcher Weise das 25jährige Ministerjubiläum Seiner Durchlaucht des Fürsten Bismarck gefeiert werden wird, bisher nicht ergangen sind. Ich zweifle indessen gar nicht, daß es dem Fürsten zur Freude gereichen wird, wenn die städtischen Kollegien in Emden gelegentlich des Jubiläums die mir bekannt gegebene Absicht zur Ausführung bringen. Um in dieser Beziehung ganz sicher zu sein, habe ich an den Geheimen Oberregierungsrat Dr. v. Rottenburg nach Kissingen geschrieben, und Eure Hochwohlgeboren werden entweder von dort oder von mir weitere Nachricht erhalten. Freilich werden darüber möglicherweise einige Tage hingehen, da ich im Begriff stehe, zu einer Brunnenkur nach Karlsbad abzureisen.

Mit freundlichen Grüßen

Eurer Hochwohlgeboren
ergebenster
v. Boetticher.

*

An den Oberbürgermeister Fürbringer in Emden.

Karlsbad, den 10. September 1887.

Eurer Hochwohlgeboren teile ich in Verfolg meines früheren Schreibens ergebenst mit, daß der Herr Reichskanzler, wie ich soeben erfahre, es sich zur

Ehre rechnen wird, wenn die Stadt Emden ihn in der beabsichtigten Weise auszeichnet.

Mit freundlicher Empfehlung

Eurer Hochwohlgeboren
ergebenster
v. Boetticher.

*

† An den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten
Flourens.

Paris, den 7. Oktober 1887.

Herr Minister,

Nachdem die Kaiserliche Regierung ihrem lebhaften Bedauern über den Vorgang von Donon Ausdruck gegeben und sich bereit erklärt hat, den durch die Folgen desselben unmittelbar Betroffenen eine Entschädigung zu gewähren, erlaube ich mir den Betrag derselben — 50000 Mk. (fünfzigtausend Mark) — Ew. Excellenz hiermit zur Verfügung zu stellen.

Ob die bei jenem beklagenswerten Vorfall diesseits beteiligten Militärs und Beamten ein Verschulden trifft, wird die sofort eingeleitete Untersuchung ergeben. Immerhin steht so viel schon jetzt fest, daß die bedauerlichen Vorgänge einerseits kein Ergebnis des bösen Willens unserer Beamten, andererseits aber die Folge der diesseitigen Institutionen sind, unter denen französische Staatsangehörige ohne ihr Verschulden zu leiden gehabt haben. Infolgedessen glauben wir, daß dem Deutschen Reich die moralische Verpflichtung obliegt, für die durch seine Organe und seine Gesetze angerichtete Beschädigung französischer Privatinteressen einzutreten und, wenn auch das Geschehene nicht ungeschehen zu machen ist, doch die Versorgung der Hinterbliebenen sicherzustellen. Zu diesem Behufe ist die Kaiserliche Botschaft ermächtigt, eine Summe zu zahlen, deren Zinsen den Hinterbliebenen des ꝛc. Brignon dasjenige Einkommen gewähren, welches letzterer seiner Familie bei seinen Lebzeiten verschaffen konnte.

Genehmigen Ew. Excellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu verbleiben,

Herr Minister,

Ihr gehorsamster und ergebenster Diener
Münster.

*

† An den schweizerischen Bundespräsidenten Hertenstein.

Bern, den 22. März 1888.

Der Unterzeichnete erlaubt sich, erhaltenen Auftrags zufolge, an Se. Excellenz den schweizerischen Bundespräsidenten Herrn Hertenstein die ganz ergebenste Bitte zu richten, den Herren Präsidenten des Nationalrats und des Stände-

rats geneigt mitteilen zu wollen, daß der Deutsche Reichstag in seiner Sitzung vom 19. ds. einstimmig den Beschluß gefaßt hat, auszusprechen, daß die Zeichen der Verehrung für den aus dem Leben geschiedenen Kaiser Wilhelm I. und die Teilnahme an der Trauer des deutschen Volkes, welche die genannten hohen Häuser zum Ausdruck gebracht haben, überall in Deutschland die tiefste Rührung und die lebhafteste Dankbarkeit hervorgerufen haben und eine erhebende Kundgebung der freundschaftlichen Beziehungen bilden, welche zwischen beiden Völkern bestehen.

Mit Vergnügen benützt der Unterzeichnete auch diesen Anlaß, um Sr. Excellenz dem schweizerischen Bundespräsidenten Herrn Hertenstein die Versicherung seiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Der Kaiserlich deutsche Gesandte
O. Bülow.

*

† An das Festkomitee zur Enthüllungsfeier des Kaiser- und Kriegerdenkmals in Lennep.

Friedrichsruh, den 26. August 1889.

Dem Festkomitee bin ich beauftragt, für die freundliche, so künstlerisch ausgestattete Einladung zur Enthüllungsfeier am 2. September cr. den verbindlichsten Dank des Herrn Reichskanzlers und gleichzeitig sein Bedauern darüber auszudrücken, daß es ihm aus Gesundheitsrücksichten nicht möglich ist, der Einladung Folge zu leisten.

Rottenburg,
Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat.

Fürst Bismarck und A. Andrae (Roman).

Fürst Bismarck und A. Andrae (Roman).

Zu Anfang des Jahres 1848 lernte A. Andrae (Roman) Bismarck in Berlin während des „Vereinigten Landtags" verehren und lieben.[1]) Bismarck war es, der Andrae in alle konservativen Kreise, auch in die Fraktionssitzungen als „einen ganz zuverlässigen Mann, für den er sich verbürge", einführte. Auch er sprach in dieser Zeit, nicht gerade scherzhaft, von einem Auswandern nach Rußland, um mit dessen Hilfe die Revolution niederzuschlagen, und als Andrae sich bei einem Besuche des Herrn v. Blankenburg-Zimmerhausen über den kostbaren Wein wunderte, den er in so böser Zeit ihm vorsetzte, erwiderte er ingrimmig: „Mit dem Wein ist's jetzt vorbei; es wird alles getrunken, was da ist, aber nichts wieder angeschafft."

Als Herr v. Bismarck Abgeordneter zur Zweiten Kammer war, besuchte Andrae ihn öfter morgens vor der Sitzung. Eines Tages empfing Frau v. Bismarck denselben mit den Worten:

„Otto liegt zwar noch im Bett, aber es ist ja zehn Uhr; kommen Sie nur herein, er wird doch einmal aufstehen müssen."

Obgleich es Bismarcks Gewohnheit war, spät zu Bett zu gehen und daher erst spät aufzustehen, erschreckte Andrae dies doch etwas; auf seine Frage: „Ist er denn krank? fehlt ihm etwas?" erhielt er die Antwort:

„Ja, fehlen thut ihm etwas; ich weiß nur nicht, was. Die ganze Nacht hat er gestöhnt und sich unruhig umhergeworfen, bis ich mich ordentlich ängstigte und fragte: ‚Otto, was ist dir? fehlt dir etwas?' aber weiter keine Antwort erhielt als: ‚O, er ist doch nur ein Jude.'"

Als Andrae noch seine Verwunderung darüber aussprach, ertönte plötzlich Bismarcks laute Stimme hinter dem Vorhang:

„Ja gewiß, er ist doch nur ein Jude."

Und auf Andraes Frage: „Wer denn? Wen meinen Sie eigentlich?" antwortete Bismarck:

„Stahl meine ich; wen könnte ich denn sonst meinen?"

---

[1]) Vergl. zum Folgenden auch die Schrift von A. Andrae (Roman): Erinnerungen eines alten Mannes aus dem Jahre 1848. Bielefeld, Verlag von Ernst Siedhoff, 1895.

„Was," sagte Andrae, „Stahl meinen Sie? Den Führer und Fahnenträger unserer Partei? Von dem wissen Sie nichts weiter zu sagen, als daß er nur ein Jude ist?"

„So," rief Bismarck, „was, denken Sie, würde aus Stahl geworden sein, wenn er nicht Gerlach zur Seite hätte?"

Stahl war damals der Vorsitzende der kleinen, aber aus vielen hervorragenden Männern bestehenden, nach ihm benannten Fraktion der äußersten Rechten in der Ersten Kammer, zu dem die Mitglieder derselben mit Begeisterung und Verehrung aufsahen. Auch der Präsident v. Gerlach gehörte ihr an, und so sehr Andrae von Bismarcks Ausspruch zuerst überrascht war, mußte er bei weiterer Besprechung doch zugeben, daß sich bei Stahl einige liberale Anklänge fanden, denen Gerlach nicht zustimmte.

In seiner oben angeführten Schrift berichtet Andrae auch über ein Gespräch, das zwischen Bismarck und dem Abgeordneten Freiherrn Georg v. Vincke, dem damaligen Führer der Linken, am 2. April 1848 in der ersten Sitzung des „Vereinigten Landtags" geführt sein sollte, folgendes:

Vincke sagte bei dieser Gelegenheit zu seinem politischen Gegner: „Sie, Herr v. Bismarck, sind Führer der Rechten, ich der Linken; wir wollen beide nur das Beste des Vaterlandes; sind wir einig, so ist es auch der Landtag. Die Gefahr ist aufs höchste gestiegen; nur ganz energische Mittel können noch vor dem Untergange retten. Das wissen Sie wie ich. Lassen Sie uns als Edelleute offen und ehrlich besprechen, wo sie zu finden sind. Ich kenne nur einen Weg zur Rettung und bin entschlossen, ihn zu betreten; deshalb werde ich heute drei Anträge stellen: 1) Friedrich Wilhelm IV. wird der Regierung für verlustig erklärt. 2) Der Prinz von Preußen wird für unfähig erklärt, sie zu übernehmen. 3) Prinz Friedrich Wilhelm übernimmt die Regierung unter Leitung eines Ausschusses des Vereinigten Landtags bis zu seiner Volljährigkeit. Was wollen Sie thun?"

Herr v. Bismarck antwortete: „Ich danke Ihnen, Herr v. Vincke, für Ihre Offenheit und werde ebenso offen antworten. Wenn Sie die Anträge wirklich stellen, versuche ich zunächst, Sie als Hochverräter verhaften zu lassen; gelingt mir dies nicht mehr, wie ich fürchte, so schieße ich Ihnen auf der Tribüne eine Kugel durch den Kopf." Unter diesen Umständen zog Herr v. Vincke es vor, die drei Anträge nicht zu stellen.

Der Oberregierungsrat a. D. Freiherr v. Vincke (Osnabrück), der Bruder Georg v. Vinckes, ließ dazu den Zeitungen [1]) folgende Richtigstellung zugehen:

„Sobald ich von der Andraeschen Schrift Kenntnis erhielt, wandte ich mich an Herrn Dr. Chrysander mit der Bitte, den Fürsten Bismarck um sein

[1]) Vergl. u. a. „Hannov. Kurier" Nr. 14876 v. 12. Januar 1896.

Zeugnis über die Anfangs April 1848 mit meinem Bruder stattgehabte Unterredung anzugehen. Ich erhielt darauf umgehend vom Fürsten selbst ein Schreiben vom 30. April 1895, aus dem ich wörtlich Nachstehendes anführe:

‚Die Vorschläge, die Ihr Herr Bruder mir gemacht hat, lauteten nicht so kategorisch, wie sie wiedergegeben sind. Der Landtag sollte nicht beschließen, den König der Regierung verlustig zu erklären, sondern Se. Majestät zu bitten, daß Er den Opfern, die Er dem Lande schon gebracht hätte, auch das der Thronentsagung hinzufügen möchte. Die Regierung sollte von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzeß von Preußen übernommen werden, nachdem der Thronfolger seinen Ansprüchen bereits schriftlich entsagt haben sollte. Eine Erklärung der Regierungsunfähigkeit des Königs war nicht in Aussicht genommen. Zu der Stellung eines Antrages in dieser Richtung wurde meine und meiner Fraktion Unterstützung in Anspruch genommen, weil es ohne eine solche nicht gelingen werde, den König zur Thronentsagung zu bewegen.

Ich lehnte die Mitwirkung ab unter einer Begründung, deren Wiedergabe mich hier zu weit führen würde, und erklärte allerdings, wenn der Antrag von anderer Seite gestellt würde, so werde ich mit dem Gegenantrag auf Einleitung des Verfahrens wegen Hochverrats antworten. Herr v. Vincke erwiderte mir, dann werde die Sache nicht ausführbar sein, denn ohne die äußerste Rechte wäre die Abdankung nicht zu erreichen.

Unsere Unterredung fand im „Hôtel des Princes“ am Opernplatz, in dem Parterrezimmer rechts, statt und dauerte ziemlich lange, da wir beiderseits unsere Auffassung durch längere politische Diskussion aufrecht erhielten; sie verlief aber ohne persönliche Unfreundlichkeit.‘

Von dieser authentischen Darstellung, welche die Unterredung wesentlich anders erscheinen läßt, machte ich Herrn Andrae Mitteilung mit dem Ersuchen um Veröffentlichung einer Berichtigung, die denn auch in verschiedenen Blättern erfolgt ist. Uebrigens hat sich (beiläufig bemerkt) Fürst Bismarck auch gleich darauf, am 11. Mai 1895, gegenüber den Westfalen in Friedrichsruh (Bericht des ‚Hannoverschen Kuriers‘ in der Abendausgabe vom 14. Mai) in durchaus freundschaftlicher Weise über meinen Bruder Georg ausgesprochen.“

Am 23. und 24. Juli 1850 Bismarck mit Frau und zwei Kindern zu Gast bei A. Andrae (Roman) in Ramdow.[1])

Ende September 1852 wohnte A. Andrae (Roman) einige Tage bei dem Bundestagsgesandten v. Bismarck-Schönhausen in Frankfurt a. M., September 1856 letzterer ein paar Tage bei A. Andrae in Roman, von wo dieser

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

den Bundestagsgesandten zu Blankenburg-Zimmerhausen und zu seinem Bruder nach Rütz begleitete.[1])

Bei seiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1866 war A. Andrae (Roman) fast allabendlich in Bismarcks Hause und in der Familie zu Gast; umgekehrt besuchte Bismarck wiederholt Andrae auf seinen Gütern in Pommern, woselbst er auch übernachtete. Im Jahre 1866 war das Verhältnis noch ein ungetrübtes; Beweis nachstehende

Telegraphische Depesche.[2])

Aufgegeben in Nikolsburg den 27. Juli 1866 10 Uhr 35 Min. vormittags.

Angekommen in Schivelbein den 28. Juli 1866 3 Uhr 40 Min. nachmittags.

Rittergutsbesitzer Andrae Roman Schivelbein.

Herzlichen Dank; nehme gerne an.

Bismarck.

Diese Depesche bezog sich auf die Annahme der Bismarck angetragenen Patenstelle bei der Taufe von Andraes Tochter Gertrud.

Am 26. Dezember 1865 richtete Bismarck an Andrae den bekannten Brief,[3]) worin die wundervolle Stelle vorkommt: „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir unrecht. Er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst selbst einmal versuchen.“

Die nächste Ursache der Trennung Andraes von Bismarck lag darin, daß sich ersterer den Deklaranten für die „Kreuzzeitung“ anschloß; ein Schritt, den ihm Bismarck niemals verziehen hat. Daß ersterem diese Trennung sehr schmerzlich war, brauche ich nicht zu sagen, aber daß es früher oder später so kommen mußte, hat Bismarck dem beiderseitigen Freunde Hans v. Kleist-Retzow gegenüber, als dieser einmal daran erinnerte, ausgesprochen.

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten sind beide Daten übersehen.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten gleichfalls übersehen.

[3]) Abgedruckt in Kohls Bismarck-Regesten Bd. I. S. 267 (Kohl adelt hier noch den Adressaten; er nennt ihn stets André v. Roman, cf. S. 257 u. 262). Zwei hiezu gehörige Briefe von Andrae (Roman) an Bismarck, d. d. 24. 12. 65 u. 30. 3. 66 finden sich abgedruckt in Kohls Bismarck-Jahrbuch Bd. III. S. 213.

Fürst Bismarck und Professor Ihering.

Aus Bismarcks Studentenzeit.

Fürst Bismarck und Professor Ihering.

Aus Bismarcks Studentenzeit.

I.

Varzin, den 21. August 1888. An den Professor R. v. Ihering in Göttingen.[1]

Verehrter Herr Kollege,

ich bitte Sie, meine verbindlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen zu Ihrem siebzigjährigen Geburtstage, an welchem Sie mit Stolz auf ein langes Leben reicher Erfolge als Schriftsteller, Lehrer und Patriot zurückblicken können. Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, vermöge der mir von der Georgia Augusta gewährten Auszeichnung (Ernennung zum Ehrendoktor beider Rechte. D. Verf.) mit Ihnen gleichzeitig der Hochschule wieder anzugehören, die ich vor 55 Jahren als Student verließ.

v. Bismarck.

II.

Antwort des Professors Dr. Ihering.

Karlsbad, den 15. September 1888.

Durchlauchtigster Fürst!

Ew. Durchlaucht haben mir aus Anlaß meiner siebzigjährigen Geburtstagsfeier einen Beweis Ihrer geneigten Gesinnung zu teil werden lassen, dessen ich mich in meinen kühnsten Erwartungen nicht versehen hatte, und der auch meine Mitbürger in Göttingen in einer Weise überrascht hat, daß sie der Nachricht davon anfänglich den Glauben versagten, und daß es erst der Vorweisung des Dokumentes an den Redakteur unserer Zeitung bedurft hat, um sie eines Besseren zu belehren.

Als ich die Ehre hatte, Ew. Durchlaucht als Dekan der juristischen Fakultät das Doktordiplom zu überreichen, zu dessen Urheber und Träger eine der glücklichsten Fügungen meines Lebens mich bestimmt hatte, geschah es mit

---

[1]) Erst nach Herausgabe der Kohlschen Bismarck-Regesten im Jahre 1893 durch Maximilian Hardens „Zukunft" vom 19. August 1893 veröffentlicht.

dem Gefühl, vor unendlich vielen begnadet zu sein; ein unerfüllter Wunsch, mit dem ich mich seit Jahren getragen hatte, Ew. Durchlaucht zu sehen und sprechen zu hören, war in einer Weise verwirklicht worden, wie ich es bis dahin nie für möglich gehalten hatte. Die Stunden, welche ich das Glück hatte an der gastlichen Tafel Ew. Durchlaucht zu verbringen, bilden einen Glanzpunkt meines Lebens, und ich habe durch nur für die Meinigen bestimmte Aufzeichnungen dafür gesorgt, daß die Erinnerung daran in meiner Familie nie untergehen wird. Zu diesem Schriftstück ist nunmehr das mit Ew. Durchlaucht eigenhändiger Unterschrift versehene Glückwunschschreiben als unschätzbares Dokument hinzugekommen.

Ew. Durchlaucht haben mich darin mit dem Ihnen eigenen Humor wie einst bei dem persönlichen Abschiede als ‚Herr Kollege‘ angeredet und damit selber verschuldet, wenn ich die Gelegenheit, die sich mir geboten hat und nie wiederum bieten wird, benütze, mich über die Bedeutung, welche Ew. Durchlaucht für meinen ganzen Menschen gewonnen haben, in einer Weise auszusprechen, wie ich es sonst nie gewagt haben würde.

In meiner Natur liegt der Drang, mich an der menschlichen Größe aufzurichten; ich kenne nichts Höheres, als mich an den großen Erscheinungen der Geschichte zu erheben und mich bewundernd vor ihnen zu beugen. Bis in die Mitte des Lebens hinein habe ich mich mit diesem Bedürfnis in die Vergangenheit flüchten müssen; meine Bewunderung und Verehrung gehörte den Toten. Da hat es die Vorsehung gefügt, daß zwei Männer erschienen sind, an denen mein Herzenswunsch sich erfüllen sollte: Kaiser Wilhelm I. und Ew. Durchlaucht.

Als Student in Göttingen habe ich den Umsturz des Staatsgrundgesetzes und die Vertreibung der sieben Professoren durch König Ernst August miterlebt, im Mannesalter als geborener Hannoveraner den König Georg V., als Professor in Gießen die Mißwirtschaft in dem benachbarten Kurhessen. Kein Wunder, daß ich, der ich die Monarchie von dieser Seite hatte kennen lernen, ihr nicht ergeben war, und nie hätte ich damals geglaubt, daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden und der begeistertste Anhänger der Monarchie werden würde. Diesen Umschwung in meiner ganzen Anschauungsweise und Gesinnung — den gewaltigsten meines Lebens — verdanke ich Kaiser Wilhelm. Seine historische Bedeutung ragt in meinen Augen über das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus; er hat in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr der Monarchie abwandte, diese wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, welche nicht bloß die Träger von Kronen, sondern auch die Völker weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu seinen Schuldnern macht.

In Bezug auf Ew. Durchlaucht würde ich glauben, mich einer Trivialität schuldig zu machen, wenn ich den Gefühlen der tiefsten Verehrung und höchsten

Bewunderung, die mich für Ew. Durchlaucht beseelen, Ausdruck geben wollte; aber dem Gefühl der innigsten Dankbarkeit glaube ich ihn verleihen zu dürfen; ich muß dem Manne, dem ich ein Vaterland verdanke, sagen, daß von allem, was mir in meinem Leben zu teil geworden ist, dies Gut so unvergleichlich das höchste gewesen ist, daß, auch wenn mein Leben ebenso reich an Leiden, Kummer, Enttäuschungen gewesen wäre, wie es reich gewesen ist an Freude, Glück, Erfolgen, doch der Tag, wo ich das Deutsche Reich erlebt habe, alles, was mich persönlich betroffen, ausgeglichen haben würde.

Verstatten Ew. Durchlaucht mir jetzt, auch dem Ausdruck zu geben, was Sie mir geworden sind. An Ihnen habe ich gelernt, wie man, ohne ein Gefühl der Beschämung zu empfinden, neidlos und mit innigem Dank gegen Gott die geistige Ueberlegenheit, die volle Größe einer gewaltigen, gottbegnadeten Persönlichkeit empfinden und anerkennen kann. Unserer heutigen Zeit ist eine solche Gesinnung leider wenig zu eigen, und Ew. Durchlaucht haben dies in einer Weise erfahren, die mich oft aufs höchste erbittert hat. Mir wird es nicht an der Gelegenheit fehlen, von den Gesinnungen, die ich hier ausgesprochen habe, im Zusammenhang meiner wissenschaftlichen Untersuchungen öffentlich Zeugnis abzulegen. Gegenüber der öden Verherrlichung von Prinzipien und toten Formeln hoffe ich den Segen einer gewaltigen Persönlichkeit, der meines Erachtens für Mit- und Nachwelt mehr lebendige Kraft entströmt als allen moralischen und politischen Destillationsprodukten, in das richtige Licht setzen zu können.

Aber nicht bloß der Mensch, auch der Jurist ist sich des hohen Einflusses bewußt geworden, den Ew. Durchlaucht auf ihn ausgeübt haben. In dem Kampfe, den er seit Jahren gegen die zur Zeit noch herrschende unfruchtbare Richtung innerhalb der Jurisprudenz führt, welche über dem Blendwerk logischer Konsequenz und abstrakter Prinzipien des Blickes für die realen Dinge verlustig gegangen ist, hat ihn stets der Gedanke beseelt und gestählt, daß er innerhalb seiner beschränkten Sphäre nur den Anregungen gefolgt ist, die der große Meister der Realpolitik ihm gegeben hat. Er lebt der Ueberzeugung, daß sich das Vorbild Ew. Durchlaucht auch bei der jüngeren Generation fruchtbar erweisen und daß in der Rechtswissenschaft ein Umschwung eintreten wird, den man dermaleinst als den Uebergang von der formalistischen zur realistischen Methode bezeichnen wird.

Sollte ich Ew. Durchlaucht durch meine Ausführungen ermüdet haben, so mag mir zur Enschuldigung gereichen, daß ich einem Stande angehöre, der einmal das Vorrecht dazu hat und Sie auf dem Katheder wie auf der Tribüne schon daran gewöhnt haben dürfte. Ich meinerseits will aber nicht verabsäumen, etwas zu thun', was meine Kollegen nicht zu thun pflegen: Ew. Durchlaucht wegen meines Vortrages um Nachsicht bitten.

Indem ich Ew. Durchlaucht nochmals meinen wärmsten, durch meine

hiesige Kur leider verspäteten Dank für das mir gewährte unschätzbare Zeichen Ihrer geneigten Gesinnung ausspreche, verharre ich mit tiefster Ehrerbietung

Ew. Durchlaucht

gehorsamster R. v. Ihering.

*

Einige Zeit nach diesem Briefwechsel lernte ich Ihering auf seiner Durchreise in Berlin kennen; ich sah ihn dann noch öfters, und jedesmal bildete sein Verhältnis zu Bismarck, sagen wir besser: unsere gemeinsame Bewunderung des Einzigen, das hauptsächlichste Gesprächsthema.

Ich fragte Ihering, weshalb er den obigen Briefwechsel bis dahin so sorgsam verschlossen halte.

„Ich habe," erwiderte Ihering, „den Brief des Fürsten Bismarck absichtlich nicht veröffentlicht und eine darauf gerichtete Bitte des Redakteurs unserer Göttinger Zeitung abgeschlagen; es widerstrebt mir, aus einem Achtungsbeweise, den er mir erwiesen hat, Kapital zu schlagen. Aber wenn Sie glauben, denselben für Ihr Werk verwerten zu können, so stelle ich Ihnen eine Abschrift desselben natürlich mit größter Bereitwilligkeit zur Verfügung und werde sie Ihnen nach meiner Rückkunft nach Göttingen (Ende September) zukommen lassen. Ich könnte Ihnen noch etwas anderes zur Verfügung stellen, nämlich einen Bericht, den ich über die drei Stunden, die ich die Ehre hatte bei Gelegenheit des siebzigjährigen Geburtstages des Fürsten an seiner Tafel im engsten Kreise der Familie zuzubringen, seiner Zeit entworfen habe, damit er in meiner Familie als Andenken an meine Berührung mit dem Fürsten aufbewahrt werde. Gewiß würde der Aufsatz auch für ein größeres Publikum ein Interesse gehabt haben, aber auch ihn habe ich aus dem obigen Grunde nicht veröffentlicht."

Ein anderes Mal bemerkte Ihering: „Ich habe aus meiner Verehrung für den Fürsten Bismarck nie ein Hehl gemacht und würde mich freuen, wenn ich die Gelegenheit erhielte, mich einmal öffentlich ganz aus vollem Herzen über ihn auszusprechen. Aber ich müßte die Gelegenheit erhalten; selber mag ich sie mir nicht machen. Ich habe in meiner Berufsstellung keinen Anlaß, mich über den Fürsten auszusprechen, und ich würde eine Anmaßung darin erblicken, es zu thun. Mir ziemt die stille Bewunderung des Fürsten, die sich selber genug ist, und eben weil sie echt und wahr, scheue ich mich, ohne allen äußeren Anlaß über den Fürsten das Wort zu ergreifen; es käme mir vor, als wollte ich mich blähen und in seinem Glanze sonnen. Mir ist Bismarck ein Gegenstand des Kultus, den ich glauben würde zu profaniren, wenn ich mich mit demselben an die Oeffentlichkeit drängte. — Ich möchte den bekannten Vers hereinziehen: es ist keine Liebe so heiß, als von der niemand nicht weiß."

Und wieder ein anderes Mal bemerkte Ihering mir gegenüber: „Ich kann

nicht voraussetzen, daß Sie mich so weit kennen, um zu wissen, daß die Scheu, öffentlich Farbe zu bekennen, mir gänzlich fremd ist; ich habe bei jeder Gelegenheit in rückhaltlosester Weise meine Ueberzeugung ausgesprochen, obschon ich wußte, daß ich damit großen Anstoß erregen würde, und im letzten Jahre noch habe ich eine Schrift über den Besitzwillen publizirt, in der ich die herrschende formalistische Methode in unserer Jurisprudenz in schonungslosester Weise bekämpfte und dadurch alle, welche sich dadurch getroffen fühlten, in Harnisch gebracht habe. An Mut habe ich im Leben eher zu viel als zu wenig gehabt; persönlich wäre es mir besser bekommen, wenn ich mit ihm etwas mehr Vorsicht verbunden hätte. Aber eine Eigenschaft habe ich daneben auch stets bewahrt: ich habe mich nie selber ausgestellt, mir nie selber künstlich ein Relief zu geben gesucht, und diese Eigenschaft habe ich auch in Bezug auf die Beachtung behauptet, deren der Fürst mich gewürdigt hat; ich habe nichts davon in die Oeffentlichkeit gebracht, weder die Notiz, daß ich seiner Zeit von ihm persönlich empfangen wurde, noch das Glückwunschschreiben, das er aus Anlaß meines siebzigjährigen Geburtstags an mich richtete. Ich mag, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, mit dem Fürsten nicht krebsen; dazu steht er mir zu hoch, und das stimmt auch nicht zu meiner Natur. Was ich dazu thun kann, wird geschehen, daß mein Name bei meinen Lebzeiten nie mit dem seinigen in Verbindung gebracht wird — geschieht es nach meinem Tode, so werde ich gegen den Vorwurf der Eitelkeit geschützt sein."

Von den oben erwähnten Iheringschen Aufzeichnungen über seinen dreistündigen Aufenthalt im Bismarckschen Hause am 27. März 1885 ist nachstehendes Bruchstück veröffentlicht:[1])

Ich wurde am 27. März 1885[2]) vom Fürsten Bismarck in Berlin empfangen; ich war als Dekan der Juristen-Fakultät (von Göttingen) beauftragt, ihm anläßlich seines 70. Geburtstages unser Doktordiplom zu überreichen. Der Fürst lud mich zum Diner ein.

Ich erlaubte mir, Bismarck bei dieser Gelegenheit auf seine Studienzeit in Göttingen zu bringen und ihn nach seinen Lehrern zu fragen.

---

[1]) Durch den Schriftsteller Karl Emil Franzos in der Zeitschrift „Deutsche Dichtung", XIII. Bd. 2. Heft Oktober 1892, S. 47 ff. Franzos stand bereits seit dem Jahre 1881 mit Ihering in brieflichem Verkehr. Im Jahre 1886 lernte derselbe Ihering in Wien persönlich kennen, und bei dieser Gelegenheit gestattete er Franzos den teilweisen Abdruck jener Aufzeichnung. Franzos selbst schreibt darüber: „Er hatte sie für seine Freunde niedergeschrieben, an den Druck dachte er nicht. Als ich ihn fragte, ob er sie mir nicht als Beitrag für eine damals von mir herausgegebene Zeitschrift überlassen wolle, sagte er: ‚Nach meinem Tode sollen Sie drucken dürfen, was für weitere Kreise gehört.' Dann wollten wir erst in dreißig Jahren darüber verhandeln, erwiderte ich... Er aber ließ sich sofort das Manuskript reichen und bezeichnete die Stellen."

[2]) In dem Aufsatz von Franzos steht fälschlich der 25. März 1885. Auch im übrigen habe ich geglaubt, den Text so feststellen zu sollen, wie er meines Wissens unanfechtbar ist.

Von letzteren, sagte er, habe er wenig gehabt; sie hätten ihm kein Interesse für die Jurisprudenz abzugewinnen vermocht, nur der Historiker Heeren hätte ihn angeregt. Mit der Arbeit sei es in Göttingen nicht viel geworden, insbesondere seien die Ferien, die der Student damals noch auf der Universität zuzubringen pflegte, von ihm und seinen Bekannten fast nur dem Kartenspiel und Trinken gewidmet gewesen. Es sei ein arges Leben gewesen, das er dort — bekanntlich als Corpsbursche — geführt habe.

Mit den Pedellen scheint er in nähere Berührung gekommen zu sein als mit seinen Lehrern. Eines derselben erinnerte er sich noch sehr genau und nannte ihn mit Namen. Von seinen Lehrern nannte er nur Hugo und den Privatdozenten Valett, bei dem er Pandekten gehört hatte; die übrigen schienen ihm entfallen zu sein.

Mit Humor gedachte er noch des kalten Bades, das er nicht selten, wenn er des Nachts von der Kneipe in sein am Wall, neben der dort kanalisirten Leine gelegenes Haus zurückgekehrt sei, in der Leine, um sich abzukühlen, genommen hat. Dieses Haus steht noch jetzt und ist zur Erinnerung an Bismarck mit einer Marmortafel versehen. Es ist ein Gartenhaus, aus einem einzigen Zimmer bestehend; Bismarck war also der einzige Bewohner desselben und mußte den Hausthorschlüssel stets mit sich führen; kein Hauswirt beaufsichtigte sein Kommen und Gehen, er war völlig unabhängig.

Bei seiner Entfernung von Göttingen ward ihm eine Karzerstrafe zudiktirt, die er in Berlin, wohin er von dort ging, abzubüßen hatte. Bei dem großen Studentenkommers, der am Vorabend der Bismarckfeier stattfand, und an dem sich Deputationen von Studirenden aller deutschen Universitäten beteiligten, benützte der Rektor der Universität Berlin, Professor Dernburg, diesen Umstand in launiger Weise, um das Verhalten von Göttingen von einst und jetzt in ein grelles Licht zu setzen. „Damals," sagte er, „hat man Bismarck einen Haftbefehl nachgeschickt und jetzt sendet man ihm den Doctor juris."

Der Bericht Bismarcks über seine Berliner Studentenzeit berührte auch den berühmten Rechtsgelehrten, Herrn v. Savigny.

„Ich habe," sagte Bismarck, „ihn nur zweimal im Kolleg gesehen, aber oft im Hause." [1])

Bismarck kam dann auch auf die Eitelkeit des Gelehrten zu sprechen und bediente sich hierbei eines ungemein drastischen Ausdrucks.

Die Ueberreichung des Diploms fand nach Tisch beim Kaffee statt. Ich erbat mir die Erlaubnis, die Bismarck betreffenden Stellen vorzulesen. Als ich geendet hatte, sagte er lächelnd:

„Da sehe ich einmal, was ich für 'n Mann bin."

---

[1]) Graf Beust erzählt in seinem Memoirenwerke „Aus drei Vierteljahrhunderten", Bd. I, S. 50, er habe Bismarck zum erstenmal im Hause des Herrn Savigny kennen gelernt.

Als ich mich verabschiedete, nahm er noch einmal auf die ihm verliehene neue Würde Bezug, indem er scherzhaft zu mir sagte:

„Ich kann Sie ja fortan als Herr Kollege begrüßen!“

Worauf ich erwiderte: „Ich bedaure nur, daß dies nicht auch meinerseits geschehen kann.“

Wenige Tage darauf nahm er Veranlassung, öffentlich der neuen Würde zu gedenken. Es geschah bei Gelegenheit des 60. Doktorjubiläums Rankes, dem er als dem Altmeister der Gelehrtenzunft als „neukreirter Göttinger Doktor“ seine Gratulation abstattete. Später folgte auch ein spezielles Dankschreiben an unsere Fakultät.

Die niederträchtigen Hetzereien in der Presse gegen Bismarck nach seiner Entlassung erfüllten Jhering „mit tiefster Betrübnis und äußerstem Ingrimm“.

Zur Illustrirung der Bemerkung Jherings, daß es ihm an Mut im Leben nicht gefehlt habe, und daß er an seinen Grundsätzen auch dann festhielt, wenn er dabei persönlichen Nachteil erleiden konnte, teile ich aus den mir von ihm gemachten Mitteilungen noch nachstehenden charakteristischen Zug mit. Die Corps in Göttingen grollten Jhering, weil er nie ein Hehl daraus gemacht hatte, wie er über sie dachte. „Wie könnte auch,“ so teilte er mir mit, „ein Lehrer anders als seine Mißbilligung darüber aussprechen, daß sie den Zweck des akademischen Studiums gänzlich außer acht setzen? Es giebt unter ihnen manche, die im ganzen Semester auch nicht ein einziges Mal die Vorlesung besuchen. Und dabei der Uebermut, so zum Beispiel im Theater, wo sie die Vorstellung durch Rufe unterbrechen. Einmal, wo dies in meiner Gegenwart im Theater geschah, habe ich die anwesende Polizei requirirt und die Unruhestifter ausweisen lassen. Daher der Haß der Corps auf mich. Die Folge davon ist, daß sie bei mir keine Vorlesungen mehr annehmen, worunter sie, wie ich denke, mehr leiden als ich, denn mir liegt sehr wenig daran, ob einige Leute und noch dazu solche, welche die Vorlesungen kaum je oder nur ab und zu besuchen, sie annehmen oder nicht. Eine andere Folge scheint mir die zu sein, daß alle Mitglieder von Corps, die ich auf Grund der Empfehlungen, welche sie mir brachten, einzuladen genötigt war — denn sonst thue ich es nicht —, die Einladungen entweder ablehnten oder späterhin ein Hindernis vorschützten.“

Auf meine Bitte, mir doch einige Notizen über Bismarcks Studentenjahre in Göttingen zu geben, teilte mir Professor Jhering die Nr. 1481 der „Göttinger Freien Presse“ vom 2. August 1887 mit, worin sich der nachfolgende Aufsatz findet:[1])

[1]) Die Schwierigkeit, sich diese Nummer zu verschaffen, rechtfertigt wohl den Abdruck des Artikels.

Otto v. Bismarck wollte in Bonn oder Heidelberg studiren, die Eltern aber entschieden sich auf Anraten eines geschätzten Verwandten, des Geheimen Finanzrats Karl, für Göttingen. Ein anderer Freund des elterlichen Hauses hatte ihn an Professor Hausmann in Göttingen warm empfohlen; bei ihm sollte er Mineralogie hören. „Man dachte wohl an Leopold v. Buch und stellte es sich schön vor, wie er durch die Welt zu gehen und mit dem Hammer Steine vom Felsen abzuschlagen; es kam aber anders," erzählte Bismarck 30 Jahre später.

Zu Ostern 1832 bezog der junge Student Otto v. Bismarck die Universität Göttingen. Schon auf der Reise dahin hatte er lustige Kommilitonen, junge Mecklenburger, als Reisegefährten gefunden, die ihn an dem Tage, da er in der „Goldenen Krone" in Göttingen einkehrte, zu einem großen Schmause einluden. Da wurde eine Flasche nach der anderen geleert und im Feuer der Unterhaltung auch einmal eine Flasche zum Fenster hinaus auf die Weenderstraße geworfen. Schon am nächsten Morgen, also kaum zwei Tage nach seiner Anwesenheit in Göttingen, wurde der dominus de Bismarck auf das Universitätsgericht citirt. Von dem damaligen Verhör vor dem Universitätsrichter erzählt einer der Biographen Bismarcks mancherlei, was aber in das Gebiet der Uebertreibungen zu verweisen sein möchte. So berichtet derselbe, daß Bismarck im flatternden, bunten Schlafrock, in weißer Lederhose und hohen Kanonenstiefeln, die Studentenmütze auf dem Haupt, die lange, bunt betroddelte Pfeife in der Hand, von seiner mächtigen englischen Bulldogge begleitet, vor den Universitätsrichter getreten sei. Bei der Rückkehr vom Verhör sei er auf einen Trupp Studenten gestoßen, die ihn wegen dieses Aufzuges auslachten. Das habe zum Duell geführt. Diesem ersten Duell folgten in den nächsten drei Semestern zu Göttingen noch 28 Mensuren. Mit Recht bemerkt sein Biograph, daß sich ein langer Faden von Blut und Eisen schon durch seine Burschenzeit ziehe.

Ein einziges Mal wurde Bismarck durch die wahrscheinlich schlecht eingeschraubte und deshalb abspringende Klinge seines Gegners verwundet, die Narbe ist noch im Antlitz des Kanzlers zu sehen. Sein Gegner war der spätere Reichstagsabgeordnete Buddenweg aus Hannover. Der Name Bismarcks aber war in ganz Göttingen von einem Thor zum andern: „Achilleus, der Unverwundbare".

Auch die politischen Zeitfragen wurden oft auf das Feld der Waffen übertragen. Schon in Göttingen traf Bismarck mit manchem auf der Mensur zusammen, mit dem er sich später noch oft auf der Tribüne in ernsterem Kampfe messen sollte. Den ersten Waffengang für Deutschlands Ehre machte er auf dem Fechtboden in Göttingen, und schon durch die Spiele der Jugend zieht ein Ahnen von der künftigen Bedeutung des Mannes.

„Deutschland wird einig werden," sagte er einmal bei einem fröhlichen

Kommers in der Corpskneipe zum „Deutschen Hause“. „In 20 Jahren ist Deutschland einig, ich biete 25 Flaschen Sekt zur Wette!“ Die Wette wird mit einem Amerikaner kontrahirt, aber nicht getrunken. Während des Krieges von 1870 erinnerte sich Bismarck dieser Wette und erzählte dieselbe seiner Tischgesellschaft: „Wir wetteten 25 Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewonnen. Wer verlor, der sollte über das Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot, er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — coffin, Sarg. Das merkwürdigste dabei aber ist, daß ich damals (1833) schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, was jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte.“

Ein anderes Mal zeichnete sich Bismarck durch einen Witz aus, der die Runde durch alle Studentenkreise machte und seither in Göttingen wohl noch verschiedene hundert Male nachgemacht worden ist. Der stolze Junker hatte zur Abwechslung wieder einmal einem Studenten „einen dummen Jungen aufgebrummt“. Als dieser seinen Sekundanten zu ihm schickte, ließ ihm Junker Otto sagen: „Mit dem dummen Jungen habe ich ihn nicht beleidigen wollen, sondern bloß meine Ueberzeugung auszusprechen beabsichtigt.“

Es ist begreiflich, daß der Ruf von „Achilleus dem Unverwundbaren“ aus Göttingen von Füchsen und alten Burschen weit über alle Universitäten getragen wurde. Einmal erhielt er von den Jenenser Studenten die Aufforderung zu einer Gastfahrt, und so sehen wir ihn mit seinem Kommilitonen „Lux“, jubelnd begrüßt von der „Thuringia“, eines Tags feierlichen Einzug in der Musenstadt Jena halten; da werden nun die blutigsten Paukereien, die tollsten Kommerse, die kühnsten Schnurren tagelang ausgeführt, bis eines aschgrauen Katermorgens die halb geöffneten Augen des Junkers Otto v. Bismarck auf das wohlbekannte, steifleinene Antlitz des Göttinger Pedells Kahle fallen, welcher im Namen des akademischen Senats die Reise von Göttingen nach Jena gemacht hat, um die beiden Studiosen aufzufordern, „binnen zwei Stunden das Weichbild von Jena in Begleitung der abgesandten Pedelle und Unterpedelle zu verlassen, alldieweil sich herausgestellt, daß sie die Jenenser akademische Jugend zu allerlei Unfug verführen“.

Mit Blitzesschnelle hat sich die Nachricht in Jena verbreitet, rasch das ganze Corps „Thuringia“ mobil gemacht, ein langbeiniger Galawagen hält vor der Wohnung der gemaßregelten Göttinger, und unter dem Jubelruf: Vivat libertas academica! unter dem Corpsgesange aus Hunderten von Kehlen Gaudeamus igitur und mit dem Motto: Ergo bibamus! geht es hinaus in die Weite.

Ein kaltes Fieber, das er sich auf einer Bierreise zugezogen, machte der

Göttinger Burschenherrlichkeit ein rasches Ende. Der Arzt hatte ihm Chinin verordnet, er aber zog die Sendung aus der Heimat vor, welche die vorsorgliche Mutter für ihren studirenden Sohn eben geschickt hatte, es war Schlackwurst und pommersche Gänsebrüste. Als am andern Morgen der Arzt bei ihm eintrat, lachte ihn Bismarck vergnügt an:

„Gott sei Dank, das Fieber ist heute zum erstenmal ausgeblieben."

„Sehen Sie, ein vortreffliches Mittel, das Chinin."

„O nein, das Chinin ist diesmal unschuldig, aber zwei Pfund Schlackwurst haben das gemacht. Ist Ihnen vielleicht etwas von der Spickgans gefällig?" — Wie ein Traum flogen die Semester vorüber, in welchen Bismarcks Schläger „scharf und schneidig" auf manche glatte Wange ein Stammbuchblatt geschrieben hat, aber aus dem Most, der am stärksten gärt, geht nach dem alten Dichterwort bekanntlich doch der beste Wein hervor. Das fröhliche Studentenleben ist stets die würdigste Vorbereitung für ein späteres gedeihliches Wirken im öffentlichen Leben geblieben. Sobald von der Ferne das Gespenst des Examens winkt, fällt die alte Burschenherrlichkeit in sich zusammen und es bleibt nur der schöne Traum der Jugend, der Liebe, der Freundschaft und eines rasch verwehten Lebensglücks.

Gern gedachte der große Kanzler der fröhlichen Stunden, die ihn zurückführten in das Reich der Jugendideale des fröhlichen und ungebundenen Studentenlebens. Eine besondere Sympathie verknüpfte ihn, den Ehrendoktor der Georgia Augusta, stets mit den Tagen der Jugend, mit dem Genusse der Studentenzeit und mit der alten Universitätsstadt.

Fürst Bismarck und Herr v. Massow.

Fürst Bismarck und Herr v. Massow.

Mitte September 1890 begegnete Fürst Bismarck dem langjährigen konservativen Reichstagsabgeordneten v. Massow auf dem Bahnhof Hammermühle, der nächsten Eisenbahnstation von Varzin.

Nach kurzer Unterhaltung sagte der Fürst: „Herr v. Massow, laden Sie mich doch mal zum Essen ein. Welchen Tag soll ich kommen?"

Massow erwiderte: „Durchlaucht, jeder Tag, an dem Sie in Rohr [1]) erscheinen, ist für mein Haus ein großer Fest- und Ehrentag."

Es wurde darauf der 24. September für den Besuch verabredet, an welchem Tage der Fürst mittags 1 Uhr in Begleitung des Geheimrats Lothar Bucher in Rohr erschien. Das Dorf und das herrschaftliche Haus waren zum Empfang festlich geschmückt. Die Herren nahmen an dem Mahl in der Familie des Hausherrn teil, zu dem noch der Landrat des Kreises (spätere Geheimrat und Hilfsarbeiter in der Reichskanzlei) Günther und Oberst v. Arnim-Wilhelmsthal geladen waren.

Die große Liebenswürdigkeit des Fürsten Bismarck gerade bei solchen Gelegenheiten ist allgemein bekannt und äußerte sich hier in Rohr in der allergütigsten Weise. Natürlich fehlte beim Kaffee die lange Pfeife des Fürsten nicht, und er legte dieselbe erst aus der Hand, als ein Spaziergang durch den Schloßgarten angetreten wurde. Um 7 Uhr kehrte Fürst Bismarck nach Varzin zurück, nachdem er und Geheimrat Bucher ihre Namen in das Fremdenbuch des Hauses Rohr eingetragen hatten.

Rohr ist von Varzin aus in zwei Stunden zu erreichen, Fürst Bismarck mußte also vier Stunden im Wagen sitzen, um der Familie v. Massow die Ehre seines Besuches zu erweisen; wahrlich eine große körperliche Anstrengung in seinem Alter, die seinen Besuch in Rohr für die Familie um so wertvoller macht.

---

[1]) Der Stammsitz des Abgeordneten v. Massow. v. Massow, Adolf, Rittergutsbesitzer, geb. am 27. August 1837 zu Berlin; evangelisch. 1857 Offizier im Zieten-Husaren-Regiment, später im Garde-Kürassier-Regiment bis zum Major. Mitglied des Reichstags von 1881 bis 1898, des preußischen Abgeordnetenhauses von 1879 bis 1882.

Am 4. Mai 1891 war Massow in Friedrichsruh der Gast des Fürsten. Tags darauf fuhr Fürst Bismarck mit seiner Familie nach Hamburg, um den großen Lloyddampfer zu besichtigen, welcher seinen Namen trägt. Herr v. Massow begleitete den Fürsten auf dieser Reise und wurde in Hamburg dem den Fürsten empfangenden Komitee als sein „Freund und Nachbar aus Pommern" vorgestellt.

Ueber den enthusiastischen Empfang in Hamburg, die hochinteressante Fahrt nach dem Schiff u. s. w. haben seiner Zeit die Hamburger Blätter eingehend berichtet.

Wenn der Abgeordnete v. Massow in Berlin zum Fürsten geladen war, besprach derselbe eingehend die Verhandlungen des Reichstags mit ihm; da er aber nicht zum Vorstande der konservativen Partei gehörte, hatte er kein offizielles Mandat, die Wünsche und Ansichten des Kanzlers in der Fraktion zum Ausdruck zu bringen. Um so eher konnte er in vertraulichen persönlichen Besprechungen an maßgebender Stelle in der Partei andeuten, was ihm bekannt geworden, und war somit in der Lage, im stillen das zu fördern, worüber sich der Fürst ihm gegenüber geäußert hatte. Massow war einer der letzten Gäste in Friedrichsruh vor der letzten schweren Erkrankung Bismarcks.

Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab.

Der Staatssekretär, Staatsminister Graf Herbert Bismarck.

Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab.

Der Staatssekretär, Staatsminister Graf Herbert Bismarck.

I. Aus der Jugendzeit.

Graf Herbert ist als das zweite Kind und der erste Sohn des Fürsten Bismarck am 28. Dezember 1849 zu Berlin geboren. Die Geburtsanzeige ließ sein Vater in die „Kreuzzeitung" (Nr. 303 vom 30. Dezember 1849) in folgender Fassung einrücken:

Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner lieben Frau Johanna, geb. v. Puttkamer, von einem gesunden Sohn zeige ich ergebenst an.

Berlin, den 29. Dezember 1849.

v. Bismarck-Schönhausen.

Wegen der Taufe richtete der Vater das nachstehende Schreiben an den Prediger Goßner in Berlin:

Berlin, den 11. Februar 1850.

Ew. Hochehrwürden!

Obschon ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu sein, so gründe ich doch auf den Umstand, daß wir manche gemeinsame Freunde haben, meine Hoffnung, daß Sie es nicht ablehnen wollen, meinen erstgeborenen Sohn zu taufen, und erlaube ich mir die gehorsamste Anfrage, ob Ew. Hochehrwürden Zeit es gestattet, übermorgen, Mittwoch den 13. c., um 11 $^1/_2$ Uhr morgens diese heilige Handlung hier in meiner Wohnung, Dorotheenstraße 37, 1 Treppe, zu vollziehen, und Sie mir zu dem Behuf die Ehre erzeigen wollen, mich zu besuchen. Im Fall Ihrer Einwilligung bitte ich Sie zugleich, auf morgen Nachmittag oder abends eine Stunde bestimmen zu wollen, wo ich das Nähere persönlich in Ihrem Hause mit Ihnen verabreden kann.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochehrwürden ergebenster
v. Bismarck-Schönhausen.

Der Taufakt erfolgte alsdann am 13. Februar in der Wohnung Bismarcks, Dorotheenstraße 37. Weil es Goßner schon schwer wurde, die liturgischen Formulare dabei zu verlesen, so übernahm dies der Präsident v. Gerlach, der außer dem Landrat v. Kleist-Retzow ebenfalls Pate war, und infolge dessen wurde scherzhaft behauptet, Herbert sei von Gerlach getauft worden.

Herbert verlebte seine ersten Kinderjahre teils in Berlin, teils auf dem Lande, von 1851—1859 in Frankfurt a. M., wo sein Vater Bundestagsgesandter war, und die drei folgenden Jahre in Petersburg, wohin Bismarck als Gesandter von Frankfurt versetzt wurde. Hier, in der Hauptstadt Rußlands, ließ Bismarck sich die Erziehung und den Unterricht seiner Söhne Herbert und Wilhelm lebhaft angelegen sein.

Alle Sonnabende prüfte der Vater die Hefte der Söhne, die sich damals im Alter von 10 und 8 Jahren befanden. Im April 1866 bezogen beide Söhne Bismarcks das Friedrich-Werdersche Gymnasium in Berlin, dessen Direktor Bonnell war. [1])

Bonnell erzählt: „Im Winter 1867 auf 1868 (25. Januar) [2]) fand, wie alljährlich, die musikalisch-dramatische Abendunterhaltung in der Aula unseres Gymnasiums statt, bei welcher die beiden Söhne des Bundeskanzlers, Herbert und Wilhelm, mitwirkten. Die Familie Bismarck hatte die Einladung der Festordner angenommen, und obgleich an demselben Abend der erste Subskriptionsball im Opernhause war, so sah doch die gräfliche Familie fast von Anfang an bis gegen 10 Uhr auf das freundlichste dem jugendlichen Spiel zu. Der Graf saß neben mir, so treuherzig, als wäre er noch ein Schüler, Beifall spendend, wo es eine Leistung nur irgend verdiente, an dem Spiel seiner Söhne nach Väterart sich gaudirend und wie ein wohlwollender Freund, nicht wie der erste Mann seiner Zeit, die harmlose Freude der Spieler und Zuschauer teilend. Bei seinem ersten Erscheinen hatte er mich gleich nach meiner Frau, seiner alten Pflegerin, gefragt und machte ihr nach der freundlichsten Begrüßung das Kompliment, daß sie noch so jung wie sonst aussehe; er ließ sich auch meine jüngere Tochter vorstellen, die zu der Zeit, als Otto v. Bismarck in meinem Hause wohnte, noch nicht geboren war. Nach dem Schluß ging Bismarck auf den Subskriptionsball und erzählte mit großer Heiterkeit dem König, wo er gewesen sei. Einige Tage darauf lud er die beiden ältesten Festordner zu Tisch, brachte mir ein ‚Hoch‘ aus und beauftragte diese, es mir zu erzählen.“

„Am 3. März 1869“ — fährt Bonnell fort — „bestanden die beiden Grafen Herbert und Wilhelm ihre Abiturientenprüfung glänzend. [3]) Die Mutter

---

[1]) Am 31. März 1865 erfolgte die Konfirmation Herberts durch Pastor Souchon.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

[3]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

schickte voller Spannung mittags einen Diener an mich, um sich nach dem Gang der Prüfung zu erkundigen; ich konnte ihr schon um diese Zeit die günstigsten Nachrichten über den Ausfall in der Religion, dem Lateinischen und der Mathematik geben. Am glanzvollsten zeigte sich aber Herbert am Nachmittag in der Geschichte. Zum Dank für die erfreuliche Vollendung der Schulbildung seiner Söhne lud der Bundeskanzler am 9. März die Prüfungskommission des Gymnasiums und den im vorigen Jahr ausgeschiedenen Professor Bertram zu Tisch. Außerdem waren noch der Konsistorialrat Souchon, welcher beide Söhne konfirmirt hat, und Pastor Braune aus Straußberg eingeladen worden, letzterer derselbe, welcher in Petersburg als Hauslehrer den Unterricht der Knaben leitete. Mein Platz bei Tische war wieder zwischen den Eltern. Die Unterhaltung bewegte sich ungezwungen wie gewöhnlich, da erhob sich der Kanzler mit dem Glas und sprach etwa folgendes: ‚Vor 38 Jahren um dieselbe Zeit habe ich das Abiturientenexamen bestanden, und zwar vor demselben und unter Leitung desselben Mannes, der jetzt meine beiden Söhne zu gleichen Zielen geleitet hat. Ich weiß, was ich ihm verdanke. Mögen auch meine Söhne ihm ein dankbares Andenken bewahren. Indem ich Sie, verehrte Anwesende, auffordere, auf das Wohl meines alten, lieben Lehrers, des Direktors Bonnell, anzustoßen, verbinde ich damit zugleich den Dank an die übrigen Lehrer meiner Söhne.‘ — In meiner Erwiderung konnte ich nicht unterlassen, hervorzuheben, wie viel zur Erreichung des Zieles für die Söhne des Bundeskanzlers die Mutter mitgewirkt habe. Die richtige Pflege, die sie im elterlichen Hause erhalten, und die ihnen unter den mannigfachsten Eindrücken und Zerstreuungen doch den unbefangenen Sinn und die strengste Pünktlichkeit im Eintreffen nach jeder Ferienzeit bewahrt hätte. Unter der vielfachen welthistorischen Thätigkeit des Vaters sei das einflußreiche Wirken der Mutter dabei unverkennbar gewesen.“

Die Mutter dankte für diese Worte, wies aber alles Verdienst bei der Kindererziehung dem Manne zu, der das pünktliche Eintreffen nach den Ferien sich allerdings zuschrieb, indem er seine Kinder militärisch gewöhnt habe. Die Söhne kamen nach meinem Toast auf das hohe Haus des Bundeskanzlers an mich heran, um mit mir anzustoßen, was der muntere Wilhelm mit den horazischen Worten that: ‚Fortes creantur fortibus‘ (die Starken werden durch Starke erzeugt), worauf ich hinzufügte: ‚Doctrina sed vim promovet insitem‘ (aber Gelehrsamkeit fördert die angeborene Kraft). Hierauf äußerte der Vater: „Mit der Doctrina wird es bei dem Wilhelm mal nicht viel werden, obgleich ich wünschte, daß er studirte; wenigstens sollen beide ein Jahr die Universität besuchen, und dann können sie sehen, was sie aus sich machen.“

Im Frühjahr 1869 begab sich Herbert nach Bonn zum Beginn seines juristischen Studiums.

Am 4. Dezember 1869 morgens begegnete Bismarck L. Bucher im Park von Varzin; der Geheime Rat sah sofort am Gesicht des Kanzlers, daß irgend

etwas geschehen war. Auf seine Frage, ob der Graf eine unangenehme Nachricht erhalten habe, blieb dieser sofort stehen und fragte: „Woher schließen Sie das?“ Als Bucher sagte, daß er das aus dem Gesichtsausdruck schließen zu dürfen glaubte, antwortete der Kanzler: „Da sehe ich, daß ich noch lange kein Diplomat bin, denn sonst müßte ich mein Gesicht mehr in der Gewalt haben.“ Er hatte gerade die Nachricht von der ernsten Erkrankung seines ältesten Sohnes bekommen, welcher in Bonn von der Kopfrose, der Folge ärztlicher Behandlung nach einer Mensur, befallen war. Der Graf fuhr nach Berlin, um seinem kranken Sohn näher zu sein, er selbst konnte aber dringender Geschäfte wegen nicht mit nach Bonn reisen, sondern mußte seine Frau allein fahren lassen. Sie hat damals am Krankenbett ihres Sohnes bange Stunden durchgemacht! In einer Nacht war das Eis ausgegangen, sie hatte die alleinige Nachtwache übernommen und mußte auf den ihr ganz unbekannten Hof gehen und Wasser pumpen, da im Hause alles fest schlief. Am 23. Dezember 1869 folgte auch der Bundeskanzler nach Bonn nach, woselbst er im Kreise der Seinen das Weihnachtsfest verlebte.

Graf Herbert, im Winter von den Bonner Husaren, bei denen er sein Jahr abgedient hatte, nach Berlin versetzt, machte ebenso wie sein Bruder Wilhelm den Krieg gegen Frankreich im 1. Garde-Dragonerregiment mit, und zwar zunächst als Portepeefähnrich, zu welcher Charge er am 9. Juni 1870 befördert worden war.

Ueber die Verwundung des Grafen Herbert in der Schlacht von Mars-la-Tour und die ferneren Erlebnisse desselben im Kriege mit Frankreich giebt dessen „Kriegstagebuch“ [1]) folgende Aufschlüsse:

16. August 1870. Schon um 4 Uhr wurde zum Satteln geblasen. Wir ritten bei Sonnenaufgang durch Thiaucourt, und die Kirchenuhr schlug fünf, als wir es verließen. Wir waren als die ersten unterwegs, denn in den großen Infanteriebivouaks wurde es erst bei unserem Vorbeiritt lebendig. Die Stimmung war eine ernste, und das alte Soldatenlied „Morgenrot“ wurde wiederholt mit vielem Gefühl angestimmt. Nach etwa dreistündigem Marsch wurde Kanonendonner vernehmbar, und unser Regiment ritt nunmehr von St. Hilaire, wo wir ursprünglich hatten bivouakiren sollen, in der Richtung auf den Kanonendonner zu. Es war ein wolkenloser, heißer Tag, und die Sonne machte sich mit jeder Stunde für Mann und Pferd mehr fühlbar. Bald begegneten uns Verwundete. Wir hörten das Platzen von Granaten und sahen ihre kleinen Wölkchen gegen den blauen Himmel. Etwa um 12½ Uhr mittags gelangten wir nach längeren Trableistungen auf das Schlachtfeld unweit des Dorfes Mars-la-Tour. Unser Regiment wurde links der großen Chaussee

---

[1]) Entnommen der Schrift von Dr. Georg Schmidt: Schönhausen und die Familie Bismarck, Berlin 1897. E. S. Mittlers Verlag.

in Zugkolonnen formirt und schickte Flankeurs gegen einen vorliegenden größeren Wald vor, über welchem sich deutlich vier kompakte Staubwolken abhoben. Wir glaubten, daß sie von den Schwadronen eines französischen Kavallerieregiments herrührten, und hofften, daß es sich durch unsere Flankeurs aus dem Walde herauslocken lassen und uns Gelegenheit zu einer Attacke geben würde. Da die Flankeurs zu weit vom Walde ab blieben, um zu erkennen, ob auch Infanterie darin stecke, erbot sich der Adjutant Dachröden, eine Rekognoszirung auf eigene Hand vorzunehmen. Wir sahen diesen sehr beliebten Offizier mit lebhaftem Interesse auf seiner schönen Vollblutstute in vollster Carrière gegen den Wald los und ziemlich nahe an der Lisière entlang reiten, ebenso die auf ihn abgegebenen Schüsse, die alle fehl gingen, weil die Franzosen bei der Schnelligkeit seines Pferdes sämtlich hintenwegschossen. Er hatte von Infanterie nichts gesehen. Mittlerweile hatte französische Artillerie auf den vor uns liegenden Höhen unser Vorrücken bemerkt und beschoß uns so heftig mit Granaten, daß unser Regiment, da die feindliche Kavallerie aus dem Walde nicht herauskam, zurückging. Später hat es sich als ein Glück erwiesen, daß wir mit jener Kavallerie nicht handgemein wurden, denn die großen Staubwolken rührten von vier Regimentern französischer Kavallerie her, die unser eines Regiment vollkommen in die Pfanne gehauen haben würden. [1])

Bei dem Zurückgehen unseres Regiments war die begleitende Granaten- und Shrapnellmusik doppelt unangenehm, denn alle Mannschaften sind durch solches Getöse mehr beeinflußt, wenn es zurück als wenn es vorwärts geht. Dazu kam, daß das Pferd meines Vetters Philipp durch einen Granatschuß erschlagen wurde. Er führte den zweiten Zug vor mir, und wir sahen ihn wie tot unter seinem Pferde liegen. Er war aber nur momentan betäubt, hat sich bald darauf mit Hilfe des 2. Gardedragoners Grafen Lehndorff unter Verlust eines Absatzes und Sporns unter dem toten Pferde herausgearbeitet und erschien zu Fuß in der Terrainfalte, in welcher wir einige Zeit abgesessen verblieben.

Bald nach 3 Uhr sahen wir die Spitzen der 19. Division, die wir früh gegen 5 Uhr verlassen hatten, erscheinen und, gleich nachdem ihre Artillerie

[1]) Nach Jahren erzählte mir Prinz Friedrich Karl bei einer Abendtafel, über welcher ein großes Bild der Kapitulation von Metz hing, es sei bei Gelegenheit des letztgenannten Ereignisses von verschiedenen Momenten der Schlacht bei Mars-la-Tour die Rede gewesen, und Bazaine hätte auf die Frage, weshalb seine starke Kavallerie nicht die auf unserem linken Flügel befindlichen fünf Dragonerschwadronen zurückgeworfen, erwidert, daß man eine Falle vermutet hätte, denn durch Ferngläser seien in einer Schlucht hinter den Dragonern Helmspitzen erkennbar gewesen. Man hätte nun geglaubt, daß dort Infanterie verborgen lag, und daß bei einer Attacke die Dragoner rechts und links abschwenken und die französische Kavallerie dem Feuer der Infanterie preisgeben würden. Prinz Friedrich Karl war sehr amüsirt über meine Erklärung, daß jene Helmspitzen einem Zuge unseres Regiments angehörten, welcher dort mit der Standarte zurückgelassen war, als wir zur Aktion zu kommen vermeinten.

eingegriffen hatte, zum Angriff formirt werden. Es war ein erhebender Anblick, wie diese Truppen nach einem Marsch von zehn Stunden in glühender Augusthitze bereitwillig in begeistertem Laufschritt sofort den Angriff aufnahmen, in dichten Kolonnen formirt, in denen der Tod mittelst des mörderischen Chassepot reiche Ernte hielt. Es war dem 16. Regiment die harte Aufgabe zugemutet worden, in ungedecktem Angriff Höhen zu nehmen, die von einer zahlreicheren und besser bewaffneten Infanterie besetzt waren. Nach kaum einer Stunde sahen wir die Trümmer des braven Regiments langsam zurückkommen.

Wir hatten nach mehrfachem Wechsel unserer Aufstellung schließlich die Sicherung der Corpsartillerie auf zwei Seiten von Mars-la-Tour nacheinander übernommen. Als wir südlich um das Dorf herumritten, kreuzten wir uns mit den 13. Ulanen, die auf den linken Flügel zur großen Kavallerieattacke herangezogen wurden.

Wir blieben kurze Zeit an dem brennenden Dorfe Mars-la-Tour halten, und unsere Leute hatten keine Vorstellung von dem Ernst und der Schwierigkeit der Situation. Auch ich wußte nicht, wie bedenklich die Schlacht nach Ablauf der fünften Nachmittagsstunde stand. Wir fühlten, über zwölf Stunden im Sattel — nichts zu essen und zu trinken, als was man zufällig bei sich hatte, auf ermatteten, seit Tagesanbruch nicht einmal getränkten Pferden —, wohl einige Ermüdung, waren aber doch zu gespannt auf den Ausgang des Tages, um uns ihr hinzugeben. Während wir so aufmerksam auf jedes Wort lauschten, das etwa von den Offizieren zu erhaschen war, kam der Brigadeadjutant Schulenburg vorbeigaloppirt und rief meinem Rittmeister Grafen Westarp zu: „Sie ziehen ab!" Den Dragonern, denen ich diese Worte wiederholte, glaubte ich sie dahin interpretiren zu können, daß der Feind abzöge und wir zur Verfolgung beordert wären. Als unmittelbar darauf unsere eigene Artillerie vorbeizog, ahnte ich nicht, daß jenes Wort sich auf sie bezogen hatte. Diese Artillerie, welche lange mutig ausgehalten, hatte sich fast verschossen und war von der feindlichen Infanterie so scharf beschossen worden, daß sie zurückgehen mußte. Es war der bedenklichste Moment des Tages, denn es handelte sich um eine Lücke in unserer Schlachtordnung, welche mit Pferde- und Menschenleibern ausgefüllt werden mußte, um die feindliche Besitznahme von Mars-la-Tour aufzuhalten. Der Befehl zur Attacke auf die vorrückende feindliche Infanterie vom 13. und 43. französischen Regiment war gegeben. Wir trabten über die Chaussee, über Hecken und Gräben, hatten uns durch Zäune zu drängen und kamen dabei bald in rasche Gangart. Erst als das Signal „Galopp" geblasen und das Feuer der durch unser brüskes Hervorbrechen bestürzten Rothosen auf uns eröffnet wurde, war es klar, um was es sich handelte. Das kurze helle Signal „Front" haben viele nicht mehr gehört im donnernden Lärm des Galopps vieler Pferdehufe auf dem steinharten Lehm-

boden, und das letzte Signal „Marsch, Marsch!", nach dessen höchster schriller Note eine Granate den Stabstrompeter vom Pferde riß, haben bei dem durch Schießen und Hurraschreien vermehrten Getöse wohl nur wenige vernommen. Es waren etwa 800 Schritt, die wir mit unseren müden Pferden im feindlichen Feuer zu reiten hatten, dessen Projektile wie zwitschernde Erbsen zwischen uns durch und über uns hinwegsausten. Solche Momente höchster Anspannung kann man sich später sekundenweis schwer wieder vergegenwärtigen. Ich entsinne mich nur der Wahrnehmung, daß unsere Reihen lichter wurden, und des sich mit jeder Sekunde steigernden Eindruckes der Verwunderung, daß ich noch immer ungetroffen einhergaloppirte; denn die Aussicht an ein Lebendigherauskommen aus diesem Schnellfeuer zahlreicher Infanterie hatte ich seit dem Signal „Galopp" aufgegeben. Daß nicht mehr von uns liegen blieben, schreibe ich dem schlechten Schießen und der schlechten Feuerdisziplin der Franzosen zu. Die Thatsache allein, daß sie, um schneller zu laden, aus dem Hüftabschlag abdrückten, bedingte „zu hoch" und somit Vorbeischießen.

Meine Brille war beschlagen. Ich sah nach vorn nicht mehr klar, nur unter meinem laufenden Pferde „Pascha" gelegentlich französische Infanteristen liegen, nach denen ich instinktiv stach, da hörte ich neben mir rufen: „Appell geblasen, linksum kehrt." Ich sah mich um. Hart neben mir galoppirte ein leeres Offizierpferd. Die Mannschaften, welche noch im Sattel saßen, hatten gewendet oder waren im Begriff, es zu thun. Stolbergs Gesicht mit stark blutendem Kinn, der laut rief: „Wo ist der dritte Zug?" (er gehörte zur 5. Schwadron), ist mir noch erinnerlich, vor allem aber das Sausen und Einschlagen von Granaten. In diesem Augenblick fühlte ich einen Feuerstrahl durch meinen Oberschenkel fahren und einen gewaltig schmerzenden Schlag, wie von einer schweren eisernen Stange. Instinktiv stach ich nach unten, fing aber gleich an, vor Schmerz im Sattel zu wanken, und steckte deshalb den Säbel ein, um mich mit der Rechten an der Mähne halten zu können. Mein Pferd wendete, aus Galopp wurde bald Trab, aber auch diese Gangart war so schmerzhaft für mich, daß ich zum Schritt parirte und mich lieber der Möglichkeit einer weiteren Kugel als den Qualen des Trabreitens aussetzte. (Eine Kugel hatte mir vorher die Uhr zerschlagen, eine andere durchlöcherte meinen Rockschoß.) Endlich fand ich einen unverwundeten Dragoner, dessen Pferd lahmte. Das meinige hatte drei Kugeln und lahmte auch, so daß ich sein Hinken und Zackeln kaum ertragen konnte. Jener Dragoner hielt mich auf dem Pferde. Ich fragte nach Bill. Den hatte er kopfüber mit dem Pferde stürzen sehen, als sei er in den Kopf geschossen, so daß ich durch diese Mitteilung doppelt unglücklich wurde. Der Dragoner wollte Hilfe und Verbandplatz suchen. Da kam Schulenburg an mir vorbei. Diesen fragte ich nach Verbandplatz oder Doktor. Er versprach, sich danach umzusehen. Unmittelbar darauf wurde ich Auerswalds ansichtig, schwer verwundet und gebrochen zu

Pferde. Er rief aus: „Mein armes, liebes Regiment! Es war nicht meine Schuld. Es war Befehl. Es war nötig. Hoch lebe der König!" Dann traf ich Brühl, der zum Verbandplatz ritt und mir einen Arzt mit Tragbahre schickte. Inzwischen war ich mit Mühe durch Fallenlassen vom Pferde gekommen. Zwei versprengte Infanteristen und ein Major Gröben hatten mich aufgefangen und ins Gras gelegt. Dort hörte ich das erste Befriedigende vom Einjährigen Ritter, welcher Bill nach dem Pferdesturz noch gesund zu Fuß gesehen hatte. Demnächst erschien der Arzt und teilte mir nach genauer und ziemlich schmerzhafter Untersuchung der Wunde mit, daß der Knochen unverletzt sei. Auf meine Frage, ob ich nach sechs Wochen wieder würde beim Regiment sein können, sprach er aber seine Zweifel aus. Ich wurde auf eine Bahre gehoben und nach dem Verbandplatz getragen, welcher dem Auge schreckliche Szenen darbot. Es lagen dort sehr verstümmelte Offiziere und Mannschaften von dem unglücklichen 16. Regiment; von unseren Kameraden konnte ich niemand entdecken. Endlich, nach oberflächlichem Verbande, als die Schatten der Nacht sich schon langsam herabsenkten, wurde ich mit einer Anzahl schwer Verwundeter auf einen Leiterwagen gebracht, um dem nächsten Feldlazaret zugeführt zu werden. Der französische Bauer, welcher den Wagen führte, schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, zur Qual der Verwundeten über die unebensten Stellen des schlechten Weges Trab zu fahren. Ich wurde durch diese Brutalität und das klagende Stöhnen der anderen Verwundeten (besonders eines durch die Brust geschossenen Offiziers) so wütend, daß ich mich trotz eigener Schmerzen in dem stoßenden Gefährt aufrichtete und den verblüfften Franzosen unter Erhebung des Revolvers mit Donnerstimme in den verletzendsten Ausdrücken seiner Sprache so bedrohte, daß er mich erschreckt und sprachlos ansah und von dem Moment an im langsamsten Tempo weiterfuhr. Ich werde nie den kurzen, dankbaren Blick aus dem brechenden Auge des Offiziers vergessen, der mich für dieses Eingreifen belohnte. Als wir auf der Ferme Mariaville ankamen, war es schon dunkel. Wir wurden von dem Lazaretpersonal mit der schlechten Laune überangestrengter Menschen empfangen, und es wurde kaum Hoffnung gelassen, noch einen Platz unter Dach zu erhalten. Schließlich wurde ich eine enge Treppe hinaufgetragen und in einem sehr angefüllten kleinen Zimmer auf Stroh in die Reihe der schon vorhandenen Verwundeten gelegt. Links neben mir hart an der Wand lag der tödlich verwundete Oberst Auerswald. Er sagte mit leisem Stöhnen: „Ach, Bismarck, Sie auch. Mein armes Regiment! Mit mir geht's zu Ende." Ich versuchte ihm noch ein wenig zuzusprechen, aber er schüttelte den Kopf, und ich war von Schmerz und Uebermüdung so mitgenommen, daß ich froh war, still liegen zu können.

Wir verlangten nach Wasser. Es wurde uns aber nur Landwein gereicht, den ich nicht mochte, und der starke Durst beschleunigte wohl den Eintritt des Wundfiebers. Die Nacht war qualvoll, heiß und unruhig, und ich phantasirte

viel. Als es hell wurde, erschien unser Regimentsbarbier Fuchs mit einem Töpfchen Hühnerbouillon. Von ihm erfuhr ich zuerst einiges über das furchtbare Schicksal des Regiments. Auerswald wurde noch in der Nacht in ein anderes Zimmer gebracht. An seine Stelle kam der nur leicht verwundete Lieutenant v. Szerdahelyi von den zweiten Gardedragonern, der im Vergleich mit mir ganz munter schien, über seine Armwunde auch nicht viel klagte, aber schließlich nach drei Wochen doch daran gestorben war. Rechts von mir lag ein Reservelieutenant Eckert, 13. Dragoner, der sich bei der großen Kavallerieattacke ein Bein gebrochen hatte. Beim Morgengrauen fand ich seinen kurzgeschorenen Kopf unter meiner rechten Hand, und es kam mir zum Bewußtsein, daß ich in meinen Fieberträumen vielfach über seine Haare hin- und hergefahren war. Er bestätigte dies mit freundlichem Lächeln und meinte auf meine Entschuldigung, daß es ihm die Eintönigkeit der Nacht vertrieben habe. Bald darauf erschien zu meiner Freude mein Bruder. Er versorgte uns reichlich mit Wasser, indem er selbst einige Eimer hinauftrug. Das Fieber ließ nach, und ich fühlte mich verhältnismäßig wohl, als mein Vater in unser kleines Zimmer eintrat. Er hatte am Morgen des 17., als er im Stabe des Königs hielt, hinter sich einen Offizier über die Verluste vom 16. sprechen hören und vernommen, wie dieser sagte: „Von den Gardedragonern ist über die Hälfte aufgerieben. Fast alle Offiziere tot oder verwundet. Auch der eine Bismarck [1]) tot, der andere schwer verwundet.“ Mein Vater wandte sich sofort

[1]) Professor Aegidi, welcher eine Kolonne freiwilliger Krankenpfleger von Bonn nach dem Kriegsschauplatz geführt hatte, traf, wie er mir erzählte, am 17. August 1870 in Tronville den General Voigts-Rhetz, den er von Berlin her seit 1848 kannte. Beim Abschied fragte er den Adjutanten, einen Jugendfreund: „Wo wird jetzt hingeritten?“ Er erhielt zur Antwort: „Der General reitet wohl an das Ende des Ortes, wo die Johanniter einquartirt sind.“

Bald darauf sah Aegidi Bismarck zu Pferde hinter der alten Kirche hervorkommen. „Guten Morgen, Excellenz!“ — „Guten Morgen, Professor Aegidi!“ Darauf fragte Bismarck: „Können Sie mir sagen, wo der General v. Voigts-Rhetz zu finden ist?“ — „Wohl, Excellenz, am Ende des Orts, im letzten Hause, bei den Johannitern dürften Sie ihn treffen.“ — „Danke, danke,“ erwiderte Bismarck im Tone tiefster Erregung.

Als Aegidi einige Jahre später in Varzin der Gast des Fürsten war, sagte derselbe: „Durchlaucht, darf ich eine Frage an Sie richten?“ — „Immerhin.“ — „Erinnern sich Durchlaucht der Begegnung in Tronville? Ich kann mir noch jetzt den bewegten Dank nicht erklären dafür, daß ich den Aufenthalt des Generals v. Voigts-Rhetz bezeichnete.“ — „Das erklärt sich so,“ erwiderte Bismarck. „Spät in der Nacht und noch früh am Morgen erhielt ich die Nachricht, daß mein Sohn Herbert in der Schlacht gefallen und daß Bill verwundet sei. Ich wollte natürlich sofort zu ihnen eilen und erhielt den Wink, Voigts-Rhetz könne mir Auskunft geben, wo das 1. Garde-Dragonerregiment lag. Da gaben Sie mir den Fingerzeig, der freilich verkehrt war. Trotzdem kam ich in dem Hause der Johanniter auf die Fährte, denn ich hörte, das Dragonerregiment kampiere ganz in der Nähe. Ich überzeugte mich bald, daß Bill wohl und munter und daß Herbert zwar verwundet war, glücklicherweise aber nicht lebensgefährlich.“

zu dem Sprecher um und fragte, wo das Generalkommando oder der Generalstab des X. Corps zu finden wäre. Auf die ihm gewordene Auskunft ist er dann, wie mein Vetter Karl Bismarck-Bohlen später erzählte, in so rasendem Tempo nach der angegebenen Richtung geritten, daß er ihm kaum zu folgen vermochte. Durch General Voigts-Rhetz erfuhr mein Vater demnächst, daß nur einer von uns verwundet sei, der andere lebe. Er ritt auf die ihm als meine Unterkunft bezeichnete Ferme Mariaville los und traf an ihrem Eingange meinen mit Wassertragen beschäftigten Bruder. Die leicht verwundeten und kriegsgefangenen französischen Offiziere auf dem Gehöft machten sehr erstaunte Gesichter, als der in seiner Generalsuniform ihnen wohlbekannte Bismarck einen sehr stark beschmutzten gemeinen Dragoner in seine Arme schloß. Meinem Bruder war kurz vor oder mitten in den französischen Linien das Pferd durch die Fessel geschossen worden, so daß es in voller Fahrt stürzte und ihn dabei nicht freiließ. Als er, um loszukommen, den Säbel hob und den Koppelriemen durchschneiden wollte, hielt das Pferd diesen wohl für eine Peitsche und sprang von selbst wieder in die Höhe. Er benützte es nun als Schild gegen die französischen Geschosse, während er zu Fuß seinen Rückzug antrat. Bei diesem Marsch über das Leichenfeld redete ihn ein durch beide Füße geschossener Dragoner mit der Bitte an, ihn mitzunehmen. Er hob diesen Mann mitten im Feuer auf sein Pferd, das schon von mehreren Kugeln getroffen war, und sie marschirten weiter, bis in das Dorf Mars-la-Tour, wo mein Bruder den von der Kavallerieattacke zurückkehrenden 2. Gardedragoner Grafen Lehndorff traf. Dieser gab ihm ein Pferd, das einen verwundeten und gefangenen französischen General getragen hatte, und fand mit ihm nach längerem Suchen schließlich spät abends Trotha mit seiner 5. Schwadron vom 2. Garde-Dragonerregiment. Dieser bewirtete meinen Bruder in freundlicher Weise und behielt ihn die Nacht im Bivouac bei sich, von wo er am andern Morgen den Weg nach Mariaville fand.

Mein Vater hatte mich kaum begrüßt, als der aufgeregte dirigirende Oberstabsarzt Diës, von dem wir bis dahin nichts gesehen hatten, sich ihm entgegenstürzte, ihn bei der Hand ergriff und in einen Schwall von Worten ausbrach, die Bismarck und die letzten Ereignisse preisen sollten. Er schloß: „Meine Herren, bringen Sie mit mir ein Hoch aus; Sie alle werden das Eiserne Kreuz bekommen.“ (Dabei lagen zwei schwer verwundete Franzosen unter uns!) Mein Vater schüttelte sich den Mann mit Mühe ab, um mit mir zu reden, und versprach mir für den nächsten Tag einen Wagen, welcher mich nach Pont-à-Mousson in sein Haus bringen sollte. Er hatte noch einen Auftritt mit dem aufgeregten Arzt. Die Verwundeten hatten ihm über Nahrungsmangel geklagt, worauf Diës bedauernd bemerkte, es wären keine Vorräte da. Als mein Vater ihn auf das zahlreiche den Hof füllende Geflügel hinwies, rief er aus: „Das ist fremdes Eigentum. Wir sind hier nur im Gastrecht, und

aller fremde Besitz muß uns heilig sein.“ Mein Vater erwiderte: „Nun ist es doch einmal gut, daß ich General bin. Als solcher befehle ich Ihnen, sofort alles Geflügel schlachten zu lassen, das Verwendung finden kann.“ Mit einem tiefen Seufzer fügte Diës sich diesem Befehl.

Ich hatte noch eine schlechte und unruhige Zeit und hörte auf meinem Schmerzenslager den Donner von St. Privat und Gravelotte, bis der von meinem Vater mit Mühe aufgetriebene einspännige Planwagen mich aufnahm und Schritt für Schritt in achtstündiger Fahrt nach Pont-à-Mousson brachte. Das dortige Quartier war schön und geräumig. Ich war 24 Stunden ganz allein darin, bis mein Vater mit dem Hauptquartier von den Schlachtfeldern zurückkam. Die nächsten Tage waren für mich recht interessant; ich hörte viel und sah mancherlei Besucher, unter anderen auch den immer liebenswürdigen Kronprinzen, welcher voller Teilnahme zu mir kam. Als das Große Hauptquartier am 23. August weiter vorrückte, zunächst nach Commercy, war für mich kein Bleiben mehr. An Stelle meines Vaters hatte sich ein sogenannter Liebesonkel in das schöne Quartier gesetzt. Niemand kümmerte sich mehr um mich, und der einzig zu meiner Pflege zurückgebliebene Diener mußte stundenlang im Orte suchen, um mir ein Stückchen Fleisch oder Brot zu verschaffen. Ich erbat deshalb möglichst schnelle Evakuirung, um rasch nach Nauheim zu meiner Mutter zu gelangen. Am Vormittag des 25. wurde ich in einem endlosen Zuge in einem Viehwagen neben den durch den Hals geschossenen Oberst Grafen Kanitz gebettet.

Es ist häufig Verwunderung ausgesprochen, weshalb nach unserer Attacke die französische Infanterie, wohl über 4000 Mann, nicht wieder vorrückte, sondern stehen blieb und sich schließlich rückwärts konzentrirte. Die französischen Heerführer sollen geglaubt haben, daß wir nur die Spitze des im Anrücken befindlichen Gardecorps gewesen seien, während thatsächlich kein Mann Reserve hinter uns stand. Mir ist später gesagt, der feindlichen Infanterie seien die Patronen knapp geworden, weil sie sich bei dem rasenden, ohne Kontrolle und ohne Kommando auf unsere Attacke gerichteten Schnellfeuer verschossen hätte. Jedenfalls erreichte unser Eingreifen mehr, als man je erhoffen konnte, nämlich, daß das französische Vorgehen zum Stehen kam, und daß in der Folge die Bazainesche Armee am 18. nach Metz hineingeworfen werden konnte.

Am 23. August 1870 bemerkte Bismarck in Commercy, als das Gespräch auf seine Söhne kam: [1]) „Ich hoffe jetzt, daß ich von meinen Jungen wenigstens den einen behalte — ich meine Herbert, der jetzt auf dem Heimwege sein wird. Er hat sich übrigens im Felde ganz gut gewöhnt. Als er verwundet bei uns in Pont-à-Mousson lag, und gemeine Dragoner ihn besuchten, verkehrte er mit ihnen freundlicher wie mit Offizieren.“

[1]) Die folgenden Daten sind dem Werke von Busch „Graf Bismarck und seine Leute“ entnommen.

Am 11. September 1870 erzählte Bismarck in Reims von seinem Sohne, dessen Schenkelwunde sich verschlimmert habe und brandige Ränder zeige. Der Arzt habe die Vermutung geäußert, die Kugel werde eine giftige Substanz enthalten haben.

Am 6. November 1870 (Versailles) erzählte Bismarck bei Tisch, Graf Herbert, der jetzt geheilt, habe „einen verzweifelten Brief" an ihn gerichtet, weil er zu einer Depotschwadron versetzt worden ist. „Er sagt," so bemerkte der Bundeskanzler, „nun hätte er von dem ganzen Kriege nichts gehabt, als daß er vierzehn Tage mitgeritten wäre und dann drei Monate auf dem Rücken gelegen hätte. Ich wollte sehen, ob sich da was thun ließe, und heute begegnete ich dem Kriegsminister. Der aber riet mir mit Thränen in den Augen ab — er hätte auch in den Gang der Dinge eingegriffen und darüber seinen Sohn verloren."

Am 16. November 1870 begab sich Gräfin Bismarck mit dem Grafen Herbert und der Tochter Marie nach dem Puttkamerschen Gute Reinfeld.

Am 3. Februar 1871 war Graf Herbert aus Deutschland wieder bei seinem Vater in Versailles eingetroffen und verweilte daselbst längere Zeit. Am 8. Februar war derselbe zu Abend Tischgast des Kronprinzen.

II. Lehrjahre im diplomatischen Dienst.

1874—1881.

Im Januar 1874 trat Graf Herbert Bismarck in den diplomatischen Dienst ein und wurde zunächst in Dresden verwendet. Anfang Oktober wurde er als Gesandtschaftssekretär nach München versetzt.

Inzwischen hatte er im Sommer 1874 während eines siebenwöchigen Kissinger Aufenthalts des Reichskanzlers den ausschließlichen Dienst bei demselben versehen;[1]) die gleiche Stellung nahm er vom Mai bis Oktober 1875 in Friedrichsruh und Varzin wahr. Im Oktober 1875 begleitete er den Kaiser Wilhelm I. nach Mailand, und im März 1876 legte er das diplomatische Examen ab.

Nach dem Bestehen desselben treffen wir den Grafen Bismarck als nominellen Legationssekretär in Bern und Dresden; thatsächlich war er mit Ausnahme des ersten Quartals 1877, das ihn bei der Wiener Botschaft thätig fand, bis zum Eintritt in die politische Abteilung des Auswärtigen Amts (Januar 1881) ununterbrochen in der unmittelbaren Umgebung des Reichskanzlers als sein Amanuensis beziehungsweise Sekretär thätig. Man darf nicht übersehen, daß der Kanzler stets dem Grundsatze Ludwigs XIV. folgte, die Staatsgeheimnisse

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen; ebenso das folgende Datum.

in möglichst wenigen Händen zu vereinigen, und daß er das Bedürfnis hatte, in seiner nächsten Umgebung Organe zu besitzen, deren Treue und Diskretion er unbedingt sicher war.

Bismarck hat sich selbst der geschäftlichen und diplomatischen Erziehung seiner Söhne gewidmet, und zwar so, daß diese im Dienst womöglich noch strenger herangenommen wurden als andere. Dafür war das Verhältnis außer Dienst ein um so herzlicheres, und die privaten Einwirkungen waren an erster Stelle darauf berechnet, den Charakter auszubilden und den Söhnen diejenige Selbständigkeit anzuerziehen, die dieselben befähigen sollte, demnächst auf eignen Füßen stehen zu können.

Man muß, wie ich, Gelegenheit gehabt haben, die Akten der handelspolitischen und der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amts eingehend zu studiren, um einen Begriff zu haben, wie ernst und ausgedehnt der Sekretariatsdienst des Grafen Herbert bei seinem Vater war; er begleitete jetzt den Fürsten nach Friedrichsruh,[1]) Kissingen[2]) und Varzin[3]) und vermittelte den Verkehr des Kanzlers mit dem Auswärtigen Amt, den inneren Ressorts und mit den Privaten. In meinen Werken, besonders in den noch unter Mitwirkung des Altreichskanzlers herausgegebenen „Aktenstücken zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck“, finden sich zahlreiche Schreiben[4]) des Grafen Herbert, die dieser im Auftrage des Fürsten und nach seinen Direktiven verfaßt hat, und die dann unter seinem Namen im Original in die Welt gingen, ohne weiter kopirt zu werden. Man muß die Originalschreiben gesehen haben, um ermessen zu können, mit welcher Sorgfalt alle diese und hundert andere Schreiben, die sich nicht zur Aufnahme in mein Werk eigneten, von dem Grafen abgefaßt wurden. Oft finden sich in den Akten neben den Schreiben die Entwürfe, die der Reichskanzler durchkorrigirt und die dann von dessen Sohn nochmals ins Reine geschrieben wurden. Andere Angaben diktirte der Kanzler dem Sohn, um sie sodann selbst zu zeichnen.[5])

Im Sommer 1878 begegnen wir dem Grafen Herbert auf dem Berliner Kongreß, wo er als Sekretär gelegentlich auch Missionen für seinen Vater über-

---

[1]) Am 12. November 1878 mit dem Reichskanzler nach Friedrichsruh. 5. Februar 1879 Rückkehr von dort. Anfangs November 1880 wiederum in Friedrichsruh.

[2]) 25. Mai 1877 Eintreffen mit dem Kanzler in Kissingen.

[3]) Ende Oktober 1876, November 1876, Dezember 1877, Januar 1878; 14. Februar Rückkehr mit dem Fürsten Bismarck von Varzin.

[4]) Vgl. die Schreiben des Grafen Herbert d. d. Varzin, 24. Oktober 1876, Varzin, 6. November 1877, Varzin, 11. Dezember 1877, Varzin, 14. Januar 1878, Friedrichsruh, 5. November 1880, in meinen „Aktenstücken zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck“, Bd. I S. 239, 268, 272, ferner Schreiben d. d. Berlin, 20. März 1879, im „Bismarck-Portefeuille“ Bd. I S. 177.

[5]) Z. B. das Schreiben d. d. Varzin, 30. November 1879, betreffend das Schanksteuergesetz, abgedruckt in dem „Bismarck-Portefeuille“ Bd. I. S. 178.

nahm. Es handelte sich um die Occupation und Administration Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich.

Daß selbst in diesem Punkte Deutschland den Wünschen Rußlands näher stand als jenen Oesterreich-Ungarns, daß es daher von der russischen Presse höchst ungerecht ist, wenn sie der deutschen Politik heute das Gegenteil zum Vorwurf macht, dafür spricht eine charakteristische Thatsache, zu deren Kenntnis wir durch eine Mitteilung des verstorbenen Ministers des Auswärtigen Baron Haymerle (bekanntlich einer der Vertreter Oesterreich-Ungarns im Berliner Kongresse) gelangt sind. Noch in jener Nacht, welche dem für die Verhandlung der bosnischen Angelegenheit bestimmten Sitzungstage voranging, schickte Fürst Bismarck — es war bereits spät nach Mitternacht — seinen Sohn Herbert zum Grafen Andrassy.

In dieser Weise wurde Graf Herbert Bismarck frühzeitig als Unterhändler verwandt und für seine künftigen Aufgaben vorbereitet.

Der Zufall hat es gewollt, daß gleich das erste diplomatische Auftreten des Grafen Herbert Bismarck eine Verewigung durch das Wernersche Kongreßbild erfahren hat, das die Hauptträger des Kongresses darzustellen bestimmt war.

*

Als im Sommer 1878 der Reichstag nach dem Nobilingschen Attentat aufgelöst wurde, war Graf Herbert ganz nahe daran, in denselben gewählt zu werden. Es fielen auf den Legationssekretär Graf Herbert Bismarck 3894 Stimmen, auf Dr. jur. Hammacher 4276 Stimmen und auf einen Sozialdemokraten 377 Stimmen. Hammacher hatte im ganzen 5 Stimmen Majorität erhalten.

Die Wahlprüfungskommission beantragte wegen verschiedener Unregelmäßigkeiten die Beanstandung der Hammacherschen Wahl (Reichstagsdrucksache Nr. 126, 4. Legislaturperiode II. Session 1879), und der Reichstag beschloß dementsprechend (34. Sitzung vom 28. April 1879).

Ueber diese Wahlepisode schreibt Karl Braun in seinen Tagebuchblättern 1878 S. 112 in seiner launigen Art:

„Endlich hat den Reichskanzler noch ein kleines Familienunglück betroffen. Sein Erstgeborener, Graf Herbert, zog aus, um das Herzogtum Lauenburg zu erobern. Ich weiß nicht, ob seine fürstliche Mutter ihm den Schild des Kampfes überreicht hat mit den Worten: ‚Mit ihm oder auf ihm!‘ Ich weiß nur, daß der Graf nicht mit dem Schilde zurückgekehrt ist, sondern von dem liberalen Dr. Hammacher besiegt ward. Der Reichskanzler kann sagen:

Mein Patroklus ist geblieben,
Und Thersites kehrt zurück.

Man kann auch statt Thersites ‚Hammacher‘ sagen. Das Versmaß erlaubt es.“

In solchen Sticheleien gefiel sich ein Abgeordneter, der früher zu den treuesten Schildknappen des Kanzlers gerechnet wurde. [1])

III. Vom Eintritt in die diplomatische Abteilung des Auswärtigen Amts bis zur Ernennung zum Staatssekretär.

Januar 1881 bis 15. Mai 1886.

Im Januar 1881 wurde Graf Herbert seiner nominellen Stellung bei der Gesandtschaft in Dresden enthoben und trat als Legationsrat in die politische Abteilung des Auswärtigen Amts ein. Dies schloß aber nicht aus, daß er nach wie vor zumeist in der Umgebung des Kanzlers arbeitete, wie er denselben auch nach Kissingen, [2]) Friedrichsruh [3]) und Varzin [4]) begleitete, um dort mit seiner Feder die Vermittlung zwischen dem Fürsten und den Reichsämtern sowie den preußischen Ministerien herzustellen.

Mitte November 1881 wurde er kommissarisch der Botschaft in London (als Botschafter fungirte damals Graf Münster) zugeteilt.

In das Jahr 1883 fallen die Anfänge unserer Kolonialpolitik.

Im Juli 1883 wandte sich Lord Granville mit einem Schreiben an Graf Herbert, worin es hieß:

„Auswärtiges Amt (London), 23. Juli 1883.

Herr Geschäftsträger.

In dem Schreiben, welches ich unterm 9. Mai d. J. an Seine Excellenz den Grafen Münster zu richten mich beehrte, versicherte ich Seine Excellenz, daß die Vorschläge bezüglich der Reklamationen einiger deutscher Unterthanen wegen der Landfrage in Fidji, welche er im Auftrage der deutschen Regierung

---

[1]) Hermann Wagener bemerkt: Den Abgeordneten Braun-Wiesbaden dürfte Bismarck niemals überschätzt haben, doch war er ihm als Parlamentshumorist eine nicht unangenehme Persönlichkeit.

[2]) Kissingen, Juli 1881, Schreiben an Professor Wagner über das Tabakmonopol, vergl. mein Werk: „Fürst Bismarck als Volkswirt“ Bd. II. S. 78; 23. August 1883 Schreiben an den Staatsminister v. Boetticher über den spanischen Handelsvertrag, „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik“ Bd. II. S. 138; 27. August 1883 Schreiben an das Auswärtige Amt, betreffend die Durchführung der Zolltarifreform.

[3]) 1. Juli 1881 mit dem Kanzler nach Friedrichsruh.

[4]) 18. August 1881 mit dem Fürsten nach Varzin. Varzin, 5. Oktober 1881, Schreiben an den Staatssekretär Scholz, betreffend Handelsvertrag mit Frankreich, „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik“ Bd. II. S. 66. — Varzin, 14. September 1881, Schreiben an den Unterstaatssekretär Busch, betreffend Nachrichten über den Stand der landwirtschaftlichen Produkte im Ausland, „Bismarck-Portefeuille“ Bd. I. S. 29. — Varzin, 9. August 1882, Schreiben an Dr. Rottenburg, betreffend den preußischen Volkswirtschaftsrat, „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik“ Bd. II. S. 50. 29. Oktober 1882 Abreise nach Varzin.

in seinem Schreiben vom 26. April gemacht hatte, von Ihrer Majestät Regierung in sorgfältige Erwägung gezogen werden würden.

Seiner Excellenz Schreiben sowie ein Memorandum der Kaiserlichen Regierung zu Berlin, welches ich durch Ihrer Majestät Botschafter erhalten habe, und das im wesentlichen dieselben Vorschläge wie die von Graf Münster unterbreiteten enthält, sind seitens Ihrer Majestät Staatssekretär für die Kolonien sehr aufmerksam und eingehend von allen Gesichtspunkten aus erwogen worden.

Ich beehre mich nunmehr, Ihnen behufs Mitteilung an Ihre Regierung Abschrift eines Schreibens zu übersenden, das ich vom Kolonialamt erhalten habe. In demselben werden ausführlich die Gründe angegeben, welche es dem Earl of Derby unmöglich machen, bei der gegenwärtigen Sachlage auf den Vorschlag der Kaiserlichen Regierung einzugehen. Zugleich hat die Prüfung der Angelegenheit, wie Sie ersehen wollen, Seine Lordschaft zu der Ueberzeugung geführt, daß der Gouverneur der Kolonie und seine Beamten in der Behandlung dieser verwickelten Sache den größten Fleiß und die größte Gerechtigkeit und Umsicht gezeigt haben."

So ungünstig lag noch die Sache im Jahre 1883. Erst im nächsten Jahre kam sie, nicht ohne neue Beteiligung des Grafen Herbert, wie wir sehen werden, endlich in Fluß und zu einem für beide streitenden Teile befriedigenden Ausgleich.

Graf Herbert legte zu jener Zeit den Grund zu interessanten freundschaftlichen Verbindungen, die heute noch fortdauern, und wozu namentlich die mit Lord Rosebery gehört, den wir 1885 auch in Berlin gesehen haben.

*

Anfang Januar 1884 wurde Graf Herbert der Botschaft in Petersburg zugeteilt.

Sofort kursirten die verschiedensten Lesarten über den Zweck seiner Mission. Diese ließ die Zeitungen nicht zur Ruhe kommen. Jede einzelne stellte die Frage auf: Was hat die Sendung zu bedeuten?

Die „Post" schrieb: „Die Versetzung des Grafen Herbert an die Botschaft in St. Petersburg wird vielfach besprochen. Uebereinstimmend und aus sehr guten Gründen wird dieselbe als ein Ausdruck der guten, zwischen Deutschland und Rußland bestehenden Beziehungen aufgefaßt. Man erblickt in diesem Schritte, wie seinerzeit auch in dem Besuche des Ministers v. Giers in Friedrichsruh, ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß diese freundschaftlichen Beziehungen beider Länder auch in Zukunft sich ungetrübt erhalten werden."

Der junge deutsche Diplomat zog in St. Petersburg zum erstenmal die Aufmerksamkeit einer größeren Gesellschaft auf sich, als er, wenige Tage nach der Ankunft in Petersburg, dem Feste der Wasserweihe im Winterpalais beiwohnte.

Der Monat Mai brachte den Petersburgern ein wichtiges Fest, die Feier der Großjährigkeitserklärung des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus, welche am 18. stattfand. Die Teilnahme des Prinzen Wilhelm von Preußen an dieser Feier krönte den vollständigen Umschwung der deutsch-russischen Beziehungen. Prinz Wilhelm überbrachte die Glückwünsche des Kaisers Wilhelm und die höchsten preußischen Ordensauszeichnungen, den hohen Orden vom Schwarzen Adler nebst dem en sautoir zu tragenden Großkreuz des Roten Adler-Ordens.

Es war dies das erste Mal, daß sich Graf Herbert und der jetzige Deutsche Kaiser im Auslande und noch dazu auf einer politischen Mission begegneten.

*

Nach seiner Rückkehr aus Rußland wurde Graf Herbert zum Gesandten im Haag ernannt, auf welchen Posten er sich am 15. Juli 1884 begab, nachdem er sich vorher (11. Juni) in England verabschiedet hatte.

Der Aufenthalt des Grafen im Haag wurde im September 1884 (am 14.) durch dessen Reise nach Skierniewice zur Dreikaiserzusammenkunft unterbrochen.

Wie Kaiser Wilhelm I. hatten auch Franz Joseph und Alexander III. ihre leitenden Minister mitgebracht, den Grafen Kalnoky und Herrn v. Giers.

Beim Festmahl am 15. September zeichnete Kaiser Alexander den deutschen Reichskanzler dadurch aus, daß er sich mit einer Bewegung an ihn wandte und sein Glas auf dessen Gesundheit leerte. Die Kaiser und ihre Minister hatten besondere Zusammenkünfte. In diesen festlichen Tagen (16. September) wurde Graf Herbert zum Major befördert.

*

Im Herbst 1884 wurde Graf Bismarck im 10. schleswig-holsteinischen Wahlkreise in den Reichstag gewählt.

Der Vorstand des Nationalliberalen Vereins für den Kreis Herzogtum Lauenburg hatte gelegentlich dieses Wahlsieges an den Fürsten-Reichskanzler folgendes Beglückwünschungstelegramm abgesandt:

„Voll freudiger Genugthuung über die Wahl des Grafen Herbert zu unserm Reichstagsabgeordneten sendet Eurer Durchlaucht seinen aufrichtigen Glückwunsch in unwandelbarer Liebe und Verehrung der Vorstand“ u. s. w.

Hierauf traf folgende Antwort ein:

Berlin, den 30. Oktober 1884.

Für Ihr Begrüßungstelegramm verbindlich dankend sehe ich in dem Wahlergebnis ein erfreuliches Zeichen der fortschreitenden gegenseitigen Verständigung der nationalen Elemente, durch deren Zusammenwirken allein die großen Aufgaben, die uns gestellt sind, gelöst werden können.

v. Bismarck.

Den Wahlsieg seines Sohnes berührte Fürst Bismarck auch in folgendem an den Erblandmarschall von Bülow-Gudow gerichteten Schreiben:

Berlin, den 2. Dezember 1884.

Auf Eurer Hochwohlgeboren Telegramm und die ehrenvolle Anerkennung meiner politischen Thätigkeit bitte ich, meinen herzlichen Dank für die Unterstützung entgegenzunehmen, welche meinem Sohne und indirekt mir selbst seitens seiner Wähler zu teil geworden ist. Die Einigkeit, mit der die dortigen nationalen Elemente sich bei den Wahlen an einander geschlossen haben, schätze ich — nicht als Eingesessener Lauenburgs, sondern von dem Standpunkte des Reichskanzlers — als ein Zeichen des wahren politischen Fortschritts im Gegensatz zu den unserer nationalen Entwicklung hinderlichen Elementen.

v. Bismarck.

Kurze Zeit später hielt Graf Herbert im Reichstag seine Jungfernrede. Es war am 4. Dezember 1884, bei der Debatte über einen Posten von 2700 Mark jährlich, welcher zur Aufbesserung der Gehälter von drei Subalternbeamten der Reichskanzlei gefordert wurde.[1])

Mitte April 1885 hielt der Abgeordnete Graf Bismarck in Ratzeburg vor seinen Wählern eine Rede. Dabei zeigte er sich als getreuen Interpreten der wiederholt von seinem großen Vater öffentlich dargestellten Anschauungen. Graf Herbert beleuchtete den allgemeinen Finanzzustand, die Notwendigkeit der Bewilligung höherer Einnahmen und die Zweckmäßigkeit der Einführung des Branntweinmonopols. Daß auch er gleich wie sein Vater auf die Liberalen schlecht zu sprechen war, verwunderte nicht und ebensowenig, daß er denselben den oft gehörten Vorwurf der Obstruktionspolitik machte. Die Zuhörer fanden, daß der Graf selbst in der Redeweise seinem Vater ähnlich sei.

In der Sitzung des Reichstags vom 6. März 1886 (Stenographischer Bericht S. 1353) ergriff der Abgeordnete Graf Bismarck das Wort, um den Inhalt der eben erwähnten Rede richtig zu stellen.[2]) Graf Herbert erklärte, damals nur seiner persönlichen Auffassung über die Opportunität der Einführung des Branntweinmonopols Ausdruck gegeben zu haben, ohne über die Absichten der Regierung darüber damals unterrichtet gewesen zu sein. Wenige Wochen später erlosch das Reichstagsmandat des Grafen infolge seiner Ernennung zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts.

*

Im Jahre 1885 machte die Veröffentlichung der englischen Blaubücher über Neu-Guinea, die Südsee-Inseln und Kamerun sowie der Aufzeichnungen

---

[1]) Stenogr. Bericht S. 198 (in Kohls Bismarck-Regesten übersehen), ebenso die fernere Rede des Abgeordneten Grafen Bismarck vom 7. Mai 1885 über die Schlachtsteuer. Stenograph. Bericht S. 2606.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

von Unterredungen, welche zwischen Mr. Mende, dem Unterstaatssekretär beim Kolonialamte, dem Fürsten Bismarck und Dr. Busch in Berlin über Kolonialangelegenheiten stattgefunden hatten, in Berlin großes Aufsehen. Es wurde dort in der Wilhelmstraße 76 übel vermerkt, daß das englische Auswärtige Amt in bemerkenswerter Weise von seinen bisher stets beobachteten Traditionen internationaler Courtoisie abgewichen war. Es war sonst stets Gebrauch, daß vor der Veröffentlichung von Noten oder von Berichten, welche vertrauliche Unterredungen wiedergeben, eine Anfrage an die beteiligte Regierung gerichtet wurde, ob dieselbe damit einverstanden wäre. Dasselbe Verfahren war auch seitens des deutschen Auswärtigen Amts bei Zusammenstellung der Weißbücher eingeschlagen worden. Die englische Regierung hatte diesmal diese Rücksicht außer acht gelassen. Sie war darin so weit gegangen, daß sie einen an den Kaiser gerichteten Brief des samoanischen Königs Malietoa eher gedruckt hatte, als derselbe sich in den Händen Seiner Majestät befand. Das war bezeichnend für die Genesis des Briefes. Auch Lord Granvilles Note vom 21. Februar, betreffend Kamerun, lag dem englischen Parlament bereits im Druck vor, ehe sie auf diplomatischem Wege in Berlin bekannt sein konnte. Unter den Indiskretionen der Blaubücher war wohl die Veröffentlichung des Berichtes, welchen der englische Botschafter in Berlin am 25. Januar über eine Unterredung mit dem Reichskanzler erstattet hatte, diejenige, welche in Berlin den größten Anstoß erregte, und über die sich auch Fürst Bismarck im Reichstage am 2. März in einer ziemlich geharnischten Rede aussprach.

Wer den Grafen Herbert am Montag den 2. März, als sein Vater die Mitteilungen im Parlamente über die Sünden des Grafen Granville machte, seinen Reichstagssitz einnehmen und der großartigen Rede so aufmerksam wie einer folgen sah, ahnte schwerlich, daß der Londoner Telegraph drei Tage später nicht nur die Ankunft des Grafen Herbert in London melden, sondern auch den Zusatz machen werde, daß der Graf bereits am Mittwoch abend eine Unterredung mit Lord Granville gehabt habe.

Lord Granville hatte in einer öffentlichen Parlamentsrede den Fürsten Bismarck als den schlimmen Ratgeber und Verführer zur Annexion Aegyptens dargestellt. Fürst Bismarck beantwortete diese Beschuldigung ebenfalls von der parlamentarischen Tribüne herab, und Graf Herbert Bismarck ging dann nach London mit der Forderung, daß Lord Granville den Empfang und die Richtigkeit dieser Antwort ebenfalls wieder öffentlich im Parlament zu bestätigen habe. Es ist gut beglaubigt, daß Lord Granville dieser öffentlichen parlamentarischen Erklärung ausweichen und dieselbe auf schriftlichem Wege und in diplomatischer Stille erledigen wollte. Graf Herbert weigerte sich dessen und stellte die parlamentarische Oeffentlichkeit als erste Bedingung auf. Da, wo gesündigt worden, sollte auch Buße gethan werden.

Und so geschah es; in der Sitzung des Oberhauses vom 6. März gab

Lord Granville als Antwort auf Bismarcks Rede vom 2. März Erklärungen ab, welche letzteren befriedigen konnten, wenn anders den freundlichen Worten auch freundliche Thaten folgten. Er sprach sein Bedauern aus, durch seine Rede vom 28. Februar Anlaß zu Verstimmungen gegeben und in seinen Ausdrücken sich nicht der wünschenswerten Korrektheit beflissen zu haben und sagte zum Schluß: „Ich bin sicher, daß es mehr als je im Interesse Deutschlands und Englands ist, daß unsere Beziehungen zu einander gute sein sollten zu einer Zeit, wo wir im Begriffe stehen, uns fast in allen Weltteilen zu begegnen, und alle meine Anstrengungen werden darauf gerichtet sein, die versöhnliche Politik, die von dem deutschen Reichskanzler entworfen worden ist, zur Ausführung zu bringen.“ Die Tendenz seiner Auseinandersetzung ging dahin, durch Abschwächung seiner früheren Behauptungen die Brücke zu schlagen zu dem Standpunkt, den Fürst Bismarck mit so scharfer Präzision eingenommen hatte.

In den schwebenden Kolonialfragen erreichte Graf Herbert sein Ziel. Bereits am 11. März erhielt das „Berliner Tageblatt“ ein Telegramm aus London, welches bezeugte, daß Graf Herbert in Bezug auf die deutschen Ansprüche in Kamerun und Neu-Guinea vollständig von Lord Granville alles erhielt, was er wünschte. Am 10. März konnte er wieder die Heimreise antreten. Selbst die englische Presse mußte mit süßsaurer Miene anerkennen, daß seine Spezialmission von Erfolg gekrönt war.

Der „Standard“ bemerkte, der Besuch des Grafen Herbert Bismarck und der Meinungsaustausch, zu dem derselbe geführt, habe der britischen Regierung große Befriedigung gewährt; in Regierungskreisen werde die Hoffnung gehegt, daß dieser persönliche Meinungsaustausch dazu beitragen werde, die jüngst entstandenen bedauerlichen Streitigkeiten zu beseitigen und die Beziehungen zwischen England und Deutschland auf einen freundlichen Fuß zu stellen.

Und die „Times“ knüpfte an die Anwesenheit des Grafen Herbert die Hoffnung, es würden Mittel für die Wiederaufnahme freundlicher Beziehungen zwischen Deutschland und England gefunden werden. „Mißverständnisse“ hätten wahrscheinlich eine bedeutende Rolle in Herbeiführung der gegenwärtigen unglücklichen Verhältnisse gespielt; unter dem Einfluß persönlicher Erklärungen und der beiderseitigen versöhnlichen Neigungen möchten sie verschwinden. Deutschland und England seien durch viele Bande unter einander verknüpft und hätten vieles gemein, so daß Eifersucht und Unfreundlichkeit, für welche keine wirklichen Gründe vorhanden seien, niemals entstehen sollten.

*

Am 1. April 1885, dem 70. Geburtstag seines Vaters, wurde Graf Herbert durch die Verleihung des Roten Adler-Ordens II. Klasse ausgezeichnet.

Am 11. Mai 1885 erfolgte die Ernennung des Grafen Herbert zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt. Da eine Rang- und Gehaltserhöhung

mit der Ernennung nicht verbunden war, brauchte eine Mandatsniederlegung nicht zu erfolgen. Der bisherige Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Dr. Busch ging auf langgehegten eigenen Wunsch als Kaiserlicher Gesandter nach Bukarest.

Das „Deutsche Tageblatt" (Nr. 127 vom 12. Mai 1885) bemerkte zu diesem Avancement:

„Graf Herbert wird demnächst sein 36. Lebensjahr vollenden. Er hat, wie kaum ein anderer Diplomat, Gelegenheit gehabt, im engsten Zusammenwirken mit seinem Vater die diplomatische Maschine mit allen ihren Geheimnissen zu beobachten und zu studiren. Er hat in der Schule seines Vaters praktisch kennen gelernt, daß rastloser Fleiß, volle Zurücksetzung jeder persönlichen Bequemlichkeit, ruhiger Blick, kaltes Blut, klares Ziel und fester Wille die wichtigsten Grundbedingungen für jeden Staatsmann sind, und er hat bei verschiedenen Sendungen, deren Schwierigkeiten und Erfolge inzwischen offenkundig geworden sind, bewiesen, daß er seinem Meister alle Ehre macht."

*

Die Stellung des Unterstaatssekretärs ebenso wie der Abteilungsdirektoren im Auswärtigen Amt ist eine bedeutsame. Fürst Bismarck hat im Reichstag sie einmal dahin zusammengefaßt, daß er sie als seine Vertrauensmänner betrachte, so daß, wo ihre Paraphe stehe, er in fidem, daß sie ein richtiges Urteil haben, seine eigene Unterschrift hinsetzen könne.

Die Arbeitslast, die damals auf den Schultern des Grafen ruhte, war um so größer, als die Stelle des Staatssekretärs infolge der Versetzung des Grafen Hatzfeldt nach London nahezu ein Jahr unbesetzt blieb und zu den eigentlichen Dienstgeschäften noch tausenderlei vertrauliche Verhandlungen des Grafen mit Personen hinzutraten, die von Bismarck etwas haben wollten, bis zu demselben aber nicht zu dringen vermochten. Große Anforderungen an seine Arbeitskraft stellten jetzt besonders die Kolonialfragen, die, einmal in Fluß gebracht, fast jeden Tag zu Entscheidungen drängten. [1])

Am 6. Februar 1886 richtete Graf Herbert in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter an das Mitglied des Vereins der Gastwirte, Herrn Stapelfeld-Ratzeburg, ein Schreiben, worin er das Monopol als die erträglichste Form bezeichnete, um den Branntwein zur Besteuerung heranzuziehen. Im Falle der Ablehnung des Branntweinmonopols werde die preußische Regierung nicht darauf verzichten können, die für sie nötigen Geldmittel durch eine andre, im preußischen Landtage zu beantragende Form der Besteuerung der Genußmittel,

---

[1]) 22. Mai 1885. Graf Herbert führt den nach Berlin gereisten Lord Rosebery zum Kanzler und legt durch spätere Verhandlungen den Grund zu der im Juni desselben Jahres zu stande gekommenen Vereinbarung zwischen Deutschland und England über eine Abgrenzung der beiderseitigen Kolonialgebiete an der Küste des Golfs von Guinea und in Neu-Guinea.

und namentlich der Getränke, zu beschaffen. Der Weg, welcher dann voraussichtlich betreten werden dürfte, sei der der Erhöhung der Gewerbesteuer für den Ausschank geistiger Getränke bis zur Höhe des Bedarfs. Diese Höhe würde eine so bedeutende sein müssen, daß der Verkehr mit Branntwein mit ähnlichen strengen Kontrollen und hohen Strafen umgeben werden würde, wie dies in den meisten anderen Ländern, wie England, Frankreich, Amerika, bereits der Fall ist. „Diese Maßregeln werden eine Verminderung des Verbrauchs zur Folge haben, weil sie den Preis der davon betroffenen Genußmittel in sehr viel höherem Maße verteuern werden, als es durch das Monopol geschehen würde; dann aber auch werden sie die Folge haben, daß das Gewerbe der Gastwirtschaft größere Mittel und größere Anstrengungen unter schärferer Kontrolle der Steuerbehörde erforderlich machen wird. Sollte sich die Zahl der Schankwirte dadurch vermindern, so würden die Uebrigbleibenden notwendig denselben Gesamtsteuerbetrag aufbringen müssen, welchen der Staat von dem Gesamtverbrauch geistiger Getränke beansprucht: erst dann wird die volle Last der Steuer die Gewerbegruppe treffen, welche, wie die gedruckte Petition vom 29. v. M. sich ausdrückt, den Stand der Gast- und Schankwirte bildet. Ich halte nach diesen Erwägungen für die Herren Gastwirte von Ratzeburg das Branntweinmonopol immer noch für die erträglichere Form, um den Verbrauch geistiger Getränke in der für die Reichsfinanzen unentbehrlichen Höhe zur Beisteuer heranzuziehen; wenn ich auch nicht bestreiten kann, daß jedes Monopol und jede Steuer an sich eine unerwünschte, aber leider unvermeidliche Zugabe zu den Vorteilen eines geordneten Staatswesens bildet. Ich glaube deshalb das Interesse nicht nur des Reichs, sondern auch speziell das der Gemeinde Ratzeburg und der Herren Gastwirte daselbst zu vertreten, wenn ich die Einführung des Branntweinmonopols befürworte, ohne gerade an jeder einzelnen Bestimmung des im Bundesrat eingebrachten Entwurfs festzuhalten.“ [1])

Der Gastwirtsverein in Ratzeburg zog seine dem Reichstagsabgeordneten Grafen Herbert Bismarck gegen das Branntweinmonopol überreichte Petition zurück und sprach die Bitte aus, die Einführung desselben im Reichstage befürwortend vertreten zu wollen. Auf die betreffende Zuschrift ging an den Vorsitzenden des Gastwirtsvereins folgende Antwort ein:

Berlin, den 1. März 1886.

Ew. Wohlgeboren danke ich verbindlichst für die namens Ihres Vereins an mich gerichtete freundliche Zuschrift vom 21. v. M. Dieselbe hat mir zur lebhaften Befriedigung gereicht, und ich habe mich sehr gefreut, daraus zu ersehen, daß unsere beiderseitigen Standpunkte in Bezug auf die zu erstrebende

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen. An demselben Tage hatte Graf Bismarck eine Unterredung mit dem englischen Vertreter in Berlin über die bulgarische Frage. Staatsarchiv XLVII, 16, Nr. 8937.

finanzielle Unabhängigkeit des Reichs vollkommen harmonisch sind. Ich würde Ew. Wohlgeboren dankbar sein, wenn Sie auch Ihren Herren Kollegen meine Genugthuung über die Gemeinsamkeit unserer Auffassung aussprechen wollten, und bitte Sie zugleich, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung entgegen zu nehmen.

Graf Bismarck.[1])

Am 24. April 1886 erkrankte Graf Herbert an einer Lungenentzündung, worauf Fürst Bismarck die für diesen Tag beabsichtigte Reise nach Friedrichsruh aufgab, um alsbald selbst einen Teil der Geschäfte seines Sohnes zu übernehmen. Noch am 4. Mai 1886 drückte der Fürst in einem Gespräch, das er mit einem nationalliberalen Abgeordneten (Professor Gneist?) führte, seine schwere Besorgnis über den Gesundheitszustand des Sohnes aus, dessen ungewöhnliche Arbeitskraft er rühmte.

IV. Staatssekretär unter Kaiser Wilhelm I.

(15. Mai 1886 bis 9. März 1888.)

Das Staatssekretariat des Aeußern blieb nach der Ernennung des Grafen Hatzfeldt zum Botschafter in London längere Zeit unbesetzt, weil sich dem Fürsten Bismarck kein geeigneter Nachfolger darbot. Nach der im April 1886 infolge von Ueberarbeitung erfolgten schweren Erkrankung des Grafen Herbert Bismarck wurde ihm das Amt des Staatssekretärs übertragen, das er seit August 1885 gleichzeitig mit den Geschäften des Unterstaatssekretariats versehen hatte.

Während sich die vernünftigen Leute sagten, daß, wenn Graf Herbert die Leistungsfähigkeit für das Amt habe — worüber Fürst Bismarck doch wohl ein Urteil besitze —, das deutsche Volk sich der Thatsache nur freuen könne, daß der Reichskanzler ihn in Stellungen bringe, in denen er seine Befähigung entwickeln könne, entstand in der oppositionellen Presse über den siebenunddreißigjährigen Staatssekretär ein gewaltiger Lärm.

Anders faßte der „Berliner Börsenkurier" die Sache auf, indem er schrieb:

„Man ist bei uns an so jugendliche Minister nicht gewöhnt und nicht an so schnelle Carrière. Trotzdem darf man nicht gar so sehr erstaunt sein über jene Ernennung, denn sie betrifft ein Gebiet, welches eine gesonderte Behandlung immer verlangt hat. Zum diplomatischen Dienst muß man erzogen sein, man muß in seinen Traditionen aufwachsen. Die Routine ist hier unentbehrlicher als irgendwo sonst. Zu dieser Routine gehört eine ausgedehnte und intime Personenkenntnis in derjenigen europäischen Gesellschaft, welche die Botschafter und die auswärtigen Minister zu stellen pflegt.

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Diese Personenkenntnis läßt sich zu einem Teile übertragen; nicht durch allgemeine Lehren, sondern durch pragmatische Mitteilungen, welche desto sicherer haften, je gelegentlicher sie kommen. Das Genie kann in der Diplomatie entbehrt werden, die Routine niemals. Ein Diplomat kann, ohne eine Spur von Genie zu besitzen, seinen Platz vortrefflich ausfüllen und sogar die respektabelsten Erfolge erringen. Ein Diplomat ohne Routine dagegen würde selbst bei dem größten Genie schon bei den ersten Schritten unrettbar stolpern. Die dritte französische Republik hat diese Erfahrung gemacht. Sie kam aus einer Verlegenheit in die andere, als sie den Ehrgeiz bethätigen wollte, sich an den europäischen Höfen durch Republikaner vertreten zu lassen.

Den republikanischen Gesandten fehlte die Basis der verzweigten Familienverbindungen, es fehlte ihnen die Personenkenntnis und die Routine. Da die französische Republik nicht gleich dem transozeanischen großen Freistaat darauf verzichten wollte, in dem diplomatischen Spiel mitzuthun, so mußte sie sich wohl oder übel entschließen, ihre Vertretung Jahre hindurch in die Hände von Männern zu legen, welche Royalisten, oder Orleanisten, oder Imperialisten, kurz alles mögliche, nur keine Republikaner waren.

Graf Herbert nun besitzt unfraglich jene Personenkenntnis und Routine. Seitdem er erwachsen ist, war er fast unausgesetzt in der nächsten Umgebung seines Vaters und mit einer Thätigkeit betraut, welche ihm die erwähnte Qualifikation eines Diplomaten notwendig verschaffen mußte. Daß gerade er zu einer solchen Thätigkeit ausersehen wurde, erklärt sich zur Genüge aus der Scheu des Fürsten Bismarck, anderen Personen, als die sein unbedingtes Vertrauen genossen, Einblick in die Staatsgeheimnisse zu gewähren.

In seine Reichskanzlei hat Fürst Bismarck mit begreiflicher Vorliebe ihm verwandte Personen genommen — nacheinander die beiden Söhne und den Schwiegersohn —, und Graf Herbert hatte ganz besonders günstige Gelegenheit, die mannigfaltigen Beziehungen kennen zu lernen, mit denen man vertraut sein muß, wenn man sich auf dem diplomatischen Parket mit Sicherheit bewegen will. Fürst Bismarck liebt es nicht, wenn die Beamten seines auswärtigen Ressorts andere Ziele für richtiger halten, als welche er anstrebt.

Da ist es denn nur natürlich, daß Fürst Bismarck großen Wert darauf legt, im Staatssekretariat des Auswärtigen einen Vertreter an seiner Seite zu haben, der von frühester Jugend an gewöhnt ist, nur des Reichskanzlers Gedanken zu haben und diesen Gedanken neben dem dienstlichen Respekt des Untergebenen auch noch die kindliche Pietät entgegenzubringen. Besitzt Fürst Bismarck, wie ja allgemein angenommen wird, das Genie der Diplomatie, so hat sein Sohn in der Schule des Vaters jedenfalls die Routine gewonnen.

Graf Herbert Bismarck ist also ganz und gar an den rechten Platz gekommen, und an der Seite seines Vaters wird er ihn jedenfalls gut ausfüllen. Thatsächlich hat sich in der Stellung des Grafen Herbert Bismarck nur Aeußer-

liches verändert, sein Titel und seine Bezüge sind stattlichere geworden. In Wirklichkeit bleibt er nach wie vor der mit den Gewohnheiten und Absichten seines Vaters vertraute Mitarbeiter an dessen Politik."

Am 17. September 1886[1]) wurde der Staatssekretär des Auswärtigen Amts Graf Herbert Bismarck mit der Stellvertretung des Reichskanzlers im Sinne des Gesetzes von 1878 beauftragt, das heißt ermächtigt, im Gebiete seines Ressorts die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit durch Unterzeichnung zu übernehmen. In einem Teil der Presse war auch dieser Anordnung eine ungewöhnliche Bedeutung beigemessen worden. Mit Bezug darauf schrieb die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" offiziös:

„Demgegenüber sei nur konstatirt, daß sämtliche Vorgänger des jetzigen Staatssekretärs in derselben Weise mit der Vertretung des Reichskanzlers im Bereiche des Auswärtigen Amts beauftragt waren, und zwar Herr v. Bülow durch Allerhöchste Ordre vom 29. April 1878,[2]) Fürst Hohenlohe, der nur zeitweise als Botschafter an die Spitze des Auswärtigen Amts berufen war, durch Allerhöchste Ordre vom 30. April 1880[3]) und Graf Hatzfeldt durch Allerhöchste Ordre vom 3. Juli 1881." [4])

Von dieser Zeit ab vertrat Graf Herbert den Fürsten Bismarck auch im Ressort des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten.[5])

Hören wir noch, was die Wiener Presse zu der vorstehenden Ernennung sagte:

„Graf Herbert hat seine diplomatische Carrière teils im Auswärtigen Amte zu Berlin, teils auf verschiedenen wichtigen Missionen nach einer Methode gemacht, zu welcher ebensosehr das Wohlwollen seines Vaters und Chefs als auch eigene Tüchtigkeit, Ernst und Geschicklichkeit gehörten. Der junge Bismarck hat Gelegenheit gehabt, reiche politische Erfahrungen zu sammeln und nicht bloß vor seinem Vater, sondern vor dem ganzen diplomatischen Corps Deutschlands zu zeigen, wes Geistes Kind er ist. Mit der Mission zu Lord Rosebery nach London, welche er in der besten und glücklichsten Weise erledigte, hat Graf Herbert den ersten Schritt als selbständiger Diplomat gethan, und

---

[1]) Kohl setzt in den Bismarck-Regesten irrtümlich den 14. September 1886.

[2]) Dieses Datum ist in Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

[3]) Gleichfalls in Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

[4]) Gleichfalls in Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

[5]) Vergl. ein in Kohls Bismarck-Regesten nicht erwähntes Schreiben desselben vom 5. Januar 1888 (In Vertretung Graf v. Bismarck) an den Präsidenten des Abgeordnetenhauses bei Uebersendung des Gesetzentwurfs, betreffend den Rechtszustand einiger von dem Fürstentum Lippe-Detmold an Preußen abgetretenen Gebietsteile in den Kreisen Herford, Bielefeld und Höxter, sowie die Abtretung einiger preußischen Gebietsteile an Lippe-Detmold. Nr. 8 der Drucksachen.

seit bald zwei Jahren arbeitet er als Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt völlig als Gehilfe seines Vaters, des Reichskanzlers. Als solcher war Graf Herbert auch in Gastein und hat in dieser seiner amtlichen Eigenschaft an den politischen Arbeiten einer Monarchenbegegnung teilgenommen, welche nach allen Erklärungen von weitesttragender politischer Bedeutung war. Seit seinem letzten Eintritt in die Zentralbehörde der deutschen auswärtigen Politik hat Graf Herbert fast regelmäßig bei dem Deutschen Kaiser Vortrag gehalten und hat bei Hofe, in der Diplomatie und im Amt thatsächlich als der Stellvertreter des Reichskanzlers, seines Vaters, fungirt. Mit seiner Ernennung zum Stellvertreter des Kanzlers im Auswärtigen Amt ist die bisherige faktische Stellung des Grafen Herbert mit jenen Würden und Vollmachten ausgestattet worden, welche alle formalen und sachlichen Unzuträglichkeiten von seiner Amtsführung fernhalten. Daß eine solche Ernennung nicht bloß auf Rechnung der dankbaren und wohlwollenden Gesinnung zu setzen ist, welche Kaiser Wilhelm dem Fürsten Otto Bismarck entgegenbringt, liegt wohl auf der Hand. Für einen so kleinlichen Nepotismus sind beide Männer, der Kaiserliche Herr und sein Kanzler, zu ernst, und eine solche Ernennung wird nicht vorgenommen, wenn sie nicht für die Dauer gemeint ist. Jene Segenswünsche, welche für den greisen Deutschen Kaiser noch weiterhin alle körperliche und geistige Frische erbitten, schließen nicht aus, daß sich die Augen und Herzen des deutschen Volkes heute, wie schon seit langem, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm in dem Sinne zuwenden, daß sie von den schon oft bewährten hohen Fürstentugenden des Prinzen alles Gute für die Zeit erwarten, da sein erlauchter Vater nicht mehr da sein wird."

Am 19. Dezember 1886 [1]) empfing Graf Herbert die von der bulgarischen Sobranje entsendeten Herren Grekow, Stoilow und Kaltschew.

In der ihnen gewährten Audienz betonten die letzteren, daß ihre Regierung wiederholt und in weitgehender Weise versucht habe, sich mit Rußland zu verständigen und Rußlands Willen so weit zu erfüllen, als es irgend mit der Unabhängigkeit und Selbständigkeit Bulgariens vereinbar gewesen sei. Aber alle diese Versuche seien an der Hartnäckigkeit des Generals Kaulbars gescheitert; auch jetzt noch sei die bulgarische Regierung innerhalb dieser Grenzen bereit, Rußlands Wünsche zu erfüllen; die Wahl des Prinzen Waldemar habe das auch äußerlich bewiesen, und es sei zu jeder Zeit, wenn Rußland es wolle, dessen nochmalige Wahl ausführbar. Auch sei nicht daran zu denken, daß die Aufstellung der Kandidatur des Prinzen von Coburg, die ihren Ursprung nicht in einer bulgarischen Quelle habe, eine Kundgebung gegen Rußland beabsichtige; nur die Wahl des Prinzen von Mingrelien, der weder durch Geburt noch durch Erziehung und Stellung die Bewahrung der bulgarischen

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Unabhängigkeit verbürge, sei unmöglich; sie würde einen wahren Selbstmord bedeuten. Die eigentliche Schwierigkeit der Lösung der bulgarischen Frage liege zur Zeit nicht bei den Bulgaren, sondern bei Rußland; sobald dieses eine Lösung unter Bewahrung der bulgarischen Unabhängigkeit wolle, sei eine Verständigung leicht ausführbar. — Graf Bismarck erwiderte, daß Deutschland nach wie vor an Bulgarien ein direktes Interesse nicht nehme und nicht nehmen könne, daß es sich nur um einen persönlichen Rat handle, den er den Bulgaren erteile. Bulgarien müsse sich in die Existenzbedingungen schicken, die mit seiner Konstituirung zusammenhängen; vor allem sei die Verständigung mit Rußland notwendig. Bulgarien würde gut thun, seine Kräfte auf die materielle Entwicklung des Landes zu konzentriren und politischen Zielen zu entsagen, zu deren Durchführung es nicht im stande ist. Könne man nicht erlangen, was man wolle, so müsse man eben wollen, was man erlangen kann. Hiergegen klagten wieder die Bulgaren, daß Rußland jede Verständigung hartnäckig abweise und damit zu erkennen gebe, wie es überhaupt ein annähernd selbstständiges Bulgarien nicht dulden wolle. Graf Herbert entließ die Deputirten mit dem wiederholten Hinweis, die Wege zu einer direkten Verständigung mit Rußland aufzusuchen. [1])

Als Crispi im Oktober 1887 bei Bismarck in Friedrichsruh war und hier vom Reichskanzler und dem Grafen Herbert mit größter Zuvorkommenheit behandelt wurde, meinte der italienische Ministerpräsident bei Tische, es wäre wohl einzig in der Geschichte, daß Vater und Sohn an der Spitze der Diplomatie eines Staates ständen, wie dies bei Fürst Bismarck und dem Grafen Herbert der Fall sei. „Keineswegs," erwiderte Bismarck, „Excellenz wollen nur an den älteren und jüngeren Pitt denken." — „Ja, das war doch etwas anderes," meinte Crispi. — „Nun," sagte der Fürst, „eine Aehnlichkeit hatten

---

[1]) Hierher gehört noch folgender im englischen Blaubuch Türkei Nr. 1 (1887) S. 128 veröffentlichte Bericht des englischen Botschafters in Berlin an den Grafen von Iddesleigh, in dem es wörtlich heißt: „Berlin, 3. September 1886. (In Kohls Bismarck-Regesten ist das Datum nicht erwähnt.) Ich habe die Ehre, zu berichten, daß ich den Inhalt des von Ew. Lordschaft an mich gerichteten gestrigen Telegramms, welches die Ansichten der Regierung Ihrer Majestät bezüglich der zur Herstellung von Ordnung und Einsetzung einer guten Regierung in Bulgarien zu ergreifenden geeignetsten Maßregeln darlegt, zur Kenntnis des Grafen Bismarck gebracht habe. Derselbe hat diese Mitteilung dem Reichskanzler vorgelegt. Graf Bismarck benachrichtigt mich heute nachmittag, daß der Reichskanzler Akt von der Courtoisie nehme, welche Ew. Lordschaft dadurch beweisen, daß Hochdieselben ihm diese vorläufige Mitteilung zukommen ließen; der Reichskanzler könne jedoch Ew. Lordschaft nicht dazu raten, weitere Versuche zu machen, um die offene und aufrichtige Unterstützung des Prinzen Alexander seitens der Großmächte zu erlangen, da er überzeugt sei, daß ein solcher Versuch keinen Erfolg haben würde. Fürst Bismarck ist der Ansicht, daß, wennschon die Großmächte den Prinzen Alexander auf den bulgarischen Thron gesetzt haben, es ihnen doch keineswegs obliegt, vereinigt oder einzeln Schritte zu thun, um ihn auch dort zu erhalten. gez. E. Malet."

sie doch in ihrem staatsmännischen Wirken mit uns. Sie mußten immer auf der Wacht gegen Frankreich sein."

Um dieselbe Zeit zirkulirte in Berlin ein Scherzwort, das Bismarck einem Friedrichsruher Gaste gegenüber fallen ließ. Man war gerade im Begriff, bei der Mittagstafel die Suppe einzunehmen, als ein Telegramm aus Berlin überreicht wurde. Der Fürst erhob sich, nachdem er den schon zur Hand genommenen Löffel wieder zur Seite gelegt hatte, und entschuldigte sich seinen Gästen gegenüber damit, daß das Telegramm eine sofortige Beantwortung verlange. Als darauf einer der Gäste sich erlaubte, den Fürsten in scherzhafter Weise zu bitten, doch die Suppe nicht kalt werden zu lassen, entgegnete der Fürst mit komisch-ängstlicher Miene: „Um Gottes willen nicht — das Telegramm ist von Herbert, meinem Sohn, und wenn ich den warten lasse, schickt er mir sofort ein zweites, dringendes Telegramm; in seinen Arbeiten liebt er keine Verzögerung, und das ist gut so; wenn ich in meiner Jugend nur halb so fleißig gearbeitet hätte wie mein filius, dann wäre aus mir vielleicht noch etwas ganz anderes geworden."

Im Winter 1886—1887 arbeitete Prinz Wilhelm im Auswärtigen Amt. Von Potsdam aus hat der Prinz bei seinen häufigen, fast täglichen Besuchen in Berlin es selten versäumt, in der Wilhelmstraße vorzufahren.

Am 11. März 1887 wurde dem Grafen Herbert der hohe russische Orden vom Weißen Adler verliehen. Diese Gnadenbezeigung des Zaren gerade vor der Geburtstagsfeier Seiner Majestät des Kaisers erschien als ein bemerkenswertes Zeichen über das Verhältnis Rußlands zu Deutschland.

Der allgemeine politische Horizont war in den letzten Lebensjahren des Kaisers Wilhelm I. ziemlich ungetrübt; um so mehr nahmen dafür die kolonialen Fragen, namentlich in Ostafrika [1]) und Samoa, [2]) die Thätigkeit des Auswärtigen Amts in Anspruch.

---

[1]) 13. Januar 1887. Schreiben „In Vertretung des Reichskanzlers" an den Präsidenten des Reichstags von Wedell-Piesdorf, betreffend die Uebersendung des Uebereinkommens mit England wegen Sansibar und der Abgrenzung der Interessensphären in Ostafrika. Im Jahre 1887 beabsichtigte der bayerische Landwirt A. Küntzel, mit selbstthätigen Landwirten im Suaheli-Sultanate Plantagenbau zu betreiben; er richtete deshalb in einem Schreiben vom 5. Juli 1887 an das Auswärtige Amt das Ersuchen, ihm für sein Unternehmen den Schutz des Reichs angedeihen lassen zu wollen. Darauf ging ihm unterm 6. Juli 1887 ein vom Staatssekretär Grafen Herbert von Bismarck unterzeichnetes Schreiben zu, worin ihm der erbetene Schutz zugesagt und zugleich mitgeteilt wurde, daß dem Generalkonsulate zu Sansibar die darauf bezügliche Benachrichtigung bereits zugegangen sei.

[2]) ? September 1887. Denkschrift des Grafen Herbert, betreffend die Schwierigkeiten des amerikanischen Vorschlags bei Einsetzung einer als Vertreter der in Samoa interessirten Mächte gebildeten Regierung auf den Schifferinseln.

8. November 1887. Erlaß an den Konsul in Apia, betreffend die Beobachtung strengster Neutralität. Weißbuch V Nr. 13.

Als der Kaiser Wilhelm I. zu Neujahr 1888 einen außerordentlichen Botschafter nach Rom entsandte, um dem Papste Leo XIII. Geschenke und ein eigenhändiges Glückwunschschreiben zum fünzigjährigen Priesterjubiläum zu überbringen, fiel die Wahl auf den Grafen Brühl. Derselbe hatte die Aufgabe, noch einige politische Fragen mit dem Papste zu besprechen, und er verhandelte darüber vor der Abreise mit dem Grafen Herbert Bismarck. Auf Wunsch des Grafen Brühl gestattete Fürst Bismarck, daß dessen Sohn, Offizier bei den Gardeducorps, die Römerreise mitmachte.

Graf Herbert, welcher jetzt auch zum Mitgliede des Bundesrats ernannt worden war, fand in dieser Periode zweimal Gelegenheit, vom Bundesratstisch aus zu sprechen. Zum ersten Male handelte es sich um eine von dem Reichstagsabgeordneten Horwitz gewünschte Erklärung über die Wechselseitigkeit zwischen Deutschland und Rußland in Vollstreckung gerichtlicher Erkenntnisse. Solche plötzlichen Anfragen pflegt der betreffende Ressortchef meist dilatorisch zu behandeln, denn im Reichstag erlangt jede Aeußerung eine bedeutende Tragweite. Um so mehr fiel es auf, daß der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amts unmittelbar, nachdem der Interpellant geendet, das Wort ergriff, um die Antwort auf die gestellte Frage zu geben. Die Antwort war streng juristisch, formgerecht und — im Gegensatz zu der sonst im Parlament nicht selten üblichen Länge — knapp, kurz und präzis. (Stenographischer Bericht der Reichstagssitzung v. 8. 1. 87 S. 313.)

Man beurteilte damals das parlamentarische Auftreten des Grafen Bismarck verschieden; die einen wollten in diesen knappen Formen den Ausdruck einer gewissen Befangenheit erblicken, die anderen betrachteten gerade diese Form als wünschenswert zur Abkürzung parlamentarischer Weitläufigkeiten und deuteten an, daß diese Knappheit in der Ausdrucksweise vielleicht in den Verhandlungen der Parlamente eine große Zukunft habe und als das Kennzeichen energischer, zielbewußter Charaktere gelten werde, die durch diese Form ihrer Auslassungen unnötigen und zu weitgehenden parlamentarischen Erörterungen den Boden entziehen.

Im Winter 1887 hatte Graf Bismarck in der Budgetkommission des Reichstags empfohlen, auf dem Kolonialgebiet zunächst eine abwartende Stellung einzunehmen und nicht heute schon über die Erfolge dieser Politik ein abschließendes Urteil zu fällen. In der Sitzung des Reichstags vom 16. Dezember 1887 führte er aus, daß der Artikel 69 der Reichsverfassung auf die Schutzgebiete keine Anwendung finde (Stenographische Berichte Seite 306 X).

Jeder in den Dienst des Auswärtigen Amts Eingeweihte wußte damals, daß die hohe Vertrauensstellung, die Graf Bismarck bekleidete, dem Dienste ungemein zu statten kam. Graf Herbert ging jeden Morgen vor dem Frühstück zu dem Reichskanzler hinüber, um mit demselben die schwebenden Fragen zu besprechen. Wenn die Räte also in einer Sache eine Entscheidung des Fürsten

brauchten, so konnten sie sicher sein, sie nach Verlauf von ein paar Stunden in Händen zu haben.

Auch wenn der Fürst sich außerhalb Berlins aufhielt, war Graf Herbert häufig bei ihm, sowohl in Friedrichsruh [1]) als auch in Varzin [2]) und Gastein; [3]) insbesondere war er zugegen bei den in diese Zeit fallenden Kaiserbesuchen in Berlin [4]) und den Begegnungen des Fürsten Bismarck mit auswärtigen Ministern (Kalnoky, Crispi).

Die Beherrschung der französischen und der englischen Sprache kam auch seinem Verkehr mit den auswärtigen Diplomaten zu gute. Wenn er die Feder zu einer Note ansetzte, so zeigte er seine gute Schulung sowohl in Bezug auf Inhalt als auch auf Form. Eines Tages hatte Geheimrat Kayser Auftrag erhalten, für die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ einen Artikel zu schreiben. Als der Entwurf dem Grafen Herbert vorgelegt wurde, mußte er die Arbeit kassiren, da sie das punctum saliens nicht traf. Darauf ließ der Graf einen der anderen Räte kommen und bemerkte auf die Uhr sehend: „Es ist 2½ Uhr. In einer Stunde muß der Artikel in der Redaktion liegen; wir haben also keine Zeit zu verlieren. Wollen wir uns zusammensetzen und die Sache schnell machen.“ Darauf nahmen die beiden Herren am Arbeitstisch Platz, und Graf Herbert diktirte den Artikel von Anfang bis zum Schluß, ohne zu stocken, und ohne daß nachträglich auch nur ein Wort geändert zu werden brauchte. Der Artikel stand abends in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ und verfehlte nicht, große Aufmerksamkeit zu erregen.

V. Unter Kaiser Friedrich. Ernennung zum Staatsminister.

Am 11. März 1888 begab sich Graf Herbert mit den Mitgliedern des Staatsministeriums nach Leipzig zum Empfang des Kaisers Friedrich; am 13. März dankte er dem Minister Crispi für die Teilnahme des italienischen Parlaments an dem Hingang des Kaisers Wilhelm, und am 24. nahm er an der Trauercour vor der Kaiserin Friedrich [5]) teil; am 10. April und 7. Mai war er zum Vortrag bei dem Kronprinzen befohlen.

---

[1]) 31. Mai 1886, 15. September 1887, 18. September 1887 Abreise mit dem österreichischen Minister Grafen Kalnoky, 22. September 1887 wiederholte Reise nach Friedrichsruh, 1. bis 3. Oktober 1887 anwesend bei dem Besuche des Ministers Crispi, 16. und 17. Oktober, 2. bis 4. November 1887, 3. bis 6. Dezember 1887, 23. bis 30. Dezember 1887, 14. bis 16. Januar 1888 wiederholte Besuche in Friedrichsruh.

[2]) 24. und 25. Oktober 1886.

[3]) 6. August 1886, 9. August Audienz bei Kaiser Franz Joseph, anwesend bei dessen Galadiner, 16. August zu Tisch bei der Großherzogin von Weimar.

[4]) 18. November 1887 Galadiner zu Ehren des Kaisers von Rußland in Berlin.

[5]) Horst Kohl spricht in seinen Bismarck-Regesten irrtümlich von einer Trauercour vor dem Kaiser Friedrich.

Im März 1888 verlieh der Zar dem Grafen Herbert den Alexander-Newski-Orden.[1])

Von einer mit hohen russischen Kreisen in Berlin Fühlung unterhaltenden Seite wurde dem „Deutschen Tageblatt" geschrieben: „Wenn etwas die besonders freundschaftlichen Beziehungen Rußlands und Deutschlands in diesem Augenblicke zu beleuchten vermag, so ist dies offenbar die Verleihung des hohen russischen Alexander-Newski-Ordens an den Staatssekretär des Auswärtigen, Grafen Herbert Bismarck, und die Art und Weise der Uebermittlung dieser hohen Ordensdekoration nach Berlin. In der Person des im russischen Amt thätigen Fürsten Obolenski wurde ein eigner Abgesandter zur Ueberbringung der betreffenden Dekoration gewählt, welcher, zufolge der Ueberschwemmung des Schienenweges der Ostbahn zwischen Marienburg und Elbing, einen Umweg machen und die Insterburg-Thorner Eisenbahn benutzen mußte, um Berlin zu erreichen. Hier heute morgen eingetroffen, konnte derselbe alsbald die hohe Auszeichnung für den Grafen Herbert Bismarck dem Kaiserlich russischen Botschafter übergeben, welcher dann auf dem Auswärtigen Amt im Laufe des heutigen Nachmittags persönlich dem Staatssekretär den ihm vom Kaiser Alexander III. verliehenen Orden überreichte. Diese neueste Dekorirung des Grafen Herbert Bismarck seitens des russischen Monarchen wird in diplomatischen Kreisen für um so bedeutungsvoller angesehen, als unser Staatssekretär des Auswärtigen erst im Sommer vorigen Jahres von russischer Seite durch einen hohen Orden ausgezeichnet worden war. Die damals erfolgte Auszeichnung war auch der Grund, weshalb dem Grafen Herbert Bismarck bei der Anwesenheit des Kaisers Alexander III. nicht schon wieder eine Ordensdekoration verliehen wurde, welche Anwesenheit bekanntlich am 18. November 1887 hierselbst stattfand. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in der jetzt erfolgten abermaligen Auszeichnung den Beweis dafür erblickt, daß in der schwebenden Frage, welche in erster Linie Rußland jetzt beschäftigt, das innigste Einvernehmen der beiden Nachbarreiche vorherrscht, ein Einvernehmen, welches die sichere Aussicht eröffnet, daß jene Frage — die bulgarische — nach den Wünschen Rußlands ihre Erledigung finden wird."

Die Nummer des „Staatsanzeigers" vom 26. April 1888 gab die Ernennung des Staatssekretärs des Auswärtigen Amts, Wirklichen Geheimen Rats Grafen von Bismarck-Schönhausen zum Staatsminister und Mitglied des Staatsministeriums amtlich bekannt.[2]) Der Kaiser hatte, wie verlautete, diese Er-

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

[2]) Vergl. die „Hamburger Nachrichten" v. 26. 11. 95, M.-A. Das Schreiben, mittelst dessen Fürst Bismarck die Ernennung des Grafen Herbert zum Staatsminister dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses v. Köller mitteilte, datirt vom 26. April 1888 (Aktenstücke Nr. 165), nicht, wie Kohl in den Bismarck-Regesten irrtümlich bemerkt, vom 24. April 1888. Unter demselben Datum, 26. April, erfolgte auch die entsprechende Mitteilung an den Präsidenten des Herrenhauses, Herzog von Ratibor. Dieses Datum steht in Kohls Bismarck-Regesten auch falsch.

nennung dem Reichskanzler persönlich angekündigt, indem er den Empfindungen, welche ihn gegen den Reichskanzler beseelten, einen ungemein herzlichen Ausdruck gab.

Verschiedene Zeitungen waren durch diese Ernennung in Aufregung versetzt worden. Dieselben behaupteten, in so jugendlichem Alter wäre noch niemand in das Staatsministerium berufen worden. Hierauf antwortete das „Deutsche Tageblatt“ (Nr. 196 vom 27. April 1888): „Es spricht unseres Erachtens nicht gerade dafür, daß die betreffenden Blätter eine besondere Vertrautheit mit den einschlägigen Verhältnissen der vaterländischen Geschichte an den Tag legten. Sonst könnte es ihnen doch schwerlich unbekannt sein, daß zum Beispiel ein Vorfahr derselben Familie, welche jetzt durch die in Rede stehende Ministerernennung abermals ausgezeichnet ist, bereits im zweiunddreißigsten Lebensjahre zu solcher Würde emporstieg. Wir meinen den am 7. Juli 1750 geborenen Herrn Wilhelm August v. Bismarck, welcher als Referendar beim Kammergericht seine Laufbahn begann, später Legationsrat, dann Gesandter in Kopenhagen und im Jahre 1782, also im zweiunddreißigsten Lebensjahre, Geheimer Staats- und Kriegsminister wurde. Dieser Vorfahr der Familie v. Bismarck bildet übrigens keineswegs das einzige Beispiel verhältnismäßig jugendlicher Minister in Preußen. So wurde der 1714 geborene Graf Finckenstein im Jahre 1748, also vierunddreißig Jahre alt, zum Minister ernannt. Herr v. Zedlitz, geboren am 4. Januar 1731, wurde Ende 1770, neununddreißig Jahre alt, Justizminister und am 18. Januar 1771 zum Unterrichtsminister berufen, als solcher der Reformator des preußischen Schulwesens. Endlich sei noch des am 2. September 1725 geborenen Ministers Herzberg gedacht, welcher am 5. April 1763, achtunddreißig Jahre alt, zu dieser Würde berufen wurde.

Vorstehende Beispiele dürften hoffentlich genügen, um gewisse Blätter über ihre Skrupel wegen der ‚Jugendlichkeit‘ des Staatsministers Grafen Herbert v. Bismarck zu beruhigen. Im übrigen wird es jeder verständige Politiker und Vaterlandsfreund begreiflich finden, daß eine in der Schule eines Vaters, wie Fürst Bismarck ist, gereifte jugendliche Kraft, wie die des Grafen Herbert v. Bismarck-Schönhausen, durch die Gnade des Kaisers und Königs eher zum Staatsminister berufen wird als eine in der Schule Eugen Richters zur Mumie (wie die ‚Germania‘ seinerzeit sagte) herangebildete fortschrittliche Größe.“

VI. Unter Kaiser Wilhelm II.

(15. Juni 1888 bis 26. März 1890).

Die Leistungen eines Ministers des Aeußern treten aus naheliegenden Erwägungen äußerlich lange nicht so sehr zu Tage als die eines Kollegen in dem inneren Ressort. Die Wege sind oft verschlungen, oft geheim, und oft fühlt der Staatsmann erst nach vielen Jahren den Moment gekommen, um eine

frühere Depesche oder eine diplomatische Unterredung aus alter Zeit zu veröffentlichen.

Man darf also von dem, was wir aus der Amtszeit des Grafen Herbert wissen, auch nicht entfernt einen Schluß darauf ziehen, was er in Wirklichkeit geleistet hat. Aber selbst der Stoff, der publici juris wurde, ist so angewachsen, daß wir uns begnügen müssen, den Leser nur in ganz großen Zügen auf die einzelnen Abschnitte seiner diplomatischen Wirksamkeit hinzuweisen.

Den breitesten Raum in unserer Skizze nehmen die kolonialen Fragen ein.

VII. Samoa

gehört zwar nicht zu unseren Kolonien; die Möglichkeit seiner Einbeziehung in diese war durch die Haltung des Reichstags im Jahre 1880 abgeschnitten worden. Die Wahrung des vorwiegenden deutschen Interesses auf jener Inselgruppe legte dem Auswärtigen Amt aber trotzdem in dem darauf folgenden Jahrzehnt viele Mühe und schwierige Arbeit auf.

Die Verwicklungen, welche auf den Samoa-Inseln im Dezember 1888 zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen deutschen Marinetruppen und aufständischen Eingeborenen geführt hatten, gaben Anlaß zur Vorlegung mehrerer Sammlungen von Aktenstücken an den Bundesrat und den Reichstag. Die Streitigkeiten der deutschen Vertreter mit den englischen und amerikanischen erschienen darin in einem Lichte, welches das Verfahren des deutschen Vertreters nicht überall rechtfertigte, und so war die Sammlung von Aktenstücken ein Beweis von der unparteiischen, unbefangenen und offenherzigen Behandlung solcher Mißhelligkeiten durch die Reichsregierung, deren überseeische Politik sich auch in diesem Falle als eine höchst besonnene und friedliebende zeigte. Zu einem gesetzgeberischen Vorgehen war in diesen, der deutschen Schutzherrschaft nicht unterstellten Gebieten kein Anlaß. Auch zur parlamentarischen Erörterung kamen die Aktenstücke nicht.

Weil die auf Samoa bezügliche politische Korrespondenz zum großen Teil die Unterschrift des Grafen Herbert trug (ich verweise auf die Erlasse an den Konsul in Apia vom 24. November, 10., 14., 23., 26. Dezember 1888, 8. Januar 1889, Weißbuch V. 48 Nr. 27, 50 Nr. 29, 57 Nr. 32, 57 Nr. 33, 58 Nr. 34, 59 Nr. 37),[1]) so suchte die ihm systematisch feindliche freisinnige Presse hieraus Kapital zu schlagen. Demgegenüber bemerkten die „Hamburger Nachrichten" Nr. 171 vom 21. Juli 1893: „Es ist eine Verdrehung der Thatsachen, wenn man an dem Unglück in Samoa, soweit es überhaupt vom menschlichen Verhalten und nicht von vis major herrührt, die Schuld in Berlin suchen wollte und insbesondere im Auswärtigen Amt. Wir sind mit den damaligen Vorgängen vertraut genug, um zu wissen, daß der Verlust einer Anzahl

---

[1]) Und die Reichstagsrede über das Konsulat in Apia vom 26. November 1889, Stenogr. Bericht S. 513 f.

braver Marinesoldaten' nicht Folge von Instruktionen war, die von Berlin gegeben waren, sondern lediglich das Ergebnis von Vorkommnissen an Ort und Stelle. Wenn das Konsulat sich innerhalb seiner völkerrechtlichen Befugnis gehalten hätte, so wäre Anlaß zu den damaligen bedauerlichen Ereignissen voraussichtlich nicht gegeben worden, und wenn das Eingreifen der Marine so rechtzeitig stattgefunden hätte, wie es möglich war, wenn das Schiffskommando die von ihm entsandten Streitkräfte und deren Schicksal keinen Moment aus dem Auge verloren hätte, so hätte unser Verlust die betrübende Höhe nicht erreicht. Sobald die ersten Schüsse unserer Marine den ausgeschifften Soldaten zu Hilfe kamen, war der Kampf entschieden und beendet, und diese Unterstützung hätte früher eintreten können, wenn das Kommando der Operation unserer Streitkräfte von dem Augenblick an, wo sie von Bord gingen, mit seinen Beobachtungen gefolgt wäre, soweit die Lokalität es zuließ, um zu sehen, was aus den Mannschaften wurde. Die in Samoa an Ort und Stelle geschehenen Irrungen, bei monatlanger Entfernung, dem damaligen Unterstaatssekretär in Berlin zur Last zu legen, ist eine Ungerechtigkeit, welche ihre Entschuldigung in der Unbekanntschaft mit den amtlichen Vorgängen nicht ausreichend findet; man muß das Uebelwollen des Parteihasses zu Hilfe rufen, um sie zu erklären." [1])

Es gab einen Augenblick, da die amerikanischen Gemüter in der Samoafrage fast ebenso erhitzt waren als jetzt wegen Cuba. Zur Beruhigung der öffentlichen Meinung jenseits des Ozeans gestattete Graf Herbert im Februar oder März 1889 einem Mitarbeiter des „New York Herald" ein Interview, dessen Wiedergabe die „Kölnische Zeitung" mit folgenden Bemerkungen einleitete:

„Die Aeußerungen des deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen erfordern nicht nur wegen ihres Inhalts, sondern auch durch die ungewöhnliche Form, in der sie der Oeffentlichkeit vorgelegt werden, besondere Beachtung. In Deutschland waren sich alle urteilsfähigen Politiker von vornherein klar darüber, daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten über die Regelung der Verhältnisse auf Samoa nicht zu einem Bruch zwischen den beiden befreundeten Staaten führen dürften; in

---

[1]) Daß Graf Herbert gerade in der Samoafrage wohl bewandert war, bestätigte gelegentlich der Mitinhaber der Hamburger Südseefirma Hernsheim, der, als die Samoawirren für den deutschen Handel zum erstenmal bedrohlich wurden, nach Berlin gereist war, um seine Anliegen dem Reichskanzler persönlich zu unterbreiten. Aber der Reichskanzler war augenblicklich nicht zu sprechen, und man verwies den Hamburger Handelsherrn, der es sehr eilig hatte, an den Grafen Herbert. Zu seiner Freude und seinem Erstaunen entdeckte er schon nach den ersten einleitenden Sätzen, daß der junge Graf über alle Verhältnisse in überraschend ausgezeichneter Weise unterrichtet war und selbst über die Ertragsfähigkeit der kleinsten Inseln im australischen Archipel sachkundige und genau zutreffende Kenntnisse hatte. „Es war mir," so äußerte sich der auf den Samoa-Inseln lange ansässige Herr, „als wenn ich mit jemand gesprochen hätte, der selbst drüben war."

Amerika aber war ein Teil der Presse und der Volksvertretung, offenbar, weil man die leitenden Grundsätze der deutschen Politik verkannte, der Ansicht, Deutschland beabsichtige, sich durch eine Vergewaltigung der amerikanischen Interessen über die bestehenden Verpflichtungen hinwegzusetzen. Um diese falsche Auffassung zu widerlegen und böswilligen Verdächtigungen den Boden zu entziehen, unterbreitet Graf Herbert Bismarck seine maßgebenden Ansichten in dem größten und bedeutendsten amerikanischen Blatte, dem in New York, London und Paris erscheinenden ‚New York Herald‘, dem amerikanischen Volke selbst, und es ist zu hoffen, daß diese freimütige Erklärung eine ebenso freimütige Aufnahme finden und die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten von dem Irrwege des Chauvinismus zu einer unbefangenen Beurteilung zurückführen werde.“ — Der Berichterstatter des „New York Herald“ schrieb:

„Seine Excellenz empfing mich heute vormittag in seinem Arbeitszimmer in der ehemaligen Wohnung des Fürsten Bismarck, die nunmehr ausschließlich für die Diensträume des Auswärtigen Amts eingerichtet ist. Man durchschreitet einige sehr einfach eingerichtete Vorzimmer, in denen dicke Smyrnateppiche jeden Schritt unhörbar machen, und deren einzigen Schmuck große Wandkarten bilden. Durch gepolsterte Doppelthüren tritt man dann in das geräumige Arbeitszimmer. Dasselbe liegt nach dem Hofe zu; ein mächtiger Walnußbaum breitet weithin seine jetzt kahlen Aeste, während hinter einem rohen Bretterzaun die prächtigen alten Bäume aus dem Garten des Reichskanzlers den Hintergrund bilden. Zwischen den beiden Fenstern nach der Mitte des Zimmers zu steht ein breiter großer Schreibtisch, vollständig mit Akten, roten und blauen Mappen, mit Briefschaften und Depeschen überdeckt; an der einen Längswand steht ein runder Tisch nebst einigen Sesseln vor einem altertümlichen Sofa, an der andern Wand springt eine breite Chaiselongue ins Zimmer hinein; sonst bilden nur Bücherschränke und Aktentische, einige wenige Stühle und eine große Wandkarte die Ausschmückung des Zimmers; auf dem Kamin steht eine große Photographie des Fürsten Reichskanzlers mit dessen eigenhändiger Unterschrift. In diesem Zimmer vereinigen sich die Fäden, mit denen die auswärtige Politik des Deutschen Reichs geleitet wird, und hier wird eine Arbeitslast bewältigt, welche die Kräfte gewöhnlicher Menschen weit übersteigen dürfte. Graf Herbert Bismarck-Schönhausen gilt für einen der unermüdlichsten Beamten, und das will, zumal im arbeitsreichen Berlin, sehr viel sagen. Schon morgens in aller Frühe beginnt für ihn der Dienst, und selten hört für ihn das Tagewerk vor Mitternacht auf. Der Graf verschiebt nichts bis zum Morgen; was der Tag bringt, muß auch an dem Tage erledigt werden, und sollte er auch dazu die meisten Stunden der Nacht opfern müssen. Dazu lasten auf dem Grafen sehr zahlreiche Repräsentationsverpflichtungen, und da er ein liebenswürdiger Hausherr und ein sehr lebhafter und interessanter Gesellschafter ist, so gehören seine Einladungen zu den Auszeichnungen, die jedermann, der bei ihm eingeführt

zu sein die Ehre hat, die willkommensten sind. Seine parlamentarischen Abende, die er in seinem gemütlichen Junggesellenheim veranstaltet, bilden besonders in diesem Winter die Krone der Berliner Feste. Die hervorragendsten Spitzen der Reichsbehörden und der preußischen Behörden, die angesehensten Vertreter des Heeres und der Flotte, die höchsten Hofbeamten geben sich bei ihm ein Stelldichein mit den Vertretern aller Parteien im Deutschen Reichstag und preußischen Landtag; an zahlreichen kleinen Tischen bilden sich Gruppen von Gesinnungsgenossen in lebendigem Austausch der politischen Fragen der Gegenwart. Die ausgesuchtesten Speisen, ein vorzüglicher Weinkeller, die auserlesensten Zigarren sorgen für das körperliche Wohlbehagen der Gäste. In der Regel dehnen sich diese Abendempfänge bis in den frühen Morgen hinein. Seine Excellenz hatte heute die Gewogenheit, mir auf meine Bitte die Auffassung der deutschen Regierung in der Samoafrage auseinanderzusetzen. Er sagte im wesentlichen folgendes:

Die öffentliche Meinung Deutschlands hat sich über die Samoafrage nicht sehr aufgeregt, wie ja auch die Haltung der deutschen Presse bewiesen hat. Die deutsche Regierung hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß sie auf Samoa nichts anderes wolle als Aufrechterhaltung der bisherigen staatsrechtlichen Verhältnisse sowie die Sicherung von Ruhe, Frieden und Ordnung. Einige Kreise, die aus eigennützigen Beweggründen versuchten, Mißtrauen gegen diese offen zu Tage liegende Absicht der deutschen Regierung zu säen, werden damit bei vernünftigen Leuten sicherlich keinen Boden finden. Denn das ist einer der wesentlichsten Vorzüge der deutschen Politik, daß sie stets mit offenen Karten spielt, ihren Verpflichtungen ehrlich nachkommt und Winkelzüge vermeidet. Dieser Vorzug wird von der ganzen Welt anerkannt und wird nicht durch geheime Wühlereien wieder in Frage gestellt werden können. Man weiß in der Welt, daß das, was Deutschland als schwarz oder als weiß bezeichnet, in der That schwarz oder weiß ist. Auch in der Samoafrage spielt Deutschland mit offenen Karten. Im Sommer 1887 versuchte Deutschland, in einer Konferenz zu Washington gemeinsam mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit Großbritannien eine Vereinbarung zu treffen, welche die gemeinsamen Interessen der drei Mächte und ihrer Unterthanen auf diesen Inseln sichern sollte. Aber diese Konferenz vertagte sich ohne ein endgiltiges Ergebnis. Zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland bezw. England besteht über Samoa kein Vertrag; die bestehenden Verträge wurden zwischen den Vereinigten Staaten, Deutschland und England einerseits und den Samoanern andererseits abgeschlossen. Die Aufrechterhaltung dieser Verträge liegt selbstverständlich im gleichmäßigen Interesse aller Beteiligten. Das Schlimme ist nur, daß in Samoa die jedesmalige Regierung eine so wechselnde und unbeständige ist. Es machen sich hier seit langen Jahren dieselben Erscheinungen geltend, die seit Jahrhunderten auf den übrigen Südsee-Inseln stets beobachtet wurden. Den

wilden Eingeborenen fehlt der Begriff der staatlichen Autorität und des Gehorsams; stets liegen sie mit einander in Fehde; der Starke siegt, herrscht jedoch nur so lange, bis ein Stärkerer kommt, das heißt bis sich rasch eine Mehrheit von Eingeborenen zusammengethan hat, die sich von einem Landsmann, den sie als ihresgleichen ansehen, staatlich beherrschen zu lassen niemals gewohnt waren. Früher hatten diese gegenseitigen Fehden weniger Bedeutung, solange sie nur mit Lanzen und Pfeilen ausgekämpft wurden; je mehr aber diese Eingeborenen mit der Zivilisation in Verbindung kommen, je mehr sie mit Pulver und Gewehren, sogar mit Perkussionsgewehren ausgerüstet werden, um so blutiger werden diese Kämpfe, um so häufiger wechselt der jeweilige Sieger und Herrscher, um so mehr werden auch die Interessen der zivilisirten Bewohner der Inseln verletzt. So war auch die Lage auf Samoa. Malietoa ist seinerzeit durch Tamasese ersetzt worden, und jetzt sucht ein früherer strenger Gegner Malietoas selbst, Mataafa, wiederum den Tamasese zu stürzen. Die Kämpfe, die sich daraus entwickelt haben, sind auch für die europäischen und amerikanischen Interessen auf den Inseln verhängnisvoll geworden. Ein vollständiges Bild kann man sich über dieselben noch nicht machen, da die ausführlichen brieflichen Berichte erst Mitte Februar hier eintreffen können; Telegramme liegen vor, aber dieselben sind chiffrirt, leider auch teilweise verstümmelt angekommen, so daß sie kein zuverlässiges Bild gewähren.

Es sei selbstverständlich, daß die deutsche Regierung in diesen Kämpfen für die Interessen der deutschen Unterthanen, soweit sie durch die Kämpfe verletzt würden, einzutreten habe; dabei sei ebenso selbstverständlich auch das Interesse der anderen europäischen und amerikanischen Eingewanderten zu berücksichtigen. Die Interessen der deutschen Händler und Plantagenbesitzer überwögen dort bekanntlich weitaus die Interessen der Angehörigen anderer Nationen. Deutschland sei dort von den Rebellen angegriffen worden. Das Ziel der deutschen Repression könne und solle aber allein und ausschließlich die Herstellung der öffentlichen Ordnung, des Friedens und der Ruhe sein; deshalb habe der Graf denn auch die Regierung der Vereinigten Staaten, die ja auf der Inselgruppe sich den ganz vorzüglichen Hafen von Pango-Pango als Kohlenstation gesichert habe, aufgefordert, auch ihrerseits gemeinsam mit der deutschen und englischen Regierung an der Wiederherstellung dieser Ordnung mitzuwirken. Zu dem Ende habe Graf Herbert Bismarck noch dieser Tage eine Unterredung mit dem amerikanischen Geschäftsträger und dem großbritannischen Botschafter gehabt und habe diese gebeten, das Nötige zu veranlassen, daß die letzte Washingtoner Konferenz von 1887 wieder ihre Verhandlungen fortsetzen möge, um zu einer den Zuständen auf der Inselgruppe und den gemeinsamen Interessen der drei Reiche gleich zusagenden Verständigung zu gelangen. Die Inselgruppe selbst sei ja mit Bezug auf die drei Reiche so klein und die Interessen daran verhältnismäßig so unbedeutend, daß es ja gar nicht denkbar sei, daß wegen Meinungsverschiedenheiten

auch nur ein lebhafter Depeschenwechsel stattfinden würde. Ein mündlicher Gedankenaustausch der gegenseitigen Bevollmächtigten würde gewiß die rascheste und erfreulichste Lösung auf dem feststehenden Boden der politischen Gleichberechtigung erzielen. Leider sei zurzeit Deutschland mit Mataafa in Kriegszustand versetzt worden. Soweit die vorliegenden, freilich der Ergänzung noch bedürftigen Berichte ergäben, sei eine Abteilung deutscher Matrosen, als sie zum Schutze deutscher Ländereien habe landen wollen, von Mataafa und seinen Scharen meuchlings überfallen worden; diese Handlung verlange selbstverständlich volle Sühnung den Angreifern gegenüber. Sollte ein deutscher Beamter seine Weisungen überschritten und, worüber jedenfalls jede Gewißheit fehle, ohne Billigung und ohne Auftrag der deutschen Regierung gehandelt haben, so würde er seine Zurechtweisung finden. Aus allen bisherigen Verhandlungen gewinne er die Ueberzeugung, daß allerseits der Wunsch bestehe, diese Frage rasch und glücklich gelöst zu sehen. Ihm — dem Staatsminister selber — liege eine Anzahl von Zuschriften hochangesehener amerikanischer Bürger, Staatsmänner und Gelehrten vor, die für ihn keinen Zweifel darüber aufkommen ließen, daß auch in den Vereinigten Staaten wenigstens die einsichtigen Kreise diese Frage mit derselben Ruhe und Gelassenheit behandelten, die sie in Deutschland allseitig gefunden habe. Einer Aufregung sei sie überhaupt nicht wert."

Der „New York Herald" begleitete die Auslassungen des Grafen Bismarck mit nachstehenden Bemerkungen: „Die Thatsache, daß Graf Bismarck mit so großem Freimut dem Vertreter des ‚Herald' die Wünsche Deutschlands erklärte, ist ein bemerkenswerter Beitrag zu einer friedlichen Verständigung. Die Vereinigten Staaten besitzen unzweifelhafte Rechte in Samoa. Die Anerkennung dieser Thatsache durch Graf Bismarck bedeutet ein gutes Einvernehmen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Das ist ein wichtiger Beitrag zum Frieden der Welt."

Die Samoakonferenz, welche Graf Herbert Bismarck dem Mitarbeiter des „New York Herald" in Aussicht gestellt hatte, wurde nach Berlin berufen, nachdem die 1887er in Washington resultatlos verlaufen war. Freitag, den 26. April 1889 trafen die Mitglieder der Samoakonferenz in Berlin ein. Deutschland ward durch den Grafen Herbert und die Mitglieder des Auswärtigen Amts v. Holstein und Dr. Krauel vertreten. Die Vertretung Englands übernahm der Botschafter Malet, die Vereinigten Staaten hatten die Herren Kasson, Phelps und Bates entsandt. Sonnabend, den 27. April, machten die amerikanischen Bevollmächtigten zur Samoakonferenz, die Herren Kasson, Phelps und Bates, auf dem Auswärtigen Amt dem Staatssekretär Grafen v. Bismarck ihren Antrittsbesuch.[1]) Bei dieser Gelegenheit erklärte Herr Bates, nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", er bedaure, daß ein seine Unterschrift tragender Artikel im letzten

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Hefte einer amerikanischen Monatsschrift veröffentlicht und in der deutschen Presse vielfach bemerkt worden sei; er benütze gern diesen Anlaß, um hervorzuheben, daß jene literarische Kundgebung, die vielleicht infolge unvollkommener Uebersetzungen zu Mißdeutungen Veranlassung gegeben habe, von ihm zu einer Zeit geschrieben worden sei, als die deutschen Weißbücher noch nicht vorgelegen hätten, und als ihm der Gedanke fern gelegen habe, er könne, obgleich der jetzigen Regierungspartei nicht angehörig, zum Bevollmächtigten für die Samoakonferenz berufen werden; er habe, sobald er von seiner Bestallung Kenntnis erhalten, alle Schritte gethan, um das Erscheinen seiner Abhandlung zu inhibiren; zu seinem lebhaften Bedauern habe aber die betreffende Redaktion sich wegen technischer Schwierigkeiten außer stande erklärt, den schon stereotypirten Artikel zu unterdrücken. Herr Bates erklärte, daß er seine Abhandlung nur als unvollständig unterrichteter Privatmann geschrieben habe; nach dem Bekanntwerden der im Weißbuch veröffentlichten Depeschen, welche für die loyale Haltung der deutschen Regierung Zeugnis ablegten, sei der Artikel gegenstandslos geworden. Herr Bates fügte hinzu, er habe volle Achtung vor der deutschen Nation, welcher die Vereinigten Staaten viel zu verdanken hätten, und nichts habe ihm ferner gelegen, als Deutschland oder seine Regierung verletzen zu wollen. Er schloß mit dem Ausdruck des Wunsches, daß seine Erklärung zur öffentlichen Kenntnis kommen und dazu beitragen möge, die in der deutschen Presse gegen ihn zu Tage getretenen Verstimmungen vollkommen zu beseitigen.

Diese Erklärungen des Herrn Bates waren geeignet, ein günstiges Resultat der Konferenz erhoffen zu lassen, und lieferten einen neuen Beweis für die staatsmännische Weisheit unseres Reichskanzlers, der sich durch den Uebereifer mancher Blätter nicht hat bestimmen lassen, diesen Delegirten infolge seiner feindseligen Auslassungen gegen Deutschland abzulehnen, was möglicherweise das Scheitern der Konferenz hätte herbeiführen können.

Montag, den 29. April, nachmittags $2^1/_2$ Uhr, wurde die Samoakonferenz im Auswärtigen Amt zu Berlin durch den Grafen Herbert eröffnet. Derselbe begrüßte die Delegirten im Namen des Kaisers mit einer Anrede in französischer Sprache und übernahm auf Antrag der amerikanischen Bevollmächtigten den Vorsitz, worauf die Vorlegung der Beglaubigungsschreiben erfolgte.

Die erste Sitzung der Konferenz dauerte von $2^1/_2$ bis $3^3/_4$ Uhr.

Nach langen und eingehenden Verhandlungen [1]) wurde am 14. Juni 1889 die Generalakte der Samoakonferenz in Berlin unterzeichnet.

Wie gut sich bald darauf die Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten von Amerika gestalteten, ersieht man unter anderem aus dem

---

[1]) Graf Herbert war auch bei dem am 7. Mai 1889 stattgehabten Empfange der amerikanischen Delegirten beim Reichskanzler anwesend. Ueber ein Diner, das der Graf den Delegirten gab, vergl. das „Deutsche Tageblatt“ Nr. 210 vom 5. Mai 1889.

Toast, den Graf Herbert am 29. November 1889 bei Anlaß des Danksagungsfestes der amerikanischen Kolonie von Berlin hielt; den Trinkspruch des Gesandten William Walter Phelps erwiderte der Graf in englicher Sprache mit folgenden Worten:

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die außerordentliche Wärme, mit der Sie den Toast auf meinen allergnädigsten Kaiser empfangen haben. Ich bekenne gern, daß dieser stürmische Zuruf mir das Gefühl giebt, daß ich selbst kein ganz Fremder unter der Nation bin, welcher anzugehören Sie alle mit vollem Recht so stolz sind. Als der Kaiser vor nicht langer Zeit den Vorsitzenden dieser festlichen Versammlung, Mr. Phelps, in Audienz empfing, sprach er von den freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen. Diese Beziehungen haben ihren Ursprung nicht allein in einer gewissen Blutsverwandtschaft, sondern auch in vielen Uebereinstimmungen des Charakters. Niemals zuvor habe ich so lebendig empfunden, daß diese Beziehungen in der That bestehen, als heute, wo ich mich von einer so großen Zahl Bürger Ihrer großen Union so freundlich verstanden sehe. Von dem dringenden Wunsche erfüllt, so herzlich zu danken, wie meine sprachliche Unbeholfenheit es zuläßt, erhebe ich mein Glas und trinke gleichzeitig auf das Fortbestehen und immer wachsende Wohlergehen der Vereinigten Staaten. Und da dieser Toast naturgemäß anknüpft an den Namen des ausgezeichneten Staatsmannes, der Ihr schönes Land hier so würdig vertritt, so trinke ich auf das Wohl des ehrenwerten Herrn William Walter Phelps."

VIII. Deutsche Kolonialpolitik in Afrika.

Bis zum Inslebentreten der Kolonialabteilung wurden alle auf die deutschen Kolonien bezüglichen Fragen im Auswärtigen Amt und zwar unter der direkten Aufsicht des Grafen Herbert bearbeitet, an dessen Arbeitskraft hierdurch gewaltige Anforderungen gestellt wurden.

Einen annähernden Ueberblick dessen, was er hier gewollt, gewinnen wir aus den sogenannten „Weißbüchern", die sich vorzugsweise auf die Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika und speziell an der östlichen Küste [1]) beziehen. [2])

[1]) Erlasse des Grafen Herbert an die Botschafter in Paris und London d. d. 23. Oktober 1888, Weißbuch IV 54 f., Nr. 29 und 30; an den Geschäftsträger in Paris d. d. 10. November 1888, IV 61, Nr. 37; an den Gesandten in Brüssel d. d. 20. November 1888, IV 64, Nr. 41; an den Gesandten in Lissabon d. d. 27. November 1888, IV 78, Nr. 51; an die Vertreter des Deutschen Reichs bei den Mächten d. d. 4. Dezember 1888, IV 69, Nr. 44; an den Gesandten in Brüssel, die Botschafter in Paris und Wien und den Gesandten in Lissabon d. d. 7. Dezember 1888, IV 83, Nr. 57.

[2]) Ein Erlaß an den Geschäftsträger in London d. d. 2. Oktober 1889, betreffend Beschwerde gegen die „Royal Niger Company", Weißbuch VII 65, Nr. 3.

Auch die parlamentarische Vertretung der getroffenen Maßnahmen lag in dieser Periode, in welcher sich der Reichskanzler von den Reichstagsverhandlungen bereits mehr und mehr zurückzog, auf den Schultern des Grafen Bismarck.[1]) Derselbe hat sich bei dieser Gelegenheit die parlamentarischen Sporen redlich verdient. Sein erstes größeres Debüt im Reichstag[2]) hatte derselbe aus Anlaß eines von dem Abgeordneten Dr. Windthorst am 27. November 1888 eingebrachten und am 14. Dezember zur Verhandlung gelangten Antrages, betreffend die Ergreifung wirksamer Maßregeln zur Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden in Afrika.

Ein Augenzeuge jener denkwürdigen Sitzung schildert den Hergang derselben wie folgt:

Es war ein interessantes Bild für den Zuschauer, den Staatssekretär an dem Platz dicht neben der Rednertribüne zu sehen, aufmerksam zuhörend und emsig seine Notizen schreibend, ab und zu ein flüchtiges Wort mit den Beamten seines Ressorts wechselnd. Aufmerksam musterte Graf Bismarck durch sein Glas, nachdem ein Redner geschlossen, die Bewegung im Hause, aus der sich dem parlamentarisch geübten Blicke erkennen läßt, welchen Eindruck der Redner gemacht. Für einen parlamentarischen Erfolg ist die richtige Beurteilung namentlich für einen Regierungsvertreter von der allergrößten Wichtigkeit.

---

[1]) Reichstagsreden des Grafen Bismarck in Sachen:
- a. der Beschwerde gegen die „Royal Niger Company" vom 15. Januar 1889, Sten. Ber. Bd. II., S. 426;
- b. der deutschen Kolonialpolitik im allgemeinen vom 22. November 1889, Sten. Ber. S. 450, und 27. November 1889, Sten. Ber. S. 544;
- c. der Nigerschiffahrt vom 26. November 1889, Sten. Ber. S. 503 f.
- d. der Verstärkung der Schutztruppe in Westafrika vom 27. November 1889, Sten. Ber. S. 536;
- e. der Wißmann-Expedition vom 28. November 1889, Sten. Ber. S. 565;
- f. der Errichtung des Kolonialamts vom 22. November 1889, Sten. Ber. S. 449, 457;
- g. der Zulassung der katholischen Orden in Ostafrika vom 28. November 1889, Sten. Ber. S. 450, 454;
- h. der Unterdrückung des Sklavenhandels und Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika vom 14. Dezember 1888, Sten. Ber. S. 310, und 26. Januar 1889, Sten. Ber. Bd. I., S. 603.

Schreiben an den Oberlandesgerichtsrat Dr. Struckmann vom 29. November 1889, „Deutsches Tageblatt" Nr. 568 vom 4. Dezember 1889. — Schreiben an Dr. Fabri vom 6. Juni 1889, Dank für Uebersendung der Schrift „Fünf Jahre deutsche Kolonialpolitik". — Schreiben an den Vorsitzenden der Cölner Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft d. d. 19. November 1889, „Deutsches Tageblatt" Nr. 550 vom 23. November 1889. (Die beiden letzten Schreiben in Kohls Bismarck-Regesten unerwähnt.)

[2]) Ich spreche vom Plenum. Ueber bedeutsame Erklärungen, welche Graf Bismarck kurz vorher in der Budgetkommission des Reichstags in Betreff Ostafrikas abgegeben hatte, vergl. das „Berliner Tageblatt" vom 14. Dezember 1888.

Windthorst sprach, wie er als Referent bei solchen Dingen immer spricht, ruhig, vorsichtig, sachlich. Ihm folgte der Abgeordnete Woermann, kurz seine Zustimmung zu dem Antrage Windthorst äußernd und dann sofort auf die Verhältnisse in Ostafrika eingehend. Der Antrag Windthorst bedeutete ihm eine Aufforderung der Regierung zum Einschreiten in Ostafrika. Der Abgeordnete v. Helldorff folgte; er sprach mit Anerkennung von den deutschen Unternehmungen und forderte die Landblockade. Nun erwäge man einmal, wenn hinter dem Abgeordneten v. Helldorff sofort der Abgeordnete Bamberger mit seiner kühlen Kritik gefolgt wäre? Wie erheblich würde das den Eindruck der ganzen Ausführungen zu Gunsten Ostafrikas abgeschwächt haben!

Hier geschickt den rechten Moment erfaßt und zur rechten Zeit eingegriffen zu haben, war ein Akt parlamentarischen Scharfsinns, dem man Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, und der Erfolg ein vollständiger.

Graf Bismarck hat eine für den Parlamentarier eigenartige Ausdrucksweise. In einem ganz kurzen Satz faßt er den Grundgedanken zusammen; dann folgen in längerer, bequemerer Ausdehnung die begründenden Ausführungen. Im Gegensatz zu der Redeweise des Fürsten Reichskanzlers, den das rastlose Zuströmen neuer Gedanken nicht selten verführt, eine sogenannte Ineinanderschachtelung der Sätze vorzunehmen, wodurch dann leicht das ganze Konzept, wenigstens äußerlich, verdorben wird, spricht sein Sohn in lauter kurzen, einzelnen und lose aneinandergefügten Sätzen. Daß dadurch jede Rede an Klarheit und leichter Faßlichkeit gewinnt, ist begreiflich. Ueber die Wahl einzelner Ausdrücke mag man streiten; es finden sich da nicht wenige, die in einer Privatunterhaltung nichts Bedenkliches haben würden, die aber, von der Rednertribüne des Parlaments herabgesprochen, doch ein gewisses Unbehagen erzeugen können. (Hierher gehört wohl die Qualifizirung der Sklavenhändler als arabisches Ungeziefer u. a.) Aber das sind Mängel, die eine längere Uebung leicht abschleift. Form und Inhalt der Rede zeugen von der Gabe des Redners, mit Geschick und mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit seine Sache zu verteidigen. In diesem Punkte ist das vom Vater überkommene Erbteil unverkennbar. —

Der Berliner Korrespondent der „Neuen Züricher Zeitung" schrieb über das Auftreten des Grafen Bismarck:

„Nein, diese Aehnlichkeit! Das ist doch nun der alte Bismarck, wie er leibt und lebt, nur um vierzig Jahre jünger. Genau wie sein Vater steht Graf Herbert vor dem Reichstag, mit denselben Bewegungen des Kopfes und der Hand, demselben zuckenden Mienenspiel, der gleichen Nervosität und derselben mühsam sich losringenden Stimme. Es ist geradezu verblüffend, wie sich jede einzelne Bewegung des Körpers, ja jede Muskelzuckung vererbte. Er zupft genau wie der Reichskanzler am Rockkragen, oder er fährt mit der Hand erregt in die Hintertaschen des Gehrocks, als ob dort etwa die besten Gedanken

verborgen säßen. Graf Herbert ist ein dunkelbrauner Krauskopf, ein hübscher Mensch, der, wenn auch heute natürlich noch etwas ungelenk, sonst gar nicht den Eindruck der Schüchternheit macht, sondern ganz so aussieht, als wisse er wohl, was er will."

Auch die französischen Journale konstatirten den großen persönlichen Erfolg des Grafen. Der „Temps" sagte wörtlich: „C'est déjà beaucoup pour un fils et héritier que de ne pas fléchir sous le poids du nom quil porte."

In Deutschland aber hatte man in sehr weiten Kreisen einen Eindruck empfunden, der darauf hinauskam: „Das ist nicht wie ein Span vom alten Block, das ist wie etwa der alte Block selbst."

Von den Kolonialfragen abgesehen sprach Graf Bismarck im Reichstage nur selten, und niemals über die große auswärtige Politik.[1]) Dies Gebiet behielt sich der Fürst vor.

Im Sommer und Herbst 1888 begleitete Graf Bismarck den Kaiser Wilhelm II. bei seinen Reisen, die bekanntlich in Petersburg begannen und sodann Stockholm und Kopenhagen berührten (14. bis 31. Juli). Schon die Zusammensetzung der Reisebegleitung des Kaisers Wilhelm ergab, daß der Besuch in Petersburg mehr als eine bloße Höflichkeitsbezeugung sein sollte. Neben dem Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten befanden sich der Geheime Legationsrat v. Kiderlen-Wächter, der Vorsteher des Geheimen Chiffrirbureaus im Auswärtigen Amt, sowie die Korrespondenzsekretäre des Kaisers in der Umgebung Seiner Majestät.

Graf Herbert wurde von dem Kaiser von Rußland besonders ausgezeichnet. Bei dem Galadiner vom 22. Juli wurde derselbe an der Tafel der Höchsten Herrschaften plazirt.

Vom 26. September bis 21. Oktober 1888 begleitete darauf Graf Herbert den Kaiser noch auf seinen Reisen nach den süddeutschen Höfen, nach Wien und Rom.

Ueber die Audienz des Grafen Herbert Bismarck beim Papste Leo XIII. lag eine mit Vorbehalt aufzunehmende Andeutung in einem Privattelegramm der „Germania" vor. Es lautete:

---

[1]) Am 6. Februar 1889 über die zoologische Station des Dr. Dohrn in Neapel, Sten. Ber. S. 818, am 22. November 1889 über das von dem Abgeordneten Richter befürchtete politische Hervortreten des Grafen Waldersee, Sten. Ber. S. 448, 22. und 26. November 1889 über die Neuregelung des deutsch-schweizerischen Niederlassungsvertrags und den Fall Wohlgemuth, Sten. Ber. S. 467 und 500. Ueber dieselbe Frage und besonders über den von dem Grafen Bismarck gebrauchten und von den Radikalen der Schweiz bemängelten Ausdruck einer „Bundesgenossenschaft Deutschlands mit der Schweiz im Kampf gegen die sozialistischen Bestrebungen und gegen die Verfolgungen der deutschen Sozialdemokraten in der Schweiz" vergl. die „Westdeutsche Zeitung" Nr. 285 vom 5. Dezember 1889, das „Berliner Tageblatt" Nr. 609 vom 30. November 1889 und die „Ostpreußische Zeitung" Nr. 286 vom 6. Dezember 1889.

„Graf Herbert Bismarcks Audienz dauerte anderthalb Stunden. Den vatikanischen Journalen ist untersagt, davon zu sprechen. Der Papst setzte die ganze Lage des Papsttums und der katholischen Kirche Preußens auseinander. Es verlautet aus sicherer Quelle, daß der Papst eine klare, feste Sprache führte wegen der Verdemütigung des Papsttums durch Italien vermöge des Dreibündnisses. Die Eindrücke sind überall verschieden; allgemeiner ist der ungünstige Eindruck."

Nach dem „Monde" überreichte der Papst dem Grafen Bismarck ein Exemplar der goldenen Jubiläumsmedaille. Von seiten des Königs von Italien wurde Graf Herbert durch Zueignung eines kostbaren Ehrenkruges ausgezeichnet. [1])

*

Die Reise, die Graf Herbert Bismarck am 21. März 1889 nach England antrat — tags vorher hatte er noch eine längere Konferenz mit dem Kaiser gehabt —, bildete aufs neue den Gegenstand eifrigster Kombinationen.

Der „Daily Telegraph" schrieb:

„Die Ankunft des Grafen Herbert Bismarck in London steht wohl in Zusammenhang mit dem Besuch, den der Deutsche Kaiser im Laufe dieses Sommers der Königin zu machen beabsichtigt. Da der Besuch des Kaisers bei seiner Königlichen Großmutter sowohl gesellig als diplomatisch Aufmerksamkeit erregen wird, so wäre es dem deutschen Kanzler besonders von Wert, daß derselbe entweder mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich geht oder aber den ausgesprochenen Charakter einer Familienzusammenkunft trage. Nach dieser Richtung hin die Wünsche der Königin und ihrer Ratgeber kennen zu lernen, ist der Zweck der Reise des Grafen Herbert Bismarck."

An einer andern Stelle schreibt dasselbe Blatt aus Wien:

„Graf Herbert Bismarcks Reise nach London erregt in Wien erhebliches Aufsehen. Man ist im allgemeinen entschieden der Ansicht, dem Besuch politische Bedeutung beizulegen. Wenn Kaiser Wilhelm im Laufe des Sommers nach England geht, würde Fürst Bismarck ihn vielleicht begleiten wollen. Der Kanzler ist unzweifelhaft klar darüber, daß ein solcher Schritt in den höchsten Kreisen die größte Genugthuung verursachen würde. Ich weiß zufällig, daß Fürst Bismarck, als er die Königin bei ihrem Besuch in Potsdam sprach, von der Zusammenkunft höchst befriedigt war und seiner Umgebung die Hoffnung aussprach, es möchte sich Gelegenheit zu einer Wiederholung finden. Der Reichskanzler sagte wörtlich: ‚Ich war ganz erstaunt von der staatsmännischen Anschauungsweise der Königin.' Die Begegnung hat bessere Resultate zu Tage gefördert, als man gemeinhin glaubt."

---

[1]) Eine Beschreibung findet sich im „Deutschen Tageblatt" Nr. 199 vom 26. März 1889. Einen zweiten prächtigen Humpen, ein Seitenstück zu dem vorigen, erhielt Graf Bismarck von dem König Humbert im Mai 1889 aus Anlaß der Anwesenheit der Königlich italienischen Gäste in Berlin (21. bis 26. Mai 1889).

Die Aufnahme, welche dem Staatssekretär Grafen Herbert Bismarck in den offiziellen Kreisen Englands zu teil wurde, war eine überaus entgegenkommende. Am 25. März folgte der Graf aus Epsom, dem Landsitze seines Freundes Lord Rosebery, einer Einladung des Premierministers Marquis von Salisbury zu einem Diner, an welchem auch Lord Hartington, der Führer der liberalen Unionisten, und der Staatssekretär von Irland, Balfour, teilnahmen. Tags darauf gab ihm zu Ehren Lord Charles Beresford ein Diner.

Die durch den Londoner Besuch des Grafen Bismarck vorbereitete engländische Antrittsvisite des Kaisers Wilhelm II. fand Anfang August 1889 wiederum unter Beteiligung des Staatssekretärs des Aeußern statt.

Am 17. Oktober 1889 begleitete Graf Herbert den Kaiser auf seiner Reise nach Monza, Athen und Konstantinopel.

Wie der aus Genua nach Rom zurückgekehrte italienische Ministerpräsident Crispi geäußert haben soll, hätten ihn die Mitteilungen, welche ihm Graf Herbert Bismarck über die europäische Lage gemacht, in dem Glauben bestärkt, daß der europäische Frieden für mehrere Jahre gesichert sei. Die deutsche Thronrede war bekanntlich bescheidener; sie beschränkte ihre Versicherung vorläufig nur auf ein Jahr.

In einer langen Unterredung, welche Graf Herbert mit dem Minister Trikupis in Athen hatte, betonte der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen nach den Informationen der „Kölnischen Zeitung“ mit aller Entschiedenheit, daß Griechenland, sofern es eine abenteuerliche Politik treibe, Deutschland unter seinen entschiedenen Gegnern finden werde. Im Verlaufe der Unterhaltung soll Herr Trikupis geäußert haben, es könnten Verhältnisse eintreten, unter denen Griechenland einen Krieg wegen Kreta führen müsse; es könne nicht ungezählte Tausende von Flüchtlingen bei sich ohne Gefahr beherbergen; Griechenland sei gerüstet und der Türkei gewachsen, und im übrigen würden, selbst bei einem schlimmen Ausgang für Griechenland, die christlichen Mächte nicht zugeben, daß ein Land, welches dem Islam entrissen worden ist, oder Teile desselben wieder unter die Herrschaft desselben zurückkehren. Graf Bismarck habe darauf geantwortet, Griechenland müsse bei einem unglücklichen Ausgang eines solchen Abenteuers sich darauf gefaßt machen, alle Folgen desselben zu tragen, denn es würde keiner der Mächte, welche vorher dringlichst abgeraten haben, in den Sinn kommen, den siegenden Teil zu hindern, sich gegen die Wiederkehr solcher Abenteuer zu schützen. Uebrigens unterschätze Griechenland ganz bedeutend die thatsächliche Kraft der Türkei. Diese entschiedene Sprache, an die sich die Griechen im Früjahr 1897 hätten erinnern sollen, soll auf Herrn Trikupis einen sehr tiefen Eindruck gemacht haben.

In Konstantinopel haben die Versicherungen des Grafen Herbert in Betreff der von ihm in Athen gegebenen Ratschläge nicht verfehlt, Gefühle der lebhaftesten Befriedigung wachzurufen.

Nach der Pracht, welche bei dem ganz Europa fesselnden Besuche Kaiser Wilhelms in Konstantinopel entfaltet wurde, trat ein anderes Ereignis, das den Abschluß der Reise des Kaisers bildete, etwas in Schatten, und doch konnte das Verweilen des Grafen Herbert Bismarck in Pest, konnten seine Unterredungen nicht allein mit Kaiser Franz Joseph, sondern insbesondere mit Tisza wie mit dem ungarischen Eisenbahn- und Handelsminister zu wichtigen und weitreichenden Entschließungen führen, welche die handelspolitische Gestalt Mittel- und Osteuropas beeinflussen. Denn nach einem Dezennium der von dem Fürsten Bismarck im Jahre 1879 inaugurirten Schutzzollpolitik näherte man sich wieder einem Jahrzehnt, in welchem der Gedanke der Handelsfreiheit sich abermals bis zu einem gewissen Grad Bahn brechen wollte. Marquis von Bacquehem, der österreichische Handelsminister, nannte das Jahr 1892 ein handelspolitisches Kometenjahr, weil nahezu die Handelsverträge aller europäischen Staaten in diesem Jahr abliefen, und allseitig die Grundlagen für neue Verträge geschaffen werden mußten. Darüber, daß Graf Herbert in Budapest geradezu über die Angelegenheit einer Zollunion mit den ungarischen Ministern beratschlagt hat, fehlen sichere Nachrichten. Aber es müßte doch mit sonderbaren Dingen zugegangen sein, wenn er mit dem Eisenbahn- und Handelsminister über etwas anderes konferirte, als über die Frage des Importes ungarischer Produkte nach Deutschland, was ja für die Gebiete der Donauebene gerade eine Lebensfrage ist. Deshalb kann man getrost behaupten, daß die Reise des Grafen Herbert nach Pest an Wichtigkeit gewiß nicht zurücktrat hinter vielem, was kurz vorher in Konstantinopel prunkender und bestechender in die Außenwelt getreten war.

Zu der herzlichen Aufnahme, welche Graf Bismarck bei seinem Besuch in Budapest gefunden, äußerte sich der „Pesti Naplo“, ein Organ der gemäßigten Opposition, unter anderem folgendermaßen:

„Der vornehme, junge Diplomat, der seinen Kaiser auf der Reise begleitet, wollte die Gelegenheit nicht verstreichen lassen, ohne die ungarische Hauptstadt wenigstens für kurze Zeit zu besuchen, die ihren hervorragenden Gast aufs wärmste begrüßt. Das Ungartum begegnet dem Namen Bismarck nur mit Ehrerbietung und Sympathie. Die öffentliche Meinung dieses Landes begeisterte sich Jahrzehnte hindurch für jene Ideen, die Fürst Bismarck verwirklichte. Die nationale Einigung Deutschlands hatte schon in den vierziger Jahren eifrige Anhänger in Ungarn, und das innige Verhältnis des neugeschaffenen Deutschen Reiches zu Oesterreich-Ungarn begegnet nirgends aufrichtigerer Anhänglichkeit als unter den Ungarn. Der Besuch des Grafen Bismarck ist ein Beweis dafür, daß man in Deutschland diese Gefühle der öffentlichen Meinung Ungarns kennt und würdigt.

Wir sind davon überzeugt, daß der Sohn des Fürsten Bismarck überall einen sehr sympathischen Empfang finden wird, auch deshalb, weil er der Sohn des Fürsten Bismarck, der Erbe seines Amtes und der Pfleger seiner politischen

Prinzipien ist. Graf Bismarck ist vielleicht der einzige Mann, der den Fürsten Bismarck vollkommen versteht, in alle seine Geheimnisse eingeweiht ist, seine Gedanken erlernt hat und dieselben zu erraten im stande ist. Er ist der Vertreter des Fürsten Bismarck und der Minister des Kaisers Wilhelm.

Fürst Bismarck hat die Grundlagen des Deutschen Reiches geschaffen, er hat den Bau ausgeführt und unter Dach gebracht. Er hat das Reich mit Verbündeten umschanzt, den Lauf der deutschen Politik vorgezeichnet. Der Fürst hielt es noch für seine Pflicht, Deutschland und die Hohenzollernsche Dynastie über die Krise hinüberzuführen, von welcher Deutschland nach dem Tode des Kaisers Wilhelm I., während der Krankheit und der kurzen Regierung Friedrichs III. und der Thronbesteigung Wilhelms II. im Innern und von außen her bedroht war. Nun dient der Sohn, Graf Herbert, dem Kaiser, der Sohn, den der Vater dienen gelehrt hat. Zu dem jungen Kaiser paßt der junge Minister des Aeußern sehr gut. Beide sind Soldaten und Diplomaten. Klarer Verstand, ruhige Auffassung zeichnet beide aus; der Minister hat sehr viel Kenntnisse, Erfahrungen und Fleiß; er erwarb diese Eigenschaften im Amt und unter der Leitung seines Vaters. Kaiser Wilhelm II. und Graf Bismarck sind schon jetzt die Leiter der Politik in Europa und werden es noch mehr in der Zukunft sein.

Wir bedauern, daß Kaiser Wilhelm diesmal nicht nach Ungarn gekommen ist, wir freuen uns aber, daß Graf Herbert Bismarck uns besucht hat; derselbe kennt die Sympathien seines Vaters und befolgte sie, indem er nach Ungarn kam.

Wir aber glauben, daß Graf Bismarck, der geistige Erbe des großen Kanzlers, auch in Bezug auf Ungarn der Depositär der politischen Vermächtnisse seines Vaters sein wird."

Von Pest reiste Graf Herbert am 9. November morgens in Begleitung des Generalkonsuls v. Plessen nach Wien ab. Dort wurde derselbe vom deutschen Botschafter Prinzen Reuß, Botschaftsrat Grafen Monts, dem Militärattaché v. Deines und den übrigen Herren der Botschaft empfangen und nach dem Palais der Botschaft geleitet. Um 3 Uhr fuhr Graf Herbert Bismarck bei dem Ministerium des Auswärtigen vor, um dem Grafen Kalnoky einen längeren Besuch abzustatten. Hierauf machte Graf Bismarck auch bei dem ersten Sektionschef v. Szögyény einen Besuch. Abends fand auf der deutschen Botschaft zu Ehren des Grafen Bismarck ein Diner statt, welchem auch die beiden Obengenannten beiwohnten. Abends 9 Uhr (9. November) trat Graf Herbert die Rückreise nach Berlin an.

*

Da die abendlichen parlamentarischen Soiréen des Fürsten Bismarck demselben Mitte der achtziger Jahre sich nicht mehr als zuträglich erwiesen hatten, so nahm seit 1888 Graf Herbert dem Vater auch die Last der Geselligkeit nach Kräften ab. Seine Abendgesellschaften waren stets von Parlamentariern und Mitgliedern des Bundesrats zahlreich besucht und trugen das Gepräge lebhafter

Unterhaltung. In liebenswürdiger Weise machte der Gastgeber die Honneurs, unterstützt von einigen ihm näher stehenden höheren Beamten des Auswärtigen Amts.[1])

Am 3. Dezember 1889 hatte wiederum ein Korrespondent des „New York Herald" bei dem parlamentarischen Abend beim Grafen Herbert Bismarck eine Unterredung mit dem letzteren.[2]) Einem Berichte über diese Unterredung entnahm die „Kölnische Zeitung" die folgenden wichtigen, Deutschlands koloniale Entwicklung betreffende Stellen:

„Der Graf erinnerte an seine jüngsten Mitteilungen im Deutschen Reichstage; weitere Beschlüsse über die zukünftige Entwicklung der Dinge in Ostafrika könnten erst gefaßt werden, wenn ausführlichere und eingehendere Berichte von den unbedingt zuverlässigen und vertrauenswürdigen Herren eingegangen seien, welche die deutsche Regierung nach Ostafrika gesandt habe, und welche das volle Vertrauen nicht nur der Regierung, sondern auch des deutschen Volkes in weitem Umfange genössen. Wenn es Wißmann gelingen würde, einen gleichen Erfolg bei Beruhigung des südlichen Gebietes demnächst zu erzielen, wie er es beim nördlichen erreicht habe, so würde er wohl gebeten werden, nach Berlin zu kommen, um für das weitere Vorgehen Rat zu erteilen und Vorschläge zu machen; das weitere Vorgehen würde dabei natürlich auch von den Beschlüssen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft abhängen. Dieses Unternehmen habe durch die letzten Erfolge eine frische Anregung bekommen. Endgiltige Beschlüsse werde die Regierung schwerlich vor drei Monaten fassen können; zunächst werde als kaufmännischer Vertreter der Gesellschaft demnächst Herr Vohsen sich wieder

---

[1]) Ich erwähne noch folgende Daten, wobei ich vorausschicke, daß die mit einem * versehenen in Kohls Bismarck-Regesten übersehen sind.

* Ende Juni 1888 Besuch des Chefs der Admiralität v. Caprivi, um denselben im Auftrage des Fürsten Bismarck von der Absicht, ganz aus dem Dienst zu scheiden, zurückzubringen.

*3. September 1888 in Ostende zur Tafel bei dem König der Belgier.

*18. September 1888 Abreise nach Rußland zum Besuch des Botschafters Schuwalow.

25. Februar 1889 Ernennung zum Oberstlieutenant.

*5. Februar 1890 Schreiben des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten „In Vertretung Graf v. Bismarck" an den Präsidenten des Herrenhauses Herzog v. Ratibor bei Uebersendung des Gesetzentwurfs, betreffend den Territorialersatz für die Abtretung braunschweigischer Hoheitsrechte über die Goslarsche Stadtforst (Nr. 37 der Drucksachen des Herrenhauses).

Ueber die Reisen des Grafen Herbert zu dem Fürsten Bismarck, während sich derselbe außerhalb Berlins befand, sind folgende Daten zu geben.

15. September, 21. bis 23. Oktober, 5. bis 7. Dezember, 24. Dezember 1888, 1. bis 2. Januar, 22. bis 24. September, 10. bis 16. November, 30. November bis 2. Dezember, 24. bis 28. Dezember 1889, 16. bis 17. Januar 1890 in Friedrichsruh; 30. Mai 1889 in Schönhausen; 21. Juli 1889 in Varzin.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

nach Sansibar begeben. Er werde dort mit dem deutschen Konsul, der mit dem englischen Konsul in den besten Beziehungen lebe, und mit Major Wißmann Rat pflegen und darauf der Gesellschaft bestimmte Ratschläge unterbreiten; dann werde die Gesellschaft mit der Regierung verhandeln, und es sei zu hoffen, daß ein gutes Ergebnis vor dem Frühjahr erzielt werde.[1]) Die Regierung lasse nicht außer acht, daß das Hauptziel, das in Ostafrika erreicht werden müsse, die Unterdrückung des Sklavenhandels sei. Für dieses Ziel habe der Reichstag vornehmlich die Geldmittel bewilligt. Große Ergebnisse seien vom jetzigen Brüsseler Antisklavereikongreß zu erwarten. In dieser Frage folge die deutsche Regierung einfach der allgemeinen Stimmung des deutschen Volkes. Es habe ein gut Teil Arbeit gegeben, und diese Arbeit sei nicht immer angenehmer Natur gewesen; aber die öffentliche Meinung habe danach gedrängt, daß in praktischer Kolonialpolitik einmal ein Versuch unternommen werde. Wir seien in Kolonialdingen erst Anfänger, gewissermaßen erst im Kindergarten; vier oder fünf Jahre könnten in der Geschichte von kolonialen Unternehmungen noch keine große Rolle spielen."

*

Bekanntlich ging der Entlassung des Fürsten Bismarck der Plan eines allmählichen Ausscheidens desselben aus seinen Aemtern voraus. In dieser Kombination bestand die Absicht, daß Fürst Bismarck Reichskanzler, Graf Herbert auswärtiger Minister bleiben, Herr v. Boetticher aber preußischer Ministerpräsident werden sollte. Diese Kombination wurde aber schon bald fallen gelassen. Am 22. März 1890 brachte die „Kölnische Zeitung" zuerst die Nachricht, auch Graf Herbert habe dem Kaiser sein Gesuch um alsbaldige Entlassung unterbreitet. Durch den Allerhöchsten Erlaß vom 20. März 1890, welcher die Entlassung Bismarcks verfügte, wurde gleichzeitig „mit der Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten einstweilen der Staatsminister, Staatssekretär des Auswärtigen Amts Graf v. Bismarck-Schönhausen" beauftragt. Erst mittels Erlasses vom 26. März 1890 wurde Graf Bismarck, „seinem Antrage entsprechend", aus dem Amte als Staatsminister und Mitglied des Königlichen Staatsministeriums entlassen, sowie von der Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten unter Belassung seines bisherigen Ranges und Titels als Staatsminister entbunden.

Nach der „Kölnischen Zeitung" hatte der Kaiser den wiederholten Versuch gemacht, den Grafen Herbert von seinem Rücktritte zurückzuhalten, und es hatte die Abschiedsaudienz bei Seiner Majestät dem Kaiser einen überaus herzlichen Charakter; „der Kaiser hängte dem Grafen die Kette des Hohenzollernschen

[1]) Ueber die Verhandlungen des Grafen Herbert mit dem Abgeordneten Oechelhäuser wegen Ausarbeitung der Grundzüge zu einem Abkommen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit dem Sultan von Sansibar vergl. mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier", Bd. III. S. 218.

Hausordens persönlich um, küßte und umarmte ihn dabei wiederholt und sagte ihm, er habe gerade diesen Orden, den er nur sehr selten verleihe, gewählt, weil die Kette das Symbol der Vereinigung und Befestigung und nicht der Trennung sei. Er hoffe, daß der Graf seine Gesundheit, die unter der langjährigen Last der Amtsgeschäfte schwer gelitten, bald völlig wiederhergestellt haben werde, und er hoffe dann seine bewährten Kräfte, wie er das schon in der Entlassungsurkunde betont habe, wieder im Reichsdienste verwenden zu können. Der Kaiser wollte aber diese Abschiedsaudienz noch nicht zu einem förmlichen Abschied werden lassen, er lud sich vielmehr auf einen der ersten Tage nach der Karwoche zu Tisch beim Grafen Bismarck ein."

Am 5. April gab der aus Friedrichsruh zurückgekehrte Graf seinen Mitarbeitern im Auswärtigen Amt ein Abschiedsmahl. Graf Herbert Bismarck toastete in längerer Rede auf seine Gäste und pflichttreuen Mitarbeiter, denen er auch noch an dieser Stelle seinen tiefgefühlten Dank für ihre Unterstützung in seinem Amte sage. Graf Berchem forderte die Tafelrunde auf, auf das Wohl des scheidenden Vorgesetzten und liebenswürdigen Gastgebers, dem wohl alle ein „Auf Wiedersehen" von ganzem Herzen zuriefen, das Glas zu leeren. Den Beschluß der Tischreden machte ein höchst geistreich in Versen improvisirter Trinkspruch des Legationsrats v. Wildenbruch auf Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck, welchen der Redner unter gespanntester Aufmerksamkeit der Zuhörer in beredten Worten feierte.

In das ausgebrachte dreimalige Hoch auf den Fürsten und Vater des Gastgebers sowie auf die ganze Fürstliche Familie stimmte die Tafelrunde begeistert ein. Die Tafelrunde bestand aus fünfundvierzig Personen.

Am 8. April gab alsdann Graf Herbert auf Veranlassung Seiner Majestät des Kaisers in seiner bisherigen Amtswohnung in der Königgrätzer Straße ein Diner zu sechzehn Gedecken. Tischreden wurden nicht gehalten; das Diner hatte einen mehr familiären Charakter; waren doch unter den Geladenen vornehmlich Freunde und alte Kriegskameraden des Gastgebers, von welchen wir noch den Oberstlieutenant v. Bissing, Kommandeur des Regiments Gardes du Corps, den Regierungsrat Freiherrn v. Brandenstein aus Potsdam und den Chef des Zivilkabinets, Excellenz Dr. v. Lucanus, nennen. Seine Majestät der Kaiser war frohgelaunt, unterhielt sich mit wohl jedem einzelnen und trank wiederholt seinem Gastgeber zu.

Nach dem Diner begab man sich in die Nebenräume und verbrachte dort mehrere Stunden in angeregtestem Geplauder.

Am 10. April begab sich der Kaiser kurz nach neun Uhr durch das Gartenportal noch einmal in die bisherige Amtswohnung des Grafen Herbert und stattete demselben einen viertelstündigen letzten Besuch ab. An demselben Tage kehrte Graf Herbert mit dem fahrplanmäßigen Schnellzuge fünf Uhr vierzig Minuten vom Lehrter Bahnhof nach Friedrichsruh zurück. Etwa fünfundzwanzig

Herren des Auswärtigen Amts gaben ihrem scheidenden ehemaligen Chef das Geleit. Der Graf verabschiedete sich von jedem einzelnen aufs herzlichste durch Händedruck. Graf Bismarck nahm zunächst seinen Wohnsitz in Friedrichsruh an der Seite seines Vaters.

Die „Kölnische Zeitung" gab dem Grafen folgenden Nachruf:

„Er war in den mannigfachsten diplomatischen Stellungen thätig gewesen, der vertrauteste Schüler seines Vaters, der seine Fähigkeiten rasch erkannte und sie wiederholt in schwierigen Aufgaben erprobte. Gerade die ersten Jahre seiner Thätigkeit als Unterstaatssekretär und Staatssekretär fielen in eine überaus unruhige und bewegte Zeit. Daß es unserer Diplomatie gelungen ist, nicht nur den europäischen Frieden zu wahren, sondern auch den Friedensbund immer mehr zu kräftigen und zu festigen, dafür gebührt neben dem Fürsten Bismarck an erster Stelle dem Grafen Herbert Bismarck das Verdienst. Eine besonders schwierige Aufgabe aber war die glückliche Lösung einer neu begonnenen Kolonialpolitik, eine Aufgabe, die um so schwerer war, als einerseits die Wünsche und Erwartungen der deutschen Kolonialfreunde weit größer waren als die für ihre Erfüllung zur Verfügung stehenden Geldmittel, und als andererseits gerade von englischen Kolonialfreunden Habgierigkeit und Mißgunst in der widerlichsten Weise gegen die jungen deutschen Unternehmungen entfaltet wurde. Bei der politischen Behandlung aller dieser Fragen war es aber für die deutsche Diplomatie notwendig, den Hauptgesichtspunkt nie aus dem Auge zu lassen, nämlich die Erhaltung und Stärkung des europäischen Friedens, demgegenüber der Gewinn oder Verzicht auf koloniale Gebietsteile allerdings von geringerer Bedeutung war. Wir haben zuweilen die Meinung ausgesprochen, daß man den Engländern etwas schärfer hätte entgegentreten können; aber im ganzen wird man dem scheidenden Staatsminister die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er in diesen schwierigen Verhältnissen mit richtigem Takt und weisem Maß einen zuverlässigen und förderlichen Mittelweg eingeschlagen hat. Sein Hauptverdienst ist dabei der Abschluß der Kolonialehe mit England, die uns zahllose Reibungen und Streitigkeiten ferngehalten hat. Auch bei den Parteien des Reichstages erfreute sich Graf Bismarck großer Beliebtheit und großen Ansehens. Bei unserm Kaiser stand Graf Herbert in besonderer Gunst.

Graf Herbert Bismarck zeichnete sich durch ganz besonderen Fleiß aus; am frühen Morgen und in der spätesten Nacht war er am Arbeitstisch im Auswärtigen Amt zu finden, und so gewaltig sich auch die Geschäfte des Amtes ausgedehnt hatten, nie ließ er zu, daß ein Arbeitsrest zum andern Tage hinübergenommen wurde."

Die „Ostpreußische Zeitung" Nr. 78 vom 2. April 1890 bemerkte:

„Nun ist auch Graf Herbert Bismarck aus dem Amte geschieden, ein Diplomat mit einer so reichen Vergangenheit, wie nicht oft die Weltgeschichte in einem verhältnismäßig so jugendlichen Alter ihn aufzuweisen hat, ein Diplomat

von so außerordentlichen frühzeitigen Erfahrungen, wie sie zu sammeln nur unter der Leitung eines so hervorragenden Staatsmannes, wie Fürst Bismarck, und bei so engen Beziehungen, wie sie nur zwischen Vater und Sohn bestehen können, möglich war."

Die „National-Zeitung" hob treffend hervor, bei dem von rückhaltlosem Vertrauen getragenen Zusammenwirken des Kanzlers und des Staatssekretärs war es für jeden Fernstehenden unmöglich, zu ermessen, wo die Wirksamkeit des einen aufhörte und die des andern begann. Es ist deshalb schwierig, beim Ausscheiden des Grafen Herbert Bismarck demselben gerecht zu werden. Allgemein anerkannt ist der Eifer und Fleiß, womit er der Erledigung der Geschäfte obgelegen. Im Reichstag, wo sein Auftreten und seine Redeweise, man möchte sagen, auch die Art des Gedankenganges, außerordentlich an den Fürsten Bismarck erinnerte, war er bemüht, durch Entgegenkommen die Zustimmung der Parteien zu den Vorschlägen des Auswärtigen Amts zu erlangen.

Aus der Zeit der Londoner Lehrjahre Lothar Buchers.

(1850—1860.)

Aus der Zeit der Londoner Lehrjahre Lothar Buchers.

(1850—1860.)

Wie Bruno Bucher in den „Grenzboten“ mitteilte, hat sein Bruder Lothar Denkwürdigkeiten nicht hinterlassen: „Seine Memoiren bis 1864 stehen in den Zeitungen und Büchern.“ Manches von dem, was hier steht, ist in meinem Werke: „Ein Achtundvierziger“ [1]) zusammengetragen. Es ist aber immerhin nur ein kleiner Bruchteil, und ich fühlte, als ich diese Nachlese in Angriff nahm, die Lust, mich noch einmal in die Artikel zu vertiefen, welche Bucher während der Jahre 1850—1860 von London und Paris aus an die „Nationalzeitung“ geschickt hat. Ich habe das wiederholte Durchblättern der dicken Folianten nicht bereut. Buchers Artikel sind noch heute nicht nur lesbar, sondern fesselnd, zum Teil nicht antiquirt, ja geradezu modern, weil er mit seinem Geiste weit in die Zukunft hineingesehen hat. Und wenn auch einmal die Sache nicht mehr interessirt, so fesselt die einzige Art, wie Bucher sie darzustellen wußte.

Hier mögen nur einige Thesen folgen, die ich seiner Korrspondenz entnommen habe.

Englische Verhältnisse.

Charakteristik der die Sonntagsheiligung Betreibenden: Die Herren kasteien sonntäglich ihr Fleisch in einem sammetnen Kirchstuhl mit Pelzmuffen und Wärmflaschen und lassen sich mit zerknirschtem Herzen von der Sündhaftigkeit des Wohllebens und der Seligkeit der Armut erzählen. Sie dulden kein Feuer auf ihrem Herde, sondern schicken den Braten und die Pastete zum Bäcker, dessen Geselle schon die ganze Nacht vor dem Ofen gekeucht hat. Der arme Teufel wird zwar dadurch gezwungen, den Sonntag zu entheiligen, aber für das kleine Fegfeuer, das er hier auszustehen hat, ist ihm ja auch das Himmelreich gewiß, und die Heiligen können ihr Sonntagsmahl mit dem Bewußtsein

---

[1]) Lothar Buchers Leben und Werke, Berlin Karl Heymanns Verlag.

würzen, jemand selig gemacht zu haben. Während der durch diesen süßen Gedanken angenehm beförderten Verdauung lieben sie keine Störung und finden daher das Geschrei der Orangenverkäufer „Zwei einen Penny" höchst verdammlich.

*

Am Sonnabend wurde über die Leiche einer Strohhutnäherin, Susanne Ansell, 59 Jahre alt, Totenschau gehalten. Das Verdikt lautete: gestorben an einer Krankheit des Herzens und der Lungen, welche durch den Mangel an Nahrungsmitteln befördert ist: also auf deutsch verhungert. Die Verstorbene hatte erklärt, ehe sie in ein Armenhaus ginge, wolle sie in der Gosse sterben. Carlyles bitteres Wort ist bekannt, man habe die Armenhäuser so eingerichtet, als ob man durch die Schrecken derselben die Armen zwingen wolle — reiche Leute zu werden. (16. 7. 50.)[1]

*

Ein Parlament, das alle Gewalt in sich konzentrirt hat, verliert sie regelmäßig an einen einzelnen, der den Mut hat, zuzugreifen. Wenn diese Shopkeeperei noch so ein Menschenalter fortgeht und nicht ein Nationalunglück als Erfrischung dazwischenfällt, so wird ein englisches Volk herauskommen, das nicht die Hand rührt, wenn ein Karl oder Cromwell die Gesellschaft aus Westminster herauswirft. (18. 11. 53.)

*

Es giebt kein Land, in dem die Wahrheit so verhüllt ist, wie England. Wir haben viel deutsche Bücher über England, aber fast alle nach einem sehr kurzen Aufenthalt geschrieben. Leute, die lange in England gelebt haben, schreiben selten über die Zustände und thun vielleicht weise daran. Man würde sie Nicolais schelten. (11. 1. 54.)

*

Man ist in England gegen die Vertreter der fremden Presse äußerst spröde und zwar, wie mir jemand lächelnd sagte, der es wohl wissen kann, weil es doch viel besser ist, wenn die englischen Zustände mit englischen Augen angesehen und beschrieben werden. (20. 3. 54.)

*

Spöttische Kritik des englischen Parlamentarismus: Palmerston verweigerte rundweg, über die Stellung Oesterreichs irgend etwas zu sagen; das Unterhaus (diese konstitutionelle Elementarschule der jüngeren Aristokratie) bedankte sich dafür durch ein lebhaftes Bravo und machte sich mit Genuß an die Bill zur Verschärfung der Sabbathfeier, insbesondere an die Frage, ob ein Barbier

[1] Die zuletzt aufgeführten Zahlen bedeuten die Nummer der „Nationalzeitung", in welcher die betreffende Korrespondenz Buchers enthalten ist.

am Sonntagmorgen bis 10 Uhr oder nur 9 Uhr seine Kunden bedienen dürfe. Ich hoffe, daß man vor der dritten Lesung auch noch die seit Jahrhunderten verhandelte Frage lösen wird, was mit einer Henne anzufangen, die während der Predigt ein Ei gelegt. Ich würde für Todesstrafe stimmen mit holländischer Sauce. (4. 5. 55.)

*

In diesem Augenblick geht die Flottenschau vor sich. Für den Engländer ist es natürlich, daß er sich mit Stolz und Freude in der blanken Waffe spiegelt. Ebenso natürlich aber ist für das Ausland die Frage, was die Bestimmung dieser Waffe ist und einmal werden kann. Eine Wehr gegen das Unrecht, was sie sein sollte? oder ein Richtschwert, wie die „Times" behauptet, mit der Voraussetzung, daß irgend jemand England zum Universalscharfrichter gemacht habe? oder ein Dolch in der Hand des Meuchelmörders? oder ein Beil in der Faust eines Wahnsinnigen? Alles hängt davon ab, wer die auswärtige Politik Englands macht, und die Frage, die noch vor wenigen Jahren kaum als eine Frage anerkannt wurde, dürfte heute auch von den Zuversichtlichsten nur mit Zögern beantwortet werden. Nach der Lehre der Führer des Unterhauses ist es nicht die Krone, nicht das Parlament, nicht das Volk, sondern Lord Palmerston, und da der edle Lord schwerlich die Gefälligkeit haben wird, seine Memoiren herauszugeben oder alle seine Geheimnisse zu erzählen, so ist das Studium seiner Laufbahn die wichtigste Aufgabe für jeden Publizisten. (24. 4. 56.)

Französische Verhältnisse.

Die Franzosen sind fortwährend beschäftigt, zu reproduziren. Im Jahre 1789 kleideten sie sich in das Kostüm Ludwigs XIV. und holten die alten Generalstaaten wieder hervor. 1792 machten sie — dies ist freilich eine spezifisch englische Auffassung, gegen die sich viel sagen läßt — die große englische Rebellion nach; im folgenden Jahre borgten sie sich Anzug und Sprache von dem alten römischen Senate. 1804 nahm Napoleon die Moden Franz' I. an, borgte sich ein Scepter von Karl dem Großen und einen Wahlspruch von Childebert. Die Lilien waren ihm nicht alt genug, und man stickte den Sammet mit Bienen nach der Sitte der Merowinger. Heute, am Tage der „Krönung ohne Krone", [1]) kehrt Paris zu den Zeiten des Kaiserreichs zurück: rote Lanzenreiter, Konsulargarde, Sergeanten, Chasseurs, Grenadiere paradiren durch die Straßen in der Uniform, die sie vor 40 Jahren getragen. In der That fehlt an der ganzen Komödie nichts — als der Hamlet. (1. 1. 52.)

---

[1]) Tedeum für den Präsidenten L. Napoleon.

Handel und Verkehr. Cobden.

Staatseisenbahnen sind ein Uebel. Eine einzige Privateisenbahngesellschaft für das ganze Land ist ein größeres Uebel. (19. 8. 52.)

*

Es ist merkwürdig, wie lange der Handel trotz seiner gepriesenen Fieberhaftigkeit in dem allerschläfrigsten Schlendrian fortgeht, bis die Not ihr einen Faustschlag giebt. Es war einmal so Mode, Hanf und Flachs aus Rußland zu beziehen; also bezog man Hanf und Flachs aus Rußland und ließ in Indien und Jamaica die vortrefflichen Fasern des Pisang vermodern, der jährlich zur Zeit der Ernte umgehauen wird und verfault. Der Krieg und die Papiernot hat die beteiligten Fabrikanten endlich auf den Trab gebracht. (1. 7. 54.)

*

Cobden kennt keinen andern Maßstab als den kaufmännischen, genauer gesprochen den krämerhaften. Er reduzirt alle Größen auf Thaler, Silbergroschen, Pfennige. Die Größen, die sich nicht so reduziren lassen, sind für ihn nicht vorhanden. Es ist ganz in der Ordnung, daß er, wie er diesmal ausdrücklich gethan hat, den Satz aufstellt: der Schwächere solle sich nicht gegen den Stärkeren wehren. Thäte er weiter nichts, so wäre nicht viel mit ihm zu hadern. Personen, die auf ganz entgegengesetzten Standpunkten stehen, werden einander durch ein Disputatorium nicht bekehren. „Die Kategorie der Gründe ist endlich.“ Die Weltanschauung eines Menschen ist nicht das Produkt des Raisonnements allein, sondern noch vieler anderer Prozesse und Einflüsse. Es ist also kein Gedanke daran, die Cobdeniten durch Raisonnement zu überzeugen. Man muß das den Ereignissen überlassen. (14. 10. 53.)

*

Unter der Oberfläche der öffentlichen Meinung, wie sie sich in der Presse zeigt, giebt es Unterströme, das ist richtig. Seit acht Tagen habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten. Der nächste unter der Oberfläche ist der freihändlerische, in dem ausschließlichen und darum verwerflichen Sinne des Wortes. Man kann ihn ganz lustig murmeln hören. Der innerste Gedanke dieser Partei oder vielmehr dieser Masse von Menschen ist der: mag uns der Russe oder der Teufel regieren, wenn wir nur schachern können. Aeußerlich hängt man aber eine christliche Phrase vor — es ist Gottes Wille — oder eine weltgeistpolitische, wenn man will, eine türkische — es ist der Gang der Geschichte. (27. 7. 53.)

Kronbevormundung.

Die „Quarterly Review" enthält einen Satz, der offenbar ein Plagiat aus den Blättern der deutschen Autoritätspartei ist: wenn, wie es leider den Anschein habe, auch die Krone einer so destruktiven Maßregel geneigt sei, „so müsse die Krone vor sich selbst geschützt werden". Diese zärtliche Fürsorge, daß die Krone sich auch ja nicht Schaden thue, ist zu albern oder zu unverschämt — wie man will —, um selbst dem Hirn des spleenbesessensten Engländers naturwüchsig entsprossen zu sein. Die Pflanze ist importirt und wird in dem scharfen Zugwind der öffentlichen Meinung und in der freien Presse nicht gedeihen. Die Krone weiß hier selbst, wem sie Schaden thut, wenn sie die junkerlichen Wahlflecken ausrotten hilft. Der deutsche Erfinder dieser Kronbevormundungstheorie möge aber sein geistiges Eigentum gegen den Herausgeber der „Quarterly Review" vindiziren. Jede englische Jury wird mit Freuden ein Verdikt für ihn geben. (14. 10. 51.)

Genossenschaftswesen.

Besprechung der „Friendly Societies": Die statistischen Notizen beweisen, wie sehr die Demokratie recht hat, in der Assoziation ein besseres Heilmittel für die kranke Zeit zu finden als in dem akuten oder chronischen Belagerungszustande, an den sich manche Konstitutionen schon so gewöhnt haben, daß sie ihn gar nicht mehr entbehren können, wie manche Kranke sich nur durch steigende Dosen eines Giftes am Leben erhalten. Das Leben ist freilich auch danach! (28. 9. 50.)

Humoristisches.

Unsere Zeitungen sind sehr arm an Thatsachen. Die zu Thran zerkochte Seeschlange muß schon wieder herhalten. Diesmal hat sie einige Klafter ihres Schwanzes auf das Ufer gestreckt und freundlichst so lange still gehalten, bis ein Irländer sie mit der Axt mitten durchgehauen hat. Die Gräten sind von Elfenbein, die Schuppen von Perlmutter und der Thran wie Spermaceti. Das eine Auge hat noch geblutet von dem Schusse, den sie vor vier Wochen erhalten hat. Ein anderer Berichterstatter spricht von dem außerordentlich wohlwollenden Ausdruck ihres Blickes. (1. 10. 50.)

*

Beschreibung der glücklich erfolgten Stapelfahrt des „Royal Albert" in Woolwich: Alles jubelte, schwenkte die Hüte, wehte mit den Tüchern. Ich hätte die Demonstration gern mitgemacht, einmal weil es so hübsch ist, Demonstrationen zu machen, und zweitens weil ich etwas von menschlichem Stolze

empfand, daß wir Ameisen der Natur schon alle die Geheimnisse abgefragt haben, die in dem Bau stecken. Aber ich konnte bei meinen beschränkten Verhältnissen nicht; jemand hinter mir, der dasselbe Bedürfnis empfand, wahrscheinlich nicht aus Stolz, ein Mensch, sondern aus Stolz, ein Engländer oder eine Engländerin zu sein, setzte ein schreiendes baby provisorisch auf meinen Nacken, um den Arm frei zu bekommen. Ich mußte mich also begnügen, mein Taschentuch inwendig zu schwenken. (20. 3. 54.)

*

Der verstorbene Herzog von Cambridge — der „gute Herzog" nannte man ihn, weil man in fünfzig Jahren keine bestimmte Eigenschaft an ihm entdeckt hatte — soll in seinem Leben einen einzigen Witz gemacht haben. Seine Gutheit bestand nämlich darin, daß er stets bereit war, für theologische oder menschenfreundliche Zwecke im Präsidentenstuhle zu diniren. Während seines langen Lebens hat er gegen Sklaverei und für Bekehrung der Juden, gegen späte Geschäftsstunden in den Kramläden und für Bekleidung der niederen Geistlichkeit mit dem abgelegten Zeuge der höheren, hat er gegen Keuchhusten, Klumpfüße und andere Uebel sehr gut dinirt. Diese geschichtlichen Thatsachen sind nötig, um die tiefe Bedeutung zu verstehen, mit der er einmal einem prämiirten Mastochsen „A revoir!" zurief. (6. 6. 55.)

Verschiedenes.

Die Zeitgenossen übersehen oft die Wichtigkeit ausgestreuter Gedankenkeime. Wer aber in der Geschichte der hundert Jahre von 1650 bis 1750 beobachtet hat, welchen ungeheuren Einfluß der meistens durch Flüchtlinge bewirkte Verkehr zwischen England, Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Holland auf die Entwicklung dieser Länder geübt hat, wird es für kein gleichgiltiges Ereignis halten, daß der Stifter der Hallischen Jahrbücher einem gebildeten englischen Publikum deutschen Radikalismus dozirt. Ruge ist damit wieder auf seinem rechten Felde, und es gibt für einen deutschen Gelehrten vielleicht keine wohlthätigere Schule, als zu Engländern sprechen, die alles deutlich und in der gewöhnlichen Sprache haben wollen. (17. 6. 53.)

*

Schlimmer noch als die Techniker sind manche Gelehrte, die übrigens ihre Körnchen ganz hübsch aus der Tagespresse aufzupicken und sehr schnell für selbstgeschaffenes Eigentum zu halten wissen. Sie haben ein immer passendes Dilemma, eine immer offene Schere, mit der sie dem Journalisten den Hals abschneiden. Hat er nicht nachgelesen: „o, über den Gegenstand existirt ja eine Monographie von dem und dem, Anno so und so, in 4°." Hat er nachgelesen: „o, das ist

ja aus dem und dem Buche genommen." Darauf habe ich gar nichts zu bemerken. (Nat.-Ztg. 1855 Nr. 271.)

*

Wenn consensus omnium populorum ein Beweis ist, so giebt es Hexerei. Eben ist man zu unbekannten Völkern in Zentralafrika vorgedrungen, und siehe da, sie hexen. Diese Völker werden überhaupt sehr störend für civilization und andere Schubkastenbegriffe. Alle Einsichtsvollen sind darüber einig, daß die Stellung der Frau in der Gesellschaft einer der sichersten Maßstäbe für civilization sei, und unter den Gründen, welche die ministerielle Presse nachträglich für die Verbrennung Kantons ausfindig gemacht, habe ich auch den gesehen, daß die Chinesen die Frauen zwängen, die Füße in kleine kupferne Schuhe zu zwängen, was allerdings gerade in England als eine große Unnatur erscheinen muß. Und nun entdeckt man in Zentralafrika ein Volk, bei dem die Frauen die Männer wählen und in jeder Beziehung nicht nur den Pantoffel, sondern das legitime Scepter führen wie an König Renés Hofe. Diese Nation steht also obenan in der Skala of civilization. Hexen thut sie aber auch.

(17. 4. 57.)

*

Die Erinnerung wird durch Gegensätze lebhafter bewegt als durch Aehnlichkeiten. Wenn es einem schlecht geht, denkt er an die Zeit, da es ihm gut gegangen. Wenn man cold mutton zu Mittag ißt, ein bei Londoner Hausmannskost nicht ungewöhnlicher Vorfall, so wird die Schüssel gewürzt durch den Nachgeschmack dieses oder jenes guten Diners. Eine Rede von Sidney Herbert erinnert mich nicht an Gladstone, sondern an Demosthenes und ein Leitartikel der „Times" nicht an Aeschines, sondern an Tacitus. Und an recht heißen Sommertagen beunruhigt mich wohl die Erscheinung des russischen Fuhrmanns, der, auf seiner Ladung sitzend, kristallne Blöcke in den Eiskeller fährt.

(22. 12. 55).

*

Ich sehe zuweilen mit stiller Verwunderung den Habitués der Lesekabinette zu, die täglich zur bestimmten Stunde nach vollbrachter Arbeit ihren Platz einnehmen, die „Times" und ein halbes Dutzend anderer Blätter von Anfang bis zu Ende hinter einander weg durchlesen und über das Gelesene weder während des Lesens einen Augenblick nachdenken — denn sie müssen ja in der gesetzten Zeit mit dem Pensum fertig werden — noch nachher — denn über den Rest des Tages ist ja schon anders verfügt. Ein solcher Kopf muß inwendig aussehen wie geronnene Milch. Und doch besteht zwischen den zwei heterogensten Dingen ein innerer Zusammenhang. Sie sind Produkte desselben Kulturzustandes. Wenn nichts anderes, so wird die Behandlungsweise an ihnen dieselbe sein, und wenn Schreiber und Leser gar nichts Gleiches, Verwandtes,

Zusammengehöriges an ihnen wahrnimmt, so wird diese negative Erscheinung den Stoff zu sehr positiven Betrachtungen liefern können. Es muß sich immer ein Agens finden lassen, das Geronnene zu kristallisiren.

(„Nat.-Ztg." 1860 Nr. 177.)

*

Es ist nicht zu sagen, welchen Schaden uns die gepriesene Geschicklichkeit im Uebersetzen thut; jeder fremde Peststoff wird der Sprache eingeimpft.

(4. 3. 60.)

*

Nicht Reden, nicht Schreien, nicht Leidenschaft, nicht Uebereinstimmung mit großen Massen, sondern Wissen ist Macht. (20. 3. 56.)

*

Die Ethnographie ist noch in ihrer Kindheit und wird in England nicht vorwärts kommen, weil der Erzbischof von Canterbury und die fünfzigerlei Pastoren, die England hat, durchaus behaupten, daß alle Menschen von einem Paare abstammen. (10. 6. 62.)

*

Wir vergessen in unserer abstrakten Sprechweise nur zu oft, daß das Volk aus einzelnen besteht, und daß vieles, was sich für wesentlich und ewig ausgiebt, nur die zu einer Wolke angesammelte Ausdünstung ist. Wenn die einzelnen sich ändern, so ändert sich das Volk. (12. 10. 59.)

*

Es ist beim Eintritt in ein fremdes Land wie beim Umzug in eine neue Wohnung; man hat zunächst nur ein Auge für das, was man anderswo vermißt. Diese ersten Eindrücke sind auch berechtigt und bleiben sogar berechtigt, wenn man sich nur hütet, voreilig zu generalisiren. Mit späteren Eindrücken verglichen, sind sie ein schätzbares, ja ein unentbehrliches Material für ein richtiges Urteil. (6. 6. 55.)

*

Was vermögen ein paar Zeilen, wenn sie auch wahr sind, gegen ein Buch, wenn es nur dick ist? (Bilder aus der Fremde I, Nr. 8.)

*

Die ganze Gehirnsekretion, also die ganze Weltgeschichte beruht auf dem Küchenzettel. (10. 6. 62.)

*

Man kann sich nicht bei jedem Gedanken versichern, ob er nicht schon irgendwo und schon besser ausgesprochen ist, und es giebt Gedanken, denen es gar nichts schadet, wenn sie zweimal gesagt werden.

*

Niederschlagend ist es, daß fortwährend so viel Gewonnenes verloren geht, so viel Arbeit verschwendet werden muß, daß die Kultur kein besseres Inventarium führt, daß die ganze Menschheit, die einander folgenden Geschlechter wie die einzelnen, immer von vorn zu leben, zu erfahren anfängt, in der Industrie wie in anderen Dingen. Aufgezeichnet wird alles, Bibliotheken giebt es genug: der Fehler muß wohl an der Methode liegen.

(„Nat.-Ztg." 1855, Nr. 261.)

*

Gleichnisse beweisen nichts, sind aber zuweilen das Mittel, in den kleinsten Raum die meisten Gedanken zusammenzupressen. (28. 5. 58.)

Wenn diese Auszüge den Geist, den scharfen Sinn und die feine Beobachtungsgabe verraten, welche Buchers Korrespondenzen auszeichneten, so möge der Leser aus den nachfolgenden, bisher unveröffentlichten Briefen an seine Eltern noch ersehen, welch ein trefflicher Sohn er war.

6 Brompton Grove S.W., 22. Dezember.[1]

Lieber Vater!

Ich bin im Begriff, eine interessante Reise anzutreten, die etwa vier Wochen dauern wird und nach deren Beendigung ich endlich meine Korrespondenz wieder in Gang bringen werde. Ueber Ziel und Zweck der Reise kann ich heute nichts sagen, als daß einem schwerlich zweimal im Leben eine solche Gelegenheit kommt. Ruhigere Feiertage für Dich, als ich haben werde!

Lothar.

*

London, 20. Dezember 54.

Lieber Vater!

Hoffentlich hast Du inzwischen ein Exemplar des Buches erhalten, das mich den ganzen Sommer beschäftigt hat.[2] Ich habe eben einen Plumpudding auf die Eisenbahn gebracht. Er muß, in dem Tuche, in heißes Wasser gehängt und eine Stunde gekocht werden. Die Sauce dazu ist mit Arrowroot,[3] Cognac und Zucker zu machen. Ich wollte noch einige Sachen beilegen, wußte aber keine Wahl zu treffen und lege daher lieber etwas Geld bei. In den Weihnachtstagen werde ich Muße haben und ausführlich schreiben.

Lothar.

---

[1]) Die Jahreszahl läßt sich nicht feststellen, ebensowenig Ziel und Zweck der in dem Briefe erwähnten Reise.

[2]) Gemeint ist „Der Parlamentarismus, wie er ist", welcher um diese Zeit bei Franz Duncker in Berlin erschien.

[3]) Botanisch die Pfeilwurzel, dann das aus derselben bereitete Stärkemehl.

London, 8. Januar 1856.
1 Molesworth Place, Kentish Town Road.

Lieber Vater!

Ich setze voraus, daß eine kleine Kiste mit französischen Früchten, von hier abgesandt, Euch eher als die Zeitung benachrichtigt hat, daß ich wieder hier bin.[1]) Da die Ausfuhr aller Eßwaren aus Frankreich untersagt ist, so konnte ich sie nicht direkt von Paris schicken, sondern mußte sie erst mit meinem Gepäck nach England schmuggeln. Wenn sie Euch so willkommen gewesen sind wie die beiden Spickgänse meinen Pariser Hausgenossen, mit denen ich sie teilte, so kann ich mit meiner Wahl sehr zufrieden sein. Man lud in Paris einen Tag um den andern Bekannte zu Mittag ein, um sie mit dieser ganz unbekannten Delikatesse bekannt zu machen.[2]) Nur kostete es mich im Anfange viel Mühe, meine Wirtin davon abzubringen, daß die Gans gekocht und mit einer Sauce doch noch viel schöner schmecken müßte. Ich danke herzlich dafür, aber wiederhole meine dringende Bitte, doch nicht solche Ausgaben zu machen; ich bedarf keiner äußeren Erinnerung, um mit meinen Gedanken in der Heimat zu sein.

Gott sei Dank, daß Du Deine Krankheit überstanden. Ich habe unaufhörlich mit Besorgnis an das pommersche Klima gedacht und mich doch wieder damit beruhigt, daß es bei aller Veränderlichkeit und bei alle den kleinen Leiden, die es mit sich bringt, doch im ganzen viel gesunder ist als das Klima von Gegenden, in denen man sich behaglicher fühlt. Nach den Zeitungen habt Ihr jetzt Schnee und Frost; das läßt mich hoffen, daß Du gesund Deinen Geburtstag begehen wirst. Ich beklage mich nur deshalb über meine Verbannung, daß sie es mir verwehrt, Dir selbst meinen innigen Glückwunsch zu bringen. In den verflossenen zwei Jahren hat sich viel geändert; die nächsten zwei werden noch größere Veränderungen bringen und vielleicht die Möglichkeit, Euch zu sehen.

In Paris habe ich nicht mehr die Gelegenheit gefunden, auf Privatwegen zu schreiben; hier muß sie sich ehestens einstellen. Es ist so widerwärtig zu wissen, daß die Briefe, die mit der Post gehen, gelesen und in manchen Fällen sogar kopirt werden. Es ist eine gerechte Vergeltung, daß den Lesern kürzlich mit ihren Briefen dasselbe widerfahren ist.

Ich bin hier in alle meine alten Verhältnisse eingetreten bis auf die Wohnung, die mein Wirt mir offen gehalten hatte, und ich habe bei der Rückkehr

---

[1]) Bucher hatte sich als Spezialberichterstatter der „Nationalzeitung" für die zweite Weltausstellung in Paris daselbst vom 31. Mai bis Dezember 1855 aufgehalten. Vgl. „Ein Achtundvierziger", Bd. I S. 3—25.

[2]) Unter den Liebesgaben, die Bucher während des deutsch-französischen Krieges in Versailles zugeschickt erhielt, spielte die „pommersche Gänsebrust" wieder eine Rolle. Er teilte sie großmütig mit der Tischgesellschaft.

nach England erst gefühlt, daß es doch schon halb und halb mein Vaterland geworden ist.

Mit herzlichen Grüßen für die Mutter und die Brüder und mit der Versicherung, daß ich am 12. viel bei Euch sein werde,

Dein

gehorsamer Sohn

Lothar.

*

London, 26. Februar 1856.
1 Molesworth Place, Kentish Town Road.

Liebe Mutter!

Ich wünschte, daß Du beim Empfange dieses Briefes denselben schönen Sonnenschein haben möchtest, den wir heute hier, zum erstenmal nach einem ungewöhnlich harten Winter, genießen. Ich ging heute früh durch den Garten meiner Wirtsleute und sah mich nach einer der Blumen um, die man sogar in Pommern gegen den ersten März zu haben pflegt; aber ich fand nichts als die Knospen, die der Flieder von neuem treibt, nachdem er zwei- oder dreimal erfroren ist.

Gern hätte ich Dir mit meinem Glückwunsch einige Flaschen Wein geschickt, die Dir wohl gut sein würden, aber das Porto ist so unverhältnismäßig hoch, und in England hat man nicht einmal Weine, die Dir zusagen würden. Verwende doch die Einlage [1]) zu dem Zweck.

Von meinem Thun habe ich wenig zu sagen. Neben meiner alten Beschäftigung habe ich noch Gelegenheit, englisch zu schreiben; die Tage und Wochen vergehen dabei mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Das Arbeiten für deutsche Blätter wird mir wieder etwas angenehmer, weil es sich jetzt zeigt, daß ich doch in manchen Punkten recht gehabt, derentwegen ich heftig angegriffen wurde. Meine hiesigen Bekannten habe ich während des Winters fast gar nicht gesehen, ausgenommen einige, die ganz in meiner Nähe wohnen. Wenn meine Beschäftigung mich nicht glücklicherweise zwänge, täglich nach der Stadt zu gehen, so würde ich bald ebenso eingezogen leben, wie Du zu thun pflegtest. Uebrigens befinde ich mich ganz wohl dabei.

Noch einmal meinen herzlichen Glückwunsch [2]) von Deinem getreuen Sohne

Lothar.

*

---

[1]) Die Einlage bildeten 10 Thaler in Papiergeld, deren Nummern in dem Briefe notirt waren.

[2]) Scil. zum Geburtstag der Mutter.

Folkestone, 26. September.[1])
Dover Street at Mrs. Byrons.

Lieber Vater!

Ihr habt hoffentlich vor vierzehn Tagen das Packet erhalten. Die andere Gelegenheit, durch die ich einen längst geschriebenen Brief absenden wollte, hat sich wider Erwarten verzögert. Ich schreibe daher, um zu sagen, für wen die Sachen bestimmt sind. Ihr werdet das freilich wohl selbst herausgefunden haben.

Die Feder ist für Dich und wird Dich des Federanschneidens überheben, wenn Du Dich nur einmal daran gewöhnt hast. Sie ist unverwüstlich und bildet sich nach der Hand. Wenn Dir das Gehäuse nicht zusagt, kannst Du die goldne Feder herausnehmen und in einen Gänsekiel stecken. Das kleine Petschaft oben läßt sich abschrauben.

Die Strümpfe und die Nadeln sind für die Mutter. Die kleinen Halsbänder für Sophie.[2]) Mit den Taschentüchern, die für Arthur sind, ist ein Unglück passirt. Ich gab sie meiner Wirtin, um sie säumen zu lassen. Sie denkt es recht gut zu machen und läßt gleich meinen Namen hineinsticken. Das L wird sich ja wohl durch ein A ersetzen lassen. Das Buch ist zur allgemeinen Unterhaltung.

Ich besinne mich eben, daß dieser Brief vielleicht von Polizeiaugen gelesen wird, und daß es, um Euch nicht einer Haussuchung auszusetzen, nötig ist, den Titel zu nennen: London labour and the London poor, also nichts Hochverräterisches.

Ich lebe seit dem Anfang September hier in Folkestone und bade. Seit Nest habe ich nie so spät im Jahre gebadet. In England ist es aber ganz gewöhnlich, erst im Herbst ans Meer zu gehen. Das Ufer ist reizend und die Landschaft umher voll der reichsten Abwechslung; das Leben gar nicht teuer, wenn man versteht, sich einzurichten. Ich habe dies nachgerade in England gelernt. Eben sprach ich jemand am Strande, der in das erste beste Hotel gegangen war und für die doppelten Kosten nicht die Bequemlichkeiten hat, wie ich sie in einem Privathause genieße.

Ich denke, am 5. Oktober nach London zurückzukehren und zwar in meine alte Wohnung.

Im Oktober werdet Ihr von meiner Zeitungsredaktion eine Zahlung erhalten. Ueber das englische Badeleben werdet Ihr wohl gelegentlich etwas lesen.[3]) Ich grüße alle alten Bekannten.

Lothar.

*

[1]) Die Jahreszahl 1856 läßt sich aus dem Zusammenhange schließen.

[2]) Die Frau von Bruno Bucher.

[3]) Näheres darüber, speziell eine Beschreibung von Folkestone, findet man in den „Bildern aus der Fremde“, herausgegeben von L. Bucher, I. Band, S. 30 ff.

London, 17. Oktober.[1])

Liebe Eltern!

Eben habe ich Eure Briefe vom 4. und das Silberzeug erhalten. Mir bleiben nur wenige Minuten bis zum Postschluß. Weshalb habt Ihr Euch von den Sachen getrennt und sie mir Vagabunden aufzuheben gegeben? Gebrauchen kann ich sie ja doch nicht. Es ist übrigens jetzt mehr Hoffnung als je, daß ich sie Euch werde zurückbringen können. Ich will von Deutschland nichts als noch einmal einen Besuch machen. Nach allem, was ich sehe und höre, weiß ich nicht, ob ich mich unter irgend welchen Umständen dort auf die Dauer wieder gefallen würde. Das ganze Volk scheint im Verfaulen zu sein. Ich wurzle mich hier immer fester.

Mein Freund hat einen Irrtum begangen, wenn er von sechs Bänden[2]) spricht; es waren nur drei. Die goldene Feder steckt in der silbernen Bleifeder. Die letztere hat zwei Auszüge. Ich hoffe, Ihr werdet das Vermißte jetzt finden.

Schickt mir ja keinen Honigkuchen. Die englische Post nimmt keine Packete an, sondern giebt sie an die Dampfschiffahrtsgesellschaften, und sie gehen dann den gewöhnlichen Weg durch das Zollhaus, der etwa 5 Gulden kostet. Ihr werdet diese Einrichtung sehr unvernünftig finden; John Bull hat das kürzlich auch entdeckt.

Die Zahlung, die ich erwähnte, wird sich etwas verzögern; ich habe noch nicht Zeit gehabt abzuschließen. Kaum von Folkestone zurückgekehrt, erhielt ich eine Einladung, halb als Mensch, halb als Korrespondent, 150 englische Meilen weg. Ich habe Gründe, den Ort jetzt nicht zu nennen. Die Reise war sehr angenehm und lehrreich, hat mich aber für den Augenblick in meinen Geschäften zurückgebracht.

Königin-Mutter hat mich sehr erheitert.

Lebt wohl!

Lothar.

*

Sudbrook Park, near Richmond, Surrey, den 28. Mai 1857.

Liebe Eltern!

Wieder sind beinahe drei Monate seit meinem letzten Briefe verflossen, und es ist mir, als wären es drei Tage. Wie ist es Euch unterdessen ergangen? Wie habt Ihr das Frühjahr überstanden? Wir haben hier bis spät in den Mai

---

[1]) 1856 (aus dem Zusammenhang ersichtlich).

[2]) Vermutlich des oben S. 154 Note 3 erwähnten Werkes.

die häßlichen Ostwinde gehabt, und ich vermute, bei Euch auch, denn sie kamen uns ja aus der Ostsee zu.

Ich bin diesmal aufmerksamer als gewöhnlich auf das Wetter gewesen, weil ich seit Ende März auf dem Lande lebe. Ich habe ausgeführt und beinahe beendigt, was ich seit Jahren vorgehabt habe, die Wasserkur zu brauchen. Die mancherlei Aufregungen der letzten Jahre und die erste Zeit meines hiesigen Aufenthalts, die ich in der Mitte der Stadt und sonst unter ungünstigen Verhältnissen verbrachte, waren nicht ohne Wirkung geblieben. Ich hatte kein spezielles Leiden, aber meine Nerven waren nicht mehr wie früher. Dazu stellte sich vor zwei Jahren ein Rheumatismus im Arme ein, der durch die Medizin nicht gründlich vertrieben ward, und mein gegenwärtiger Arzt will aus der Gestalt meiner Knöchel herauslesen, daß ich die Anlage zur gout (Podagra und Chiragra) geerbt habe, soviel ich ihm auch versichere, daß ich von dieser aristokratischen Krankheit nie etwas in unserer Familie gehört habe. Ich fing die Kur im vorigen Jahre an und trieb sie vorläufig neben meiner gewöhnlichen Lebensweise, so gut es gehen wollte. Mit dem Frühjahr fühlte ich die Wirkung beginnen und begab mich deshalb hierher unter die Aufsicht eines Arztes, der ordentlich Medizin studirt und praktisirt hatte, aber, weil er sich selbst die gout nicht kuriren konnte, nach Gräfenberg ging. Er kehrte geheilt zurück, 1842, und legte diese Anstalt an.

Seine Behandlungsweise hat nichts von den Gräfenberger Gewaltmaßregeln, hat unter meinen Augen ganz außerordentliche Resultate erreicht und wird auch mich in einigen Wochen als einen neuen Menschen entlassen. Außer dem Ziehen im Arm bin ich los erstens den Flanell, zweitens die Brille und drittens den Tabak. Den letzteren werde ich unter keinen Umständen wieder aufnehmen. Von geistigen Getränken brauchte ich nicht erst befreit zu werden; ich hatte sie seit zehn Jahren immer weniger und weniger genossen, und die persönliche Bekanntschaft mit den gegenwärtig in England anwesenden Führern der Bewegung für das Maine Liquor Law hat mich bestimmt, in meinen Schreibereien für die Sache zu arbeiten, vorsichtig vor der Hand, und ohne mich als teetotaller [1]) zu bekennen.

Das Haus und der Park bilden eine Enclave in dem bekannten und mit Recht gerühmten Richmond-Park. Ich werde gelegentlich die reizende Umgebung beschreiben. Die Kosten, an sich bedeutend, werden mir dadurch erleichtert, daß ich in der Familie des Arztes deutschen Unterricht gebe, wozu ich zuvörderst selbst erst habe die deutsche Grammatik lernen müssen, denn sonderbarerweise habe ich von Herrn Manke (3. Klasse der Elementarschule) bis zu Otto Mauritius Müllers aus dem Lateinischen übersetztem Deutsch nie einen vollständigen Kursus der Grammatik gehabt. Meine anderen Geschäfte neben der Kur zu besorgen,

[1]) Das heißt ein sich der Spirituosen ganz Enthaltender.

hat ein wenig schwer gehalten, und um diese Zeit, 9 Uhr abends, wo in London oft erst die rechte Arbeit anfing, bin ich so müde, wie ich seit meiner Kindheit nicht gewesen.

Ich habe meine alte Wohnung in London beibehalten und hoffe, bald von dort anzuzeigen, daß ich wieder eingezogen bin.

Ich schreibe diesen Brief in dem Gesellschaftszimmer, einem Saal wie eine Kirche so groß; um mich her sitzt die Gesellschaft in den mannigfachsten Beschäftigungen und in Attitüden, wie man sie nur in England sieht.

Eine Dame am Klavier, die alles mögliche gespielt, ist endlich so artig, auch einiges Deutsche vorzutragen. Es macht mich wieder etwas munter, stört mir aber ganz das Konzept; ich schließe also mit den innigsten Wünschen für Euch alle.

Lothar.

*

Pelham House, Ventnor, Isle of Wight, am 21. Juli 1858.

Lieber Vater!

Da Dein Büsching [1]) über meinen gegenwärtigen Aufenthaltsort schwerlich viel zu sagen hat, so schicke ich Dir die vorstehende Vignette eines Punktes der nächsten Nachbarschaft und denke noch einen oder den andern folgen zu lassen, ehe ich nach London zurückkehre. Von Ventnor [2]) selbst habe ich noch kein Bild finden können, das einen einigermaßen richtigen Eindruck gäbe. Einem Londoner Freunde habe ich aber geschrieben, Ventnor sei Folkestone in der 2., 3. oder ich weiß nicht wievielsten Potenz; vielleicht erinnerst Du Dich der Schilderungen von Folkestone, die ich vor zwei Jahren gegeben. [3]) Mein Haus liegt nicht weiter von der Flutmarke als die Schule in Lohrenbohr; meine Fenster gehen auf das Meer, das von keiner Düne verdeckt ist, und ich höre hier an meinem Tische das Rasseln der Rollkiesel, welche die Ebbe hin und her rollt. Aber statt der wilden Apfelbäume, verkrüppelten Eschen und Pfaffenhütchen (die übrigens auch in ihrer Art sehr schön und liebenswürdig sind) wachsen hier Fuchsien, Rhododondren und Myrten bis hart an das Wasser.

Entschuldige dieses Gekritzel; das erste Bad, das ich heute genommen, wirkt immer wie eine halbe Flasche Champagner. Ein Ostseebad giebt nur eine sehr entfernte Vorstellung davon.

---

[1]) Ueber die von Büsching abweichende Methode der Geographie des Vaters von L. Bucher s. „Ein Achtundvierziger“ Bd. I. S. 3, Note *).

[2]) Eine Beschreibung von Ventnor findet sich in den „Bildern aus der Fremde“ Bd. I. S. 96.

[3]) Vgl. darüber „Ein Achtundvierziger“, Bd. II. S. 92.

Ich werde hier bis Mitte August bleiben.

Hat Arthur, den ich herzlich grüße, nicht daran gedacht, in ein anderes deutsches Land zu gehen? England wäre nach meiner tiefen Ueberzeugung nicht für ihn. Die Natur bietet hier unendliche Genüsse, aber das Leben ist ein ruheloser Kampf und verlangt Augen hinten und vorn.

Der Mond macht sich bemerklich, adieu!

Lothar.

Ich habe vor etwa acht Tagen einen Brief von Dir erhalten.

Eine Lebensbeschreibung Bismarcks von Rudolf Lindau aus dem Jahre 1878.

Eine Lebensbeschreibung Bismarcks von Rudolf Lindau aus dem Jahre 1878.

Im ersten Bande Seite 101—140 des Bismarck-Portefeuilles habe ich eine Charakteristik Bismarcks mitgeteilt, welche aus der Feder von Rudolf Lindau stammt und im August 1878, also kurz nach Beendigung des Berliner ongresses, anonym in einer englischen Zeitschrift (Blackwords Magazine) erschienen war. In dieser Skizze hatte sich Rudolf Lindau auch die Aufgabe gestellt, dem englischen Leserpublikum die wichtigsten Daten in des deutschen Kanzlers Leben zusammenzustellen. In der eingangs erwähnten Portefeuille-Publikation habe ich von der Aufnahme dieses Teiles absehen zu können geglaubt, da das deutsche Publikum mit dem äußeren Lebensgang seines ersten, großen Kanzlers bereits vertraut ist. Da nunmehr jedoch die Aussicht besteht, das Bismarck-Portefeuille hinlänglich durch Herstellung einer Uebersetzung in eine fremde Sprache auch dem Auslande zugänglich zu machen, so gewinnt gerade der biographische Teil erhöhte Wichtigkeit. Außerdem ist Rudolf Lindau ein so formgewandter Erzähler, daß man aus seinem Munde auch Bekanntes mit Genuß wieder hört. Weiß doch ein geistvoller Biograph seinem Helden immer neue anziehende Seiten abzugewinnen.

*

Eduard Leopold Otto v. Bismarck wurde geboren zu Schönhausen am 1. April 1815. Sein Vater, der ein sehr gutmütiger, jovialer Mann gewesen zu sein scheint, rückte in eine Berliner Zeitung eine Anzeige über die Geburt seines Sohnes ein mit der Bemerkung für seine Freunde „unter Verbittung des Glückwunsches".

Schönhausen war von dem französischen Kriegsvolk während der Invasion sehr übel behandelt worden. Fürchterliche Geschichten über die Grausamkeit des Feindes wurden unter den Landleuten erzählt, und es kann kein Zweifel bestehen, daß des jungen Bismarcks erste Eindrücke bezüglich der Franzosen alles andere als angenehmer Art waren. Das erklärt, warum er nicht sehr geneigt war, anzuhören, als im Jahre 1871 Klagen bezüglich des Verhaltens der deutschen Soldaten in Frankreich an ihn gelangten. Er hatte seine eigenen Gründe, anzunehmen, daß seine eigenen Landsleute im Vergleich mit den siegreichen Franzosen in Deutschland sich human aufgeführt hatten.

Sechs Jahre alt wurde der junge Bismarck nach Berlin in die Schule geschickt. Er zeichnete sich hier in keiner Weise aus, aber es gelang ihm, irgend-

wie und ohne viele Mühe, in guter Zeit alle Klassen des Gymnasiums zu absolviren. Mit siebzehn Jahren — noch in jungem Alter — erlangte er das Zeugnis der Reife für die Universität. Sein Lieblingslehrgegenstand auf der Schule war Geschichte gewesen.

Von Berlin ging Bismarck 1832 nach Göttingen, wo er drei Semester blieb, und wo er bei seinen Nachfolgern in der „Georgia Augusta" als ein gewandter Reiter, Fechter und Schwimmer und vor allem als sehr fröhlicher Genosse in Andenken steht. In einem Bilde aus jener Zeit ist er als groß und schlank, mit großen, „Kanonen" genannten Reiterstiefeln dargestellt; er hat eine lange Pfeife in der Hand, an seiner Seite steht eine enorm große Bulldogge. Seine Vorliebe für diese etwas gefährliche Tierart ist unverändert geblieben, und er hat immer gehabt und besitzt noch jetzt wenigstens einen Hund dieser Rasse. Sein Kollegienbesuch in Göttingen ließ alles zu wünschen übrig — thatsächlich erschien er kaum in einem.

Bismarck brachte seine akademischen Studien in Berlin zum Abschluß und begann 1835 im Alter von zwanzig Jahren seine amtliche Laufbahn als Auskultator am Stadtgericht in dieser Stadt. Er brachte später einige Zeit in Aachen, Potsdam und Greifswald zu und diente als Soldat im preußischen Heere von 1838 bis 1839; bald nachher verließ er aber den Staatsdienst gänzlich, um gemeinsam mit seinem älteren Bruder Bernhard die Besitzungen seines Vaters, welche sich zu der Zeit in sehr schlechtem Zustande befanden, zu übernehmen.

Der alte Herr v. Bismarck starb 1845. Sein Sohn Otto, welcher zuletzt in Pommern, auf einer Besitzung Namens Kniephof gelebt hatte, nahm nun Besitz von Schönhausen. Er fügte den Namen dieses Ortes, wo seine Familie seit Jahrhunderten gelebt hatte, seinem eigenen Namen hinzu und wurde von da ab als Bismarck-Schönhausen bekannt.

Im Jahre 1847, im Alter von zweiunddreißig Jahren, begann er seine parlamentarische Laufbahn im ersten preußischen Landtag als einer der Vertreter der märkischen Ritterschaft. Diese Versammlung währte nur kurze Zeit, Bismarck fand indes Gelegenheit, seine politischen Ansichten, welche diejenigen eines festen Torys waren, bekannt werden zu lassen.

Nach der Revolution — 18. März 1848 — erschien Bismarck wieder im Landtage in Berlin. Er widersprach mit aller seiner Kraft aber ohne Erfolg dem von den Liberalen vorgeschlagenen Wahlgesetz, welches er als „das Jena des preußischen Adels" bezeichnete; er war einer der Begründer und der leitende Geist der „Kreuzzeitung", des Organs der konservativen oder, richtiger zu sagen, der reaktionären Partei in Preußen. Damals — wo die Revolution auf der Höhe ihrer Macht war und unwiderstehlich schien — hat Bismarck Worte gebraucht, welche historisch geworden und ihm oft vorgehalten worden sind: „Alle großen Städte müssen vom Angesicht der Erde weggewischt werden, denn sie sind die Pflanzschulen der Revolution."

Nach der Auflösung der ersten Nationalversammlung im Herbst 1848, in welcher Bismarck keinen Sitz hatte erlangen können, wurde er im Jahre 1849 als Mitglied für West-Havelland (Brandenburg) in die zweite preußische Kammer gewählt. Sein Ruf als ein tüchtiger Widersacher der Demokratie war schon wohlbegründet, und er befestigte ihn durch seine Haltung in der Kammer. Er erklärte kühn, daß die Männer von 48 — „die Märzhelden", wie sie genannt wurden — lediglich Aufrührer wären, und erregte dadurch einen Sturm des Unwillens, der durch die ganze liberale Presse Deutschlands ging und Herrn v. Bismarck zum unpopulärsten Führer der konservativen Partei machte. Während der nächsten beiden Jahre nahm er eine hervorragende Rolle bei allen politischen Schlachten ein, welche in Deutschland ausgefochten wurden. „Stolz darauf, ein preußischer Edelmann zu sein", wie er bei verschiedenen Gelegenheiten erklärte, widersetzte er sich allen auf die Errichtung eines deutschen Kaiserreichs abzielenden Maßregeln, in welchem die Macht Preußens versunken sein würde. Selbst das Angebot der Kaiserkrone an Friedrich Wilhelm IV. machte Bismarck nicht schwanken. Er war wohl willens, wie er zwanzig Jahre später bewies, daß sein Souverän Kaiser von Deutschland würde, aber nur unter der Bedingung, daß seine Macht die höchste wäre. Ehe er den König von Preußen Vasall des Präsidenten des Parlaments werden lassen wollte, wollte er lieber — um seine eigenen Worte zu gebrauchen —, daß Preußen als Preußen verbleibe.

Friedrich Wilhelm IV. erkannte seine Verpflichtungen gegen Bismarck für die Verteidigung der Vorrechte der preußischen Krone an, indem er ihn im Jahre 1851 zum Minister bei dem Bundestag in Frankfurt ernannte, wo er bis 1859 verblieb. Die Briefe, welche er in jener Zeit schrieb, zeigen sehr geringen Respekt gegen seine Kollegen, welche ihn durch ihre Langsamkeit und ihre Vorliebe für leere Formen geärgert und zugleich belustigt zu haben scheinen. — Die acht Jahre, welche er in ihrer Gesellschaft zubrachte, waren ihm indes außerordentlich dienlich. Er hatte Gelegenheit, alle damals Europa bewegenden politischen Fragen in ihren kleinsten Einzelheiten zu studiren und insbesondere zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen, wie sie damals bestanden, nicht so weiter dauern konnten — wo Oesterreich bei jeder Gelegenheit eine Art von Obergewalt beanspruchte, welcher Preußen sich nicht länger unterwerfen konnte.

„Unsere Beziehungen müssen sich unabwendbar ändern," sagte er zum Grafen Karolyi, dem österreichischen Botschafter in Berlin, „sie müssen besser oder schlechter werden. Die Regierung Seiner Majestät des Königs von Preußen würde aufrichtig die erste Alternative vorziehen; wenn aber das österreichische Kabinet es ablehnt, uns auf halbem Wege entgegenzukommen, so wird es notwendig werden, uns auf die zweite vorzubereiten."

Als Bismarck dies im Jahre 1862 sagte, war er Minister der aus-

wärtigen Angelegenheiten in Berlin, aber die von ihm ausgesprochene Ansicht gründete sich auf das, was er als Vertreter Preußens beim Bundestag gesehen und empfunden hatte.

Von Frankfurt ging Bismarck 1859 als preußischer Gesandter nach St. Petersburg. Dort fand er die wärmste Aufnahme. Fürst Gortschakoff, welcher in Frankfurt von 1850—1854 gewesen war, stand auf sehr freundlichem Fuße mit ihm. Sie sympathisirten in vielen Punkten. Die Russen hatten die Haltung Oesterreichs während des Krimkrieges bitter empfunden, und „Oesterreichs Undankbarkeit" war noch sprichwörtlich in St. Petersburg. Bismarck sprach offen seine Meinung aus, daß Preußen einen großen Mißgriff beginge, wenn es Oesterreichs Verbündeter gegen Frankreich und Italien würde. Nachdem dies nicht nur bei Hofe sondern auch beim Publikum bekannt geworden, wurde er sogleich populär. Das gute Einvernehmen zwischen der preußischen und der russischen Regierung, welches Preußen 1870 so große Dienste leistete, während es gegenwärtig so vorteilhaft für Rußland ist, kann zweifellos in seinem Ursprunge auf die Familienbande, welche die Kaiser Wilhelm und Alexander vereinigten, zurückgeführt werden, ist aber besonders gestärkt worden durch jene freundliche Politik Preußens gegen Rußland, welche Bismarck unverändert empfahl.

Er verließ St. Petersburg Anfang 1862, und im Mai desselben Jahres wurde er zum Gesandten in Paris ernannt. Er blieb nur wenige Monate in Frankreich, und da es Sommerzeit war und Paris leer, so brachte er den größeren Teil seiner Zeit fern von seinem amtlichen Wohnsitz zu. Wir hören von seinem Aufenthalte in Trouville, Chambord, Biarritz, Lachon, Montpellier, Toulouse rc. Er durchreiste einen guten Teil Frankreichs, und seine beobachtenden Augen sahen einen guten Teil des französischen Volkes. Seine Beziehungen zur Regierung waren ausgezeichnet; er war beliebt bei Hofe und besonders ausgezeichnet durch den Kaiser Napoleon III.

Dann kam, was in Preußen „der Konflikt" genannt worden ist. Wilhelm I., welcher im Januar 1861 König von Preußen geworden war, konnte sich mit den Volksvertretern nicht verständigen. Er brauchte Geld zur Reorganisation des Heeres, und sie wollten das von seinen Ministern verlangte Budget nicht bewilligen. Das Herrenhaus stand auf seiten des Königs gegen das Abgeordnetenhaus, aber der König bedurfte eines Mannes von mehr als gewöhnlicher Energie als Präsidenten des Kabinets zur Ausfechtung der parlamentarischen Kämpfe. Weder Prinz Hohenzollern-Sigmaringen noch Prinz Hohenlohe-Ingelfingen hatten sich als hinlänglich erwiesen. Wilhelm I. sah nur einen Mann, welcher bereit und geeignet war, die Stelle des Premiers in einem Kabinet wirksam auszufüllen, welches fest entschlossen war, den Königlichen Willen bis zum äußersten aufrecht zu erhalten — und dieser Mann war Bismarck. Im September 1862 übernahm er die Präsidentschaft des Kabinets.

Der neue Ministerpräsident rechtfertigte die Wahl des Königs vollkommen. Er stürzte sich kühn ins Gefecht, und da er sah, daß es unmöglich war, die Mehrheit der Kammer für die Militärfrage zu gewinnen, und daß eine Auflösung und Neuwahlen ihn nicht näher zum Ziele brachten, so unternahm er es, das Land ohne ein vom Parlament bewilligtes gesetzmäßiges Budget zu regieren. Gleich dem König war er überzeugt, daß Preußen ein starkes Heer haben mußte — in diesem Punkte wollte er nicht nachgeben, und während der Verteidigung dieser Position war es, wo er die Worte gebrauchte, welche seitdem so oft angeführt worden: „Die großen Weltfragen," sagte er, „werden nicht durch Reden oder durch Beschlüsse einer parlamentarischen Mehrheit, sondern durch Blut und Eisen entschieden."

Es ist nur richtig, hier hervorzuheben, daß Bismarcks Widerstand gegen die Kammer sich auf seine Auslegung eines speziellen Paragraphen der preußischen Verfassung gründete, und daß einige Jahre später das Parlament durch Annahme einer Indemnitätsvorlage für alles Verzeihung bewilligte, was unter seiner Verwaltung während des Konflikts für unkonstitutionell erklärt worden war.

Die inneren Schwierigkeiten, mit welchen Bismarck zu kämpfen hatte, hielten ihn nicht ab, seine volle Aufmerksamkeit den auswärtigen Angelegenheiten zu schenken. Preußen konnte nur so groß gemacht werden, wie er es wollte — so groß, wie es seiner Meinung nach sein mußte —, wenn es thätig Anteil an allen wichtigen Fragen der europäischen Politik nahm. Dabei war ein großes Risiko zu laufen, aber Bismarck schreckte vor Wagnissen nicht zurück. Er fühlte fast unbegrenztes Vertrauen zur Tüchtigkeit der preußischen Soldaten, und er war ganz bereit, ihnen eine Gelegenheit zu geben, ihre Ueberlegenheit zu beweisen. Es war unvermeidlich, daß sie früher oder später ihre Stärke gegen einen oder andern der Nachbarn Preußens zu versuchen haben würden. Daher Bismarcks Haltung gegen auswärtige Kabinette. Zur nämlichen Zeit, wo er von Störungen im Innern vollständig überwältigt schien, stand er mit der Hand am Griff des Schwerts, bereit, es zu ziehen, wenn irgend jemand auf die Notwendigkeit einer Aenderung in Preußens auswärtiger Politik anspielen sollte.

Während des polnischen Aufstandes unterzeichnete er eine Konvention mit Rußland. Dies erregte große Unzufriedenheit nicht allein in Berlin, wo die liberale Partei die Regierung mit großer Heftigkeit angriff, sondern auch in London und Paris. Es waren Gerüchte von einer bewaffneten Intervention Frankreichs, Englands und Oesterreichs zu Gunsten Polens im Gange: Bismarck nahm keine Notiz davon, und sie gingen vorüber, ohne ihm irgendwie Schaden gethan zu haben, bald nachdem der Aufstand von der russischen Regierung niedergeworfen worden war.

Die nächsten acht Jahre, von 1863 bis 1871, waren die erreignisreichsten in Bismarcks Leben. Sie werden durch die drei Kriege gegen Dänemark, Oesterreich und Frankreich bezeichnet. Von da ab gehören seine Handlungen

der Geschichte an; aus diesem Grunde können und brauchen wir dabei nicht verweilen. Wir können nicht unternehmen, eine zeitgenössische Geschichte Europas zu schreiben.

In diesen acht Jahren, welche Oesterreich — so lange die leitende Macht in Deutschland — hinter Preußen zurücktreten sahen, welche Zeugen des Falles der napoleonischen Dynastie, der Errichtung einer Republik in Frankreich und eines neuen Kaisertums in Deutschland waren, sind Bismarcks Wille und Macht die größten treibenden Kräfte auf dem Kontinent gewesen. Er hat erreicht, was er sein ganzes Leben hindurch erstrebt hat: Deutschland ist die größte militärische Macht in Europa geworden; das Haupt des Hauses Hohenzollern steht an der Spitze dieser Macht, und Bismarck selbst ist der machtvollste Mann in seinem eigenen Lande.

Fürst Bismarcks Triumph war vollkommen. Jeder Deutsche weiß, daß es Bismarck war, der, an der Seite des Königs stehend, denselben veranlaßt hatte, nicht zu zaudern, sondern kühn die Stärke Preußens gegen Oesterreich und Frankreich zu versuchen. Jeder Deutsche ist stolz auf den erreichten Erfolg und stolz, in gewissem Grade dabei mitgewirkt zu haben; denn es gab kaum einen Menschen, welcher — wenn er nicht selbst im Felde gewesen — nicht einige seiner nächsten Verwandten in den Kämpfen bei Königgrätz oder Sedan gehabt hätte. „Er wußte besser als wir, was wir wert waren," sagt man, wenn von Bismarck gesprochen wird; sie waren ihm dankbar, daß er eine so hohe Meinung von ihnen gehabt, und stolz darauf, sie verdient zu haben.

Nichtsdestoweniger konnte der Kanzler nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen. Ein Mann in seiner Stellung und mit seinem Charakter kann nicht leben, ohne sich Feinde zu machen. Sie entstanden auf allen Seiten: Feudale, Partikularisten, römische Katholiken, Sozialisten. Einige warfen ihm vor, die Partei hintenangesetzt zu haben, welche ihn während seines Kampfes mit der Revolution unterstützt habe; andere klagten ihn an, ganz Deutschland — womöglich die ganze Welt — „verpreußen" zu wollen. Die römischen Katholiken sprachen von ihm als von einer Inkarnation des Antichrist; die Sozialisten erklärten ihn für einen Feind der Humanität. Er trat seinen Angreifern entgegen, wo immer er ihnen begegnete: er wendete sich von einem zum andern, niemals müde, zu kämpfen.

Und noch wütet die Schlacht. Bismarcks Gegner scheinen an Kraft zu gewinnen. Während er dem Kongreß von Berlin präsidirt hat, ist Deutschland durch die kommenden Wahlen aufgeregt worden. Es ist sehr möglich, daß das neue Parlament sich den politischen Maßnahmen widersetzt, welche der Kanzler für notwendig erachtet hat, als Schutzmittel gegen die Ausbreitung des Sozialismus zu empfehlen.

Bismarck und Hannibal Fischer.

Bismarck und Hannibal Fischer.

Wir wissen bereits aus dem fünften Bande des von Horst Kohl herausgegebenen Bismarck-Jahrbuchs,[1]) daß der früher oldenburgische Geheime Staatsrat Dr. Hannibal Fischer mit Bismarck unter anderem auch aus Anlaß des ihm erteilten Kommissoriums zur Auflösung der deutschen Flotte in schriftlichem Verkehr stand. Wir sind in der Lage, die dort mitgeteilte Korrespondenz durch Mitteilung folgender, bisher ungedruckter Erlasse und Briefe zu ergänzen:

I.

Schreiben v. Bismarcks im Namen des Bundestagsausschusses für Militärangelegenheiten an den Bundeskommissarius, Geheimen Staatsrat Dr. Fischer in Bremerhaven, betreffend Entschließungen auf verschiedene Anfragen des letzteren.

Frankfurt a. M., 25. Januar 1853.

Auf den Bericht vom 16. dieses Monats wird Ihnen das Nachstehende eröffnet:

ad 1 u. 2. Die gemeldete Uebergabe der Kanonenboote und Desarmirung der Dampfer „Hansa" und „Erzherzog Johann" dient zur diesseitigen Kenntnis, und wird auf den Bericht hierüber weitere Verfügung ergehen.

ad 3. Die Versicherung der Schiffe hat auf zwei Monate, d. i. bis zum 25. März cr., für die „Hansa" mit 250000 Thlr., für den „Erzherzog Johann" mit 150000 Thlr. zu erfolgen. Wollten diese Ansätze wegen scheinbarer Ersparnis noch tiefer gegriffen werden, so könnte dies nur nachteilig auf den zu erzielenden Kaufpreis respektive auf die Angebote einwirken.

---

[1]) Kohl bringt in dem Bismarck-Jahrbuch, Bd. V., S. 158—175, sechs Briefe des Staatsrats Hannibal Fischer an Bismarck d. d. 17. Juni 1847, 24. Febr. 1852, 20. März 1852, 23. Okt. 1852, 7. April 1853 u. 20. Juni 1853.

ad 4. Der Termin zur Veräußerung der beiden Schiffe, welcher auf den 16. März cr. festgesetzt worden ist, gestattet auch eine transatlantische Konkurrenz.

Es wird daher erwartet, daß Sie die desfalls erforderlichen Anordnungen, namentlich die Bekanntmachung in amerikanischen Blättern rechtzeitig bewirkt haben, eventuell bleibt dieselbe, wenigstens für Nordamerika, noch nachzuholen.

ad 5. ist das Oberkommando angewiesen worden, die sofortige Abgabe der Verzeichnisse des vorhandenen Arsenalmaterials an Sie anzuordnen, wobei Sie in gleichzeitiger Erledigung des Berichtes vom 26. Dezember pr. ermächtigt werden, von diesen Materialien ꝛc., soweit sie nicht zu den beiden Schiffen gehören, bei sich darbietender günstiger Gelegenheit, die neuen Gegenstände an Waffen, Kanonen ꝛc. jedoch nicht unter 65 % und gebrauchte Gegenstände nicht unter 50 % des ursprünglichen Kostenpreises aus freier Hand zu verkaufen oder, wo es sich empfehlen sollte, den Submissionsweg einzuschlagen und hierbei zunächst das Ballasteisen, für welches Sie laut Bericht vom 19. dieses Monats noch günstigere Preise werden erreichen können, sowie die Pulvervorräte und die außerhalb Bremerhaven lagernden Kohlen zu berücksichtigen. Verkäufe, bei denen Sie Preise in den vorbezeichneten Grenzen erreichen können, sind Sie daher befugt, ohne weitere Anfrage abzuschließen und den Zuschlag zu geben und haben Sie darüber nur nachträglich anher zu berichten.

Auf die vorhandenen englischen 68pfdge. Bombenkanonen, auf 10 St. Lütticher eiserne 32pfdge. Kanonen mit Zubehör, auf 2400 St. 32pfdge. exzentrische Granaten und 2400 St. 32pfdge. Vollkugeln, auf 45pfdge. englische Bomben, 54pfdge. Hohlkugeln, 62pfdge. Vollkugeln, ca. 800 Zentner 68pfdge. Kartätschenkugeln und 32pfdge. Kartätschenkugeln mit Zubehör, auf 3750 St. 25pfdge. Bomben, nach preußischen Modellen gegossen, sind bereits Angebote einiger hohen deutschen Regierungen erfolgt, weshalb diese Gegenstände bis auf weiteres nicht zu veräußern sind.

Die für die beiden Dampfer als erforderlich zu erachtenden Materialien ꝛc. sind auf das Minimum zu beschränken, und ist geeigneten Falles bei vorkommenden günstigen Angeboten das nicht unbedingt Nötige zu verkaufen.

ad 6. Ein Wechsel in der Person des Aufsehers des Docks erscheint nicht mehr erforderlich, da das Dock ohnehin bald übergeben werden dürfte. Eine Kostenersparung würde durch den Wechsel ebenfalls nicht erzielt werden, da zwar nicht angezeigt ist, für welchen Lohn der Aufseher

Visser die Beaufsichtigung des Docks übernehmen würde, jedenfalls aber, nachdem er bisher 40 Thlr. pro Monat bezogen hat, ein viel geringerer Lohn, als der Schiffsfähnrich Gehalt bezieht ($29\frac{1}{6}$ Thlr. und 8 Thlr. Servis), schwer zu bedingen sein möchte und eventuell durch die Kosten der kommissionellen Uebergabe des Docks an den ꝛc. Visser vollkommen aufgewogen würde.

Bei dieser Gelegenheit werden Sie angewiesen, auch die von der Großherzoglich oldenburgischen Regierung nicht gewünschten, im Dock zu Brake lagernden Materialien schon jetzt so bald als möglich zu versteigern, damit, nachdem die Verhandlungen wegen Uebergabe des Docks zu Ende geführt sind, der letzteren nichts mehr entgegenstehe.

ad 7. Ueber das Resultat der Verhandlungen wegen Veräußerung des zu Lübeck befindlichen Kanonenbootes wird weiterer Bericht erwartet.

Im Namen des Bundestagsausschusses für Militärangelegenheiten:

v. Bismarck.

II.

Privatschreiben des Geheimen Staatsrats Dr. Fischer an den Königlich preußischen Gesandten v. Bismarck-Schönhausen, betreffend den Verlauf des Flottenauflösungsgeschäfts.

Geestemünde, 14. Januar 1853.

Eurer Excellenz

in dem hochgeneigten Handschreiben vom 5. d. M. [1]) zu erkennen gegebene Ansicht, daß auf dem seitherigen Wege der Geschäftsbehandlung die hiesigen Marineangelegenheiten sich noch ein Jahr lang fortspinnen können, muß ich namentlich in Bezug auf das Rechnungswesen vollkommen teilen. Die Remedur glaube ich aber mit kurzen Worten bezeichnen zu können. Man schicke nur die Aerzte fort, dann wird die Krankheit von selbst weichen.

Eure Excellenz wünschen, daß ich ein Bild des jetzigen Geschäftsganges entwerfe; dazu mangelt mir aber jede Einsicht in das Gewebe dieser Administration. Ich sehe nur eine wahre Ameisengeschäftigkeit einer Menge Leute in den beiden Bureaus. Allein womit sich diese Leute beschäftigen, steht meinem Blicke um so ferner, als man hier mit der eifersüchtigsten Strenge die Ressortgrenzen bewacht und mir daher nicht einen Fuß breit Einschreitung in die Marine-Administrativgeschäfte gestattet.

---

[1]) Dasselbe ist leider nicht erhalten.

Zur Beurteilung der Zweckmäßigkeit dieser Isolirung erlaube ich mir einen Rückblick auf meine Anträge bei dem Beginne meiner hiesigen Thätigkeit. Ich hatte den mir gewordenen hohen Auftrag im allgemeinen dahin aufgefaßt, daß es meine Obliegenheit sein solle, das Flottenauflösungsgeschäft in allen seinen Zweigen in möglichst kurzer Zeit auf eine die materiellen Interessen der Verwaltung ausschließlich berücksichtigende Weise zum Zielpunkte meiner Thätigkeit zu machen. Wie wenig man über den Umfang und die Richtung meines Kommissoriums bei der Militärabteilung für die Marine klar war, ergab ja selbst der Umstand, daß man mich daselbst aufforderte, mein Kommissorium selbst zu formuliren. Ich konnte dasselbe nur in ganz allgemeinen Grenzen halten, in der Voraussetzung, daß bei näherer Kenntnisnahme des Geschäftsgangs an Ort und Stelle sich hinreichend Gelegenheit darbieten würde, dieses Kommissorium nach Bedürfnis zu erweitern. In diesem Hinblicke bezeichnete ich in einem unter dem 29. Mai v. J. erstatteten Berichte zwei Richtpunkte meiner Thätigkeit, die Entlassung des Personals und die Vereinfachung und Abkürzung des Rechnungswesens. Durch eine hohe Verfügung vom 12. Juni war die von mir beantragte Kompetenzerweiterung für unnötig erachtet und meine Thätigkeit einzig auf das ganz spezielle Veräußerungsgeschäft beschränkt. In einem von des Herrn Grafen von Thun Excellenz mir zugekommenen vertraulichen Handschreiben konnte ich bei aller Freundlichkeit des Ausdrucks recht gut die mir gegebene Lehre zwischen den Zeilen lesen: was deines Amtes nicht ist, da lasse deinen Vorwitz! Demzufolge widmete ich meine Zeit ausschließlich dem mir zugewiesenen Verkaufsgeschäfte. Eurer Excellenz darf ich versichern, daß ich mich diesem geist- und kraftlosen Geschäfte mit einem recht drückenden Gefühle hingegeben habe. Es stieg mir immer die Schamröte ins Gesicht, wenn ich bei der Liquidation meiner Diäten daran dachte, wie wenig eine so erbärmliche, für einen Handlungscommis weit besser als für einen Staatsmann passende Dienstleistung im Verhältnisse zu einer so splendiden Remuneration stehe. Dabei konnte mich nur eines beruhigen: die Ueberzeugung meines Gewissens, wie leicht es manchem andern in meiner Stellung sein würde, merkantilischen Vorteilen sich hinzugeben und eine solche Sinekure auf eine Reihe von Jahren sich zu sichern. Man mochte auch hierorts auf diese Reflexion manche Hoffnung gebaut haben, und ich gestehe, daß ich mich trotz der in meinem Gemüte liegenden Arglosigkeit dem Mißtrauen nicht entziehen konnte, daß es vielleicht in Frankfurt in den geschäftsleitenden unteren Regionen Leute geben dürfte, die mein Streben, diese kostspielige Marine so rasch als möglich und jeden Preises dem Bunde vom Halse zu schaffen, gar nicht sonderlich dankenswert finden dürften.

Bei meiner neulichen Anwesenheit in Frankfurt mußte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß meine in dem hohen Erlaß vom 12. Juni zurückgewiesene Ansicht: „es könne recht wohl von den Vorschriften zur Klarstellung der Geld-

und Materialverwendung abgesehen werden", selbst bei mehreren Gesandten durchaus keinen Anklang fand. Wie ich höre, so ist es jetzt die unklare Materialrechnung der — Eckernförder! welche alle Federn in Bewegung setzt. Ein den Bund interessirendes Komptabilitätsresultat wird darin gar nicht gesucht, sondern einzig die Beordnung der Rubriken in dem vorschriftsmäßigen Rechnungsstil ist der Zielpunkt dieser unermüdlichen Thätigkeit! Frage ich: welche bewaffnete Einschreitung dieses müßige Rechnungsgeschäft erfordere, um damit die Forterhaltung eines an vierzig Mann betragenden Marinesoldaten-Detachements zu rechtfertigen, so wundert man sich über meine Gehässigkeit gegen die Militärplasmen, welche den Spaziergängern am Bremer Hafen sogar die Sonntagsfreude entziehen will, durch den Anblick eines sauber montirten, vor der Geschützniederlage Wache stehenden Nordlandsrecken noch an die schöne Vergangenheit erinnert zu werden.

Wünschen demnach Eure Excellenz Vorschläge, wie diesem unnützen und kostspieligen Geschäftstreiben ein rasches Ziel zu setzen sei, so erlaube ich mir folgende Anträge:

1. Es muß vor allem das in der hohen Verfügung vom 7. Januar beschlossene System der Entkleidung des militärischen Charakters der Administration konsequent durchgeführt werden. Dahin zähle ich die unverzügliche Dienstentlassung des Admirals Brommy, der offenbar in Ermanglung jeder Beschäftigung und Gelegenheit zur Autoritätsübung auf jeden Schritt mir störend entgegentritt. Die Beilagen liefern einen neuen Beweis dieser Thatsache. Brommy hatte mir zu dem in der Verfügung vom 7. Januar anzustellenden Zivilkapitän einen Günstling, den Lieutenant Reichert, empfohlen, gerade den Mann, den ich am allerungeeignetsten finden mußte. Sobald er bemerkte, daß ich einen andern, den Fähndrich Ubbelohde, zu dieser Stelle ins Auge gefaßt habe, dachte er mir die Gelegenheit zu entziehen, mit diesem Manne mich zu besprechen. Dieser Intrigue zu entgehen, blieb mir nichts übrig, als eine Reise zu dem Fähndrich zu machen, der anständig eine solche zu mir hätte machen können.

Der Mann hatte die Abneigung des Admirals kaum vernommen, als ihm der Esprit de corps in die Stirne fuhr und er mir die Annahme dieser Zivilkapitänstelle rund abschlug.

Welche Verzögerung er in das Abgabegeschäft der Kanonenboote zu legen gewußt hat, habe ich bereits berichtet. Schon unter dem 17. Dezember habe ich ihn aufgefordert, eine zweckmäßige Ausscheidung der verschiedenen Teile des Marinezubehörs zum Zwecke eines Versteigerungskataloges vorbereiten zu lassen. Ich habe bis diese Stunde keine Antwort! Nichtsdestoweniger lähmt seine disziplinarische Autorität nicht selten meine Wirksamkeit, weil die meine ganze Stellung begreiflicherweise mit ungünstigen Blicken betrachtenden Marineoffizialen mit wenigen Ausnahmen ohnehin einen sehr geringen Eifer bezeigen, mich durch Rat und That zu unterstützen.

Die Uebergabe der beiden übrigen Schiffe ist auf den 20. Januar bestimmt. Es würde ganz geeignet sein, wenn mit diesem Akt auch die Thätigkeit des Admirals ihre Beendigung fände.

2. Sämtliche restirenden Geschäfte werden sich sodann reduziren

a) auf die Ueberwachung des noch vorhandenen Marinematerials bis zu dessen Versteigerung,

b) auf die Abschlüsse der Geldrechnungen und Auszahlungen der rückstehenden Forderungen, namentlich der Kautionskapitale, endlich

c) der Verrechnung der Versteigerungsgelder.

Alle diese Erledigungen würden einer Ziviladministrationskommission zu unterwerfen sein, welche unter Leitung des Bundeskommissars solche nach dem Bedürfnis teils kollegialisch, teils bureaumäßig zu Ende brächte. Zur Materialoberaufsicht würde ich den Seezeugmeister Weber und zu dem Kassenabschlusse den Intendanten Bernau, unter Assistenz eines demselben konvenirenden Gehilfen, und zur Verrechnung der Versteigerungseinnahme irgend einen der habilsten unter den Zahlmeistern mir vorzuschlagen erlauben. Würde von seiten des Bundestagsausschusses mein bereits früher beantragtes Prinzip Beifall finden, lediglich die Geldfrage: wieviel die Bundeskasse noch an Gewähr der Rechnungsführer zu erwarten habe? ins reine zu setzen, was bei einer sachgemäßen Prüfung der Journaleinträge sich in vierzehn Tagen vollständig erledigen läßt, so könnte die Entlassung des Intendanten Bernau in der kürzesten Frist erfolgen, und da die Versteigerungsfrist mit dem letzten März abläuft, so würde auch diese Administrativkommission ihr Geschäft bis Mitte April zu Ende bringen können. Mögliche Geschäftsreste würden dann auf keinen Fall der Beibehaltung einer Lokalbehörde bedürfen, sondern von der Militärkommission in Frankfurt unmittelbar abgethan werden können.

Alles dieses bedingt jedoch eine energische Ueberwachung der Geschäftsthätigkeit eines jeden einzelnen in seiner Branche unter möglichster Dispensation von geschäftsverzögernden Formalien. Am meisten liegt hierbei in der Hand des Seezeugmeisters, eines sehr habilen Mannes, dessen Thätigkeit freilich nichts mehr beflügeln würde, als wenn ihm die Hoffnung einer angemessenen Anstellung auf den Fall einer beifälligen Diensterweisung in Aussicht gestellt würde. Er ist ein außerordentlich vielseitiger Geschäftsmann, der mit der Fähigkeit, sich leicht in alle Verhältnisse zu finden, die sehr schätzbare Eigenschaft eines unermüdlichen Fleißes verbindet. Sollte denn bei dem Bundesfestungsbau sich nicht irgend eine schickliche Verwendung für ihn finden? Weber und Lieutenant Pougin sind bis jetzt diejenigen gewesen, die mich in meiner Wirksamkeit ehrlich und mit gewissenhaftem Rat unterstützt haben.

Es versteht sich von selbst, daß in Bezug auf meine Person Ehre und Pflichtgefühl mir gebieten müssen, jeder Aufforderung zur vermehrten Thätigkeit mit der größten Bereitwilligkeit zu entsprechen, dafern das Vertrauen einer

hohen Behörde mich zur Leitung dieser Abwickelungskommission zu beauftragen sich veranlaßt sehen sollte. Ist mir doch in der Abkürzung dieses kostspieligen Verwaltungsgeschäftes das einzige Mittel gegeben, mich beruhigen zu können, mein erhaltenes Geld nicht mit Sünden verdient zu haben. Es ist meine Sache nicht, die Odiosa meiner Stellung herauszuheben und in Ermangelung von Großthaten mich mit Großleiden zu brüsten. Hätte ich vergessen können, daß die stolze Herrscherin der Zeit, die öffentliche Meinung, ein solches Geschäft nicht mit Ehrenbechern zu honoriren pflegt, so hätten mich Kladderadatsch und Konsorten mit ihren Geistesspenden täglich daran erinnert. Konsequent meinen Subordinationsbegriffen habe ich mich nach dem Verlangen des Herrn Grafen Thun in die mir vorgeschriebene demütige Passivität pflichtmäßig gefügt. Wollen Eure Excellenz günstigere Erfolge meiner Thätigkeit erzielen, so versetzen Sie mich nur in die Lage, mit der Kraft auftreten zu können, welche ein energischer Geschäftsbetrieb erfordert. In der Verkaufsache der beiden übrigen Schiffe fürchte ich fortwährend, keine großen Lorbeeren pflücken zu können und am wenigsten in Ansehung des „Erzherzog Johann“ einen günstigen Erfolg prognostiziren zu können. Wegen dieses Schiffes ist doch nicht ein einziges Angebot, ja nicht einmal eine Nachfrage geschehen. Einige hiesige Spekulanten, Schiffsbauer, hatten die Idee, das Schiff nach England zu bringen, dort die Maschinen zu verkaufen und den Körper in ein Segelschiff umzuwandeln. Man soll ihnen aber kaum etwas mehr als den Eisenpreis geboten haben. Ich habe mich jetzt nach England gewendet, um durch die Vermittelung des Herrn de Buck nur wenigstens eine Konkurrenz hervorzurufen und nicht die Bremer Kaufliebhaber in die günstige Situation zu versetzen, so ganz allein auf dem Markte zu stehen. Mein einziger Haltpunkt ist die möglichste Verbreitung der Meinung, daß der Bundestag am Ende doch, wenn zu geringe Gebote erfolgten, sich entschließen würde, die Schiffe an Oesterreich abzugeben, und daß ich den Leuten zu verstehen gebe, einzig der Umstand, daß dem Bundestage Geld lieber als Papier sei, könne ihnen zu statten kommen, dafern sie nur einigermaßen Preise offerirten, welche nicht geradezu wie die vorliegenden den Bundestag dem allgemeinen Spott aussetzen müßten.

Die von Eurer Excellenz berührte Rückzahlung der Zahlmeisterkautionen scheint mir das geringste Bedenken darzubieten, denn man hat diesen Leuten selten mehr bares Geld verabfolgt, als das monatliche Bedürfnis erforderte. Doch kenne ich für den Moment die Sache zu wenig, weil mir jede Gelegenheit entzogen war, in das Innere der Verwaltung einen Blick zu werfen.

Am wenigsten möchte ich es rätlich finden, von Frankfurt aus die ohnehin allhier abundirenden Schreibereikräfte noch zu vermehren. Auch hiebei muß ich meine oben ausgedrückte Besorgnis wiederholen, daß ich von den Frankfurter Offizialen einen großen Accelerationstrieb kaum erwarte.

Der mir gemachten Aufgabe, die beiden großen Schiffe um den Taxwert

zu assekuriren, werde ich pflichtmäßig entsprechen, obschon offenbar durch den überschätzten Wert einige hundert Thaler zum Fenster hinausgeworfen werden, wenn nicht mein bundeskommissariatisches Gebet:

„O heiliger Florian,
Verschone mein Haus und zünde die Flotte an!"

Erhörung finden sollte. Die Zeichnung der Assekuranz kann nicht vollständig in Bremen wegen der Größe der Summe bewirkt werden. Ich werde mich daher auch nach Hamburg wenden müssen. Ueber alle diese Gegenstände wird zu seiner Zeit offizieller Bericht erstattet werden.

Mit den Gesinnungen unveränderlicher Verehrung verharrend

Eurer Excellenz
gehorsamster
Fischer.

III.

Schreiben des im Präsidium substituirten Königlich preußischen Bundestagsgesandten v. Bismarck an den Kommissarius, Geheimen Staatsrat Dr. Fischer in Bremerhaven, betreffend Entscheidungen auf die vorgeschriebene achttägige Berichterstattung des letzteren.

Frankfurt a. M., 31. August 1852.

Auf Ihren periodischen Bericht vom 16. d. Mts., welcher, statt der in den Verfügungen vom 12. Juni und 16. Juli cr. vorgeschriebenen acht-tägigen Berichterstattung, den Zeitraum vom 1. bis 15. August umfaßt, wird Ihnen hiermit eröffnet, daß

1. das Oberkommando der Marine heute aufgefordert ist, über den Zustand des Materials, welches zum Schleusenbau des Trockendocks beschafft wurde, und von welchem sich nach Ihrem Berichte eine Quantität Bauholz, anscheinend durch zweckwidrige Haufenschichtung, gänzlich verstockt und unbrauchbar erwiesen hat, zu berichten.

2. In Bezug auf den Wert dieses Materials ist die Intendantur angewiesen, Ihnen die Einsicht in die bei derselben befindlichen, von der Großherzoglich oldenburgischen Regierung selbst aufgestellten Liquidationen und Beläge zu gestatten, woraus die Beschaffungskosten dieses Materials und somit dessen ursprünglicher Wert genau ersichtlich sind.

Es wird daher einer Abschätzung durch Sachverständige um so weniger bedürfen, als dieselbe mehr Zeit und Kosten erfordert und dessenungeachtet nur annähernd den wirklichen Wert ermitteln kann.

3. Auf eine Versendung der „Hansa" nach Amerika kann nicht eingegangen werden, weshalb die Mitteilungen über die Möglichkeit des Verkaufs dieses Schiffes in einem amerikanischen Hafen zu keinem Resultate führen.

4. Die vorhandenen Arsenalgegenstände, deren Verkauf erst wird erfolgen können, wenn die Schiffe selbst veräußert sind, werden, soweit sie nicht vom „Christian VIII." ꝛc. herrühren, keinen Zweifel über ihren Wert zulassen, da die diesfallsigen Beläge sich bei der Marine-Intendantur befinden und zu Ihrer Einsicht bereit sind. Diejenigen Gegenstände, deren Ankauf von den Marinebehörden nicht erfolgt ist, werden dagegen durch eine vom Oberkommando im Einvernehmen mit den anderen Marine-Lokalbehörden zu bildende gemischte Kommission nach Analogie der für selbstbeschaffte ähnliche Gegenstände bezahlten Preise abzuschätzen sein.

5. Da nunmehr der ursprünglich bestimmte Termin von 6 Wochen zur Veräußerung der Schiffe abgelaufen ist, ohne daß weitere Angebote erfolgt wären, so empfiehlt es sich, vor weiterer Entscheidung die Antwort der Kaiserlich brasilianischen Regierung, welche bis Mitte September cr. in England sein kann, abzuwarten, und ist deshalb und in Berücksichtigung der von dem Schiffsmakler Ichon ausgesprochenen Ansicht ein Termin zur Veräußerung der Schiffe bis auf weiteres nicht anzusetzen.

In Bezug auf die Kanonenboote werden Sie jedoch, falls die in Ihrem Berichte vom 20. Juli cr. gemeldeten Verhandlungen mit mehreren Regierungen kein befriedigendes Resultat ergeben haben, schon jetzt ermächtigt, den Versuch einer öffentlichen Versteigerung zu machen.

6. Ihre Motive für die in den Schiffsbeschreibungen enthaltenen Schätzungspreise werden in einer besonderen Verfügung behandelt werden.

Der im Präsidium substituirte Königlich preußische
Bundestagsgesandte
v. Bismarck.

IV.

Schreiben des im Präsidium substituirten Königlich preußischen Bundestagsgesandten v. Bismarck an den Bundeskommissarius, Geheimen Staatsrat Dr. Fischer zu Bremerhaven, betreffend die geringere Taxirung des Wertes der deutschen Schiffe.[1])

Frankfurt a. M., den 31. August 1852.

Auf die Ihnen durch Verfügung vom 6. d. Mts. aufgegebene, von Ihnen in den periodischen Geschäftsbericht vom 16. d. Mts. aufgenommene Angabe der Motive, welche Sie veranlaßt haben, die Schiffe der deutschen Flotte mit einem geringeren Taxwert bekannt zu machen, wird Ihnen eröffnet, daß diese Motive nicht überall als zutreffend haben erkannt werden können.

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten nachzutragen.

Nachdem Ihnen bei Aushändigung Ihres Kommissoriums ein Exemplar der von der diesseitigen technischen Abteilung angefertigten, dem Bundesprotokolle beigefügten und somit allen deutschen Regierungen mitgeteilten approximativen Schiffstaxe übergeben worden ist, hätte Ihnen ein Zweifel über die Giltigkeit dieser Schiffstaxe selbst dann nicht aufsteigen sollen, als Ihnen vom Oberkommando der Marine andere Taxwerte der Schiffe angegeben wurden, und falls sich Ihnen bei der Verschiedenheit der Taxe Bedenken aufdrängten, ob die Taxe der unteren Behörde etwa die richtigere sei, gegenüber der Ihnen von der höchsten Behörde offiziell mitgeteilten, so hätte Ihnen der zwischen dem Empfang Ihres Kommissoriums und der öffentlichen Bekanntmachung liegende Zeitraum von 10 Wochen hinlänglich Zeit zum Vortrage dieser Bedenken und zur Entgegennahme einer Aufklärung gestattet; auch hätte die Erwägung allein, daß die Ihnen diesseits zugestellte Taxation den Regierungen der deutschen Bundesstaaten mittelst des eingangs erwähnten Protokolls bekannt sein müsse, Sie abhalten sollen, Veränderung geschweige denn eine Verminderung daran vorzunehmen; denn Sie werden sich den Eindruck nicht verhehlen können, den der Vergleich dieser beiden Wertangaben, zwischen welchen nur die Frist weniger Monate liegt, machen muß. — Wenn Ihnen die in der Erfahrung begründete und bei der diesseitigen Taxation angenommene Abnützungsrate von $^1/_{15}$ pro anno zu hoch geschienen hat, da nach Ihrer Ansicht alsdann nach 15 Jahren das Fahrzeug keinen Wert mehr haben würde (was ohne Zweifel der Fall wäre, wenn auf dessen Unterhaltung nichts verwendet würde), so hätte erwartet werden müssen, daß nach dieser Theorie die Abnützungsrate kleiner und somit der Wert der Schiffe nach Ihrer Schätzung größer ausfallen werde; es muß daher um so mehr befremden, daß Sie im Gegenteil die Schiffe zusammen um 302980 Rheinisch Crt. oder 530215 Gulden Rheinisch geringer geschätzt haben, wozu Sie sich, auf Ihre eigene Verantwortung, nach dem Ihnen erteilten Kommissorium um so weniger hätten befugt halten sollen, als Sie nicht einmal ermächtigt waren, bei einem den diesseitigen Taxwert erreichenden Angebot ohne vorherige Genehmigung den Zuschlag zu erteilen.

Das Oberkommando der Marine ist übrigens heute aufgefordert, sich über die Ihnen mitgeteilten Taxpreise zu rechtfertigen.

Der im Präsidium substituirte Königlich preußische
Bundestagsgesandte
v. Bismarck.

Bismarck im Antiquariat.

Bismarck im Antiquariat.

An erster Stelle lasse ich zwei Briefe folgen, die in Berlin schon vor vielen Jahren zur Auktion gelangten, und welche lauten:

An den Vetter Gustav.[1])

Berlin, 21. Januar 1852.

(Bismarck hätte seine Tante und verehrten Vettern gern wiedergesehen:) Aber ich habe nicht über eine freie Stunde hinter einander disponiren können, seit ich hier bin. Morgen abend muß ich aufbrechen und den Tag Deiner Hochzeit zu einer sehr unbehaglichen Bundessitzung in Frankfurt verwenden. Ich kann Dir daher nur schriftlich meinen herzlichen Glückwunsch und meinen Dank für die Herstellung einer neuen, ausgezeichnet liebenswürdigen Cousine aussprechen 2c. 2c. Gottes Segen wolle mit Deiner Ehe sein.

Dein treuer Vetter

v. Bismarck.

*

An den Freiherrn v. Rothschild.[2])

Carlsbad, 9. Juli 1863.

Mit verbindlichstem Dank beehre ich mich Ew. Hochwohlgeboren die Anlagen zurückzustellen, von denen Seine Majestät der König mit Interesse Kenntnis genommen hat.

Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich

Eurer Hochwohlgeboren

ergebenster

v. Bismarck.

*

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten erwähnt, dagegen sind die übrigen dort nachzutragen. Die drei zuletzt aufgeführten sind erst nach dem Erscheinen der genannten Regesten bekannt geworden.

[2]) Mit Kuvert, auf welchem die eigenhändig geschriebenen Worte: „Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Freiherrn v. Rothschild mit verbindlichstem Danke v. Bismarck." Mit Siegel.

An den Gutsbesitzer Theodor v. Bismarck-Bohlen auf Karlsburg in Pommern.

Berlin, 23. Mai 1864.

Lieber Theodor!

Der König geht mit dem Gedanken um, dem Feldmarschall Wrangel bei seinem bevorstehenden Ausscheiden aus dem Dienste eine Dotation zu gewähren und zu diesem Behufe, in Ausführung eines schon vom hochseligen König angeregten Gedankens, Wrangelsburg anzukaufen, falls diese seinerzeit zur Versteigerung gelangte Besitzung zu annehmbaren Bedingungen zu haben ist.

Seine Majestät hat mich heute schriftlich beauftragt, zunächst bei Dir, als nahem Nachbarn und Sachkundigen, Erkundigungen darüber einzuziehen, ob Wrangelsburg gegenwärtig käuflich ist, für welchen Preis, und wie sich letzterer zum landesüblichen Werte der Besitzung verhält.

Du hast also wohl die Freundlichkeit, mir in dieser Beziehung mitzuteilen, was Dir zugänglich ist. Da durch das Verlautbaren der eigentlichen Absicht das Geschäft, wenn es überhaupt zu machen ist, erheblich verteuert werden würde, so empfiehlt es sich vielleicht, wenn Du anscheinend im eigenen oder im Interesse eines andern möglichen Käufers die nötigen Ermittlungen anstellst.

Verzeih, daß ich Dich im Allerhöchsten Dienst mit diesen Dingen behellige, es läßt sich nicht anders machen.

Uns geht es mit Gottes Hilfe wohl; nur fühle ich mich von der ununterbrochenen Anstrengung allgemein körperlich matt und sehne mich nach einer ausruhenden Pause, ohne daß ich die Möglichkeit voraussehe, den dazu nötigen Stillstand in die Tretmühle zu bringen.

Meine Frau grüßt herzlich.

Dein treuer Vetter

v. Bismarck.[1])

*

An die Prinzeß Karl von Preußen.

Spätherbst 1864, Sonnabend.

Durchlauchtigste Prinzessin!

Ich bin nach dem Zustand meiner Gesundheit leider nicht in der Möglichkeit, mein Zimmer zu verlassen und mich auch nur so weit anzuziehen, daß ich es könnte. Jeder Versuch dazu, den dienstliches Gefühl mich hat unternehmen lassen, ist von großem Nachteil für mein Befinden gewesen, und kann ich einen solchen nicht wiederholen, bevor eine Besserung nicht eingetreten ist. Ich bin daher zu meinem Schmerze außer stande, den gnädigen Befehlen Eurer

---

[1]) Der Ankauf von Wrangelsburg für den Feldmarschall scheiterte an den zu hohen Forderungen des Eigentümers des Wrangelschen Stammgutes.

Königlichen Hoheit für morgen Folge zu leisten, indem ich nicht einmal den täglichen Anforderungen des Allerhöchsten Dienstes zu entsprechen vermag.

In tiefster Ehrerbietung verharre ich

Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigster Diener

v. Bismarck.

*

An Herrn Gustav v. Puttkamer.[1])

Berlin, 11. November 1871.

Lieber Gustav,

ich habe die Papiere, welche auf Lehngüter Bezug haben, Receß-, Pachtverträge u. s. w., nach Möglichkeit hervorgesucht, aber in der Eile nicht die Zeit gehabt, sie zu verpacken und Dir zuzuschicken. Ich habe sie auf das Sofa in der Vorderstube des alten Herrn gelegt und Billrok beauftragt, sie zu Deiner Verfügung zu stellen. Brauchst Du weiteres, so laß nachsuchen; ich bin ermüdet von der Papiermasse, die alle Spinden füllt. Sobald Du von rechtskundiger Hand einen Entwurf über die Auseinandersetzung hast machen lassen, wird Drews hier bereit sein, mit Deinem Beauftragten in Verbindung zu treten, eventuell ich mit Bernhard, der leider noch immer über seine Leber klagt.

Ich habe leider jetzt wenig Zeit, mich in meinen Privatangelegenheiten selbst zu beschäftigen. Die amtliche Qual ist groß und mir um so schwerer, als ich wegen Johannas Gesundheit in Sorgen bin.[2]) Ich hoffte, sie doch etwas kräftiger wiederzufinden; sie war aber matter wie bei meiner Abreise. Sie mag nicht essen und kann nicht schlafen.

Ich schreibe hauptsächlich, um zu fragen, ob Du willst, daß ich wegen der auf den Lehngütern für mich stehenden Kapitalien, die ich wegen meiner Salitzer Schulden und anderer Lauenburger Verbindlichkeiten cediren muß, die Unkündbarkeit auf einige Jahre, etwa bis 1880, stipuliren soll. Es war mir das, nachdem ich es in Rücksicht auf den alten Herrn verlangt hatte, zugesagt, und ich kann es noch fordern, sobald es Dir convenirt.

Empfiehl mich der verehrten Cousine.

Dein treuer Vetter

v. Bismarck.

*

---

[1]) In Band I des Bismarck-Portefeuilles heißt es irrtümlich: Gustav zu Putlitz.

[2]) „Johanna" ist bekanntlich die Gemahlin des Fürsten, der „alte Herr" war sein Schwiegervater, Herr v. Puttkamer; der Brief ist nach dem Tode des alten Herrn geschrieben und sollte die Erbteilung zwischen Bismarck und den Mitgliedern der Familie v. Puttkamer einleiten. Daß der Staatsmann dabei alle Rücksichten üben wollte, ist unverkennbar. Die „auf den Lehngütern stehenden Kapitalien" waren seine Mitgift, die er nun erst flüssig machte, um seine Lauenburger Güter möglichst schuldenfrei zu gestalten.

Schließlich sei eine Frage beantwortet, die sich manchem Leser aufgedrängt haben wird: Wie kommen derlei Briefe in den Autographenhandel? „Bezüglich dieser Briefe," so schreibt das „Neue Wiener Tageblatt" vom 30. September 1894, „wissen wir zufällig die Antwort. Den Brief an die Prinzeß Karl nahm eine Hofdame an sich und schenkte ihn einem Autographensammler, der ihn nach Jahren bei einem Antiquar losschlug. Der Brief an Gustav v. Puttkamer wurde von diesem an seinen Rechtsfreund gegeben und kam zu den Akten. Vermutlich durch einen Schreiber dieses Anwalts wurde der Brief an einen Wiener Antiquar verkauft, von diesem an einen Berliner Sammler, der ihn gegen andere Autographen vertauschte. Der Brief an Graf Bismarck-Bohlen kam nach dessen Tode mit seiner Bibliothek an ein Berliner Antiquariat, dann an einen Sammler, von diesem sehr bald an einen andern Sammler und schließlich zur Auktion. Hoffentlich sind die Leser dieser Mitteilungen die letzten, die diesen raschen Kreislauf und damit die Möglichkeit dieser Veröffentlichung schelten."

Personen-Register.





